Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

768—772stes Bändchen.

Enthält:

Denkwürdigkeiten eines Arztes.

9—13. Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. F. Mayer.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Denkwürdigkeiten

eines

Arztes.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. August Zoller.

9—13. Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

XLII.

Der Greis.

Gilbert hatte nicht die Landstraße gewählt, aus Furcht verfolgt zu werden; er erreichte von Gehölze zu Gehölze einen Wald, in welchem er endlich anhielt.

Er hatte in drei Viertelstunden ungefähr anderthalb Lieues zurückgelegt.

Der Flüchtling schaute umher: er war ganz allein. Diese Einsamkeit beruhigte ihn, er versuchte es, sich der Landstraße zu nähern, welche nach seiner Berechnung nach Paris führen mußte.

Aber Pferde, die er, geleitet von orangefarbigen Livreen aus dem Dorfe Roquencourt kommen sah, erschreckten ihn dergestalt, daß er von der Versuchung, den Landstraßen zu trotzen, geheilt war und sich wieder in das Gehölze zurückwarf.

„Bleiben wir im Schatten dieser Kastanienbäume," sagte Gilbert zu sich selbst. „Wenn man mich irgendwo sucht, so geschieht es auf der Landstraße. Diesen Abend werde ich mich von Baum zu Baum, von Seitenweg zu Seitenweg nach Paris schleichen. Man sagt, Paris sei groß, ich bin klein, man wird mich dort verlieren."

Dieser Gedanke kam ihm um so besser vor, als das Wetter schön, das Gehölze schattig, der Boden moosig war. Die Strahlen einer scharfen Sonne, welche hinter den Hügeln von Marly zu verschwinden anfing, hatten die Kräuter getrocknet und aus der Erde jene süßen Früh-

lingswohlgerüche gezogen, welche theils der Blume, theils der Pflanze angehören.

Man war zu der Stunde des Tages gelangt, wo die Stille sanfter und tiefer von dem Himmel fällt, der sich zu verdüstern anfängt, zu der Stunde, wo die Blumen, indem sie sich schließen, das in ihrem Kelche entschlummerte Insekt verbergen. Die goldenen Fliegen kehren summend in die Höhlung der Eichen zurück, die ihnen als Asyl dienen, die Vögel ziehen stumm in das Blätterwerk, wo man nur noch das rasche Streifen ihrer Flügel hört, und der einzige Gesang, der noch ertönt, ist das scharfe Pfeifen der Amsel und das schüchterne Zwitschern des Rothkehlchens.

Gilbert war mit den Waldungen vertraut, er kannte ihr Geräusch und ihr Stillschweigen. Er warf sich auch, ohne länger nachzudenken, ohne sich knabenhaften Befürchtungen hinzugeben, auf das Heidekraut, das da und dort mit Blättern, die der Winter zernagt, bestreut war.

Mehr noch, statt unruhig zu sein, fühlte Gilbert eine unermeßliche Freude. Er schlürfte in langen Wellen die freie, reine Luft ein; er fühlte, daß er auch diesmal als Stoiker über alle Fallen, die man der menschlichen Schwäche gestellt, triumphirt hatte. Was lag ihm daran, ob er Brod, ob er Geld besaß, ob ihm eine Zufluchtsstätte geöffnet war? Hatte er nicht seine liebe Freiheit? verfügte er nicht im ganzen Umfange über sie?

Er streckte sich also am Fuße eines riesigen Kastanienbaumes aus, der ihm ein weiches Bett zwischen den Armen von zwei dicken, moosbewachsenen Wurzeln bot, und entschlief, während er den Himmel anschaute, der ihm zulächelte.

Der Gesang der Vögel weckte ihn; es war kaum Tag. Als er sich auf seinen durch die Berührung des harten Holzes gelähmten Arm erhob, sah Gilbert die bleiche Dämmerung den dreifachen Ausgang eines Kreuzweges bestreifen, während da und dort auf Fußpfaden, die der Thau befeuchtet, rasche Kaninchen mit gesenktem Ohr

sprangen, und der neugierige Hirsch, der auf seinen stählernen Spindeln einherschritt, mitten in einer Allee stehen blieb, um den unbekannten Gegenstand zu beschauen, welcher unter einem Baume lag und ihm so schnell als möglich zu fliehen rieth.

Sobald sich Gilbert erhoben hatte, fühlte er Hunger; er hatte, wie man sich erinnert, nicht mit Zamore speisen wollen, so daß er seit seinem Frühstück in den Mansarden von Versailles nichts zu sich genommen. Als er sich unter den Bögen eines Waldes wiederfand, er, der so unerschrocken die großen Forsten von Lothringen und Champagne durchmessen, glaubte er sich noch unter den Baumgruppen von Taverney, oder in den Schlägen von Pierrefitte, erweckt durch die Morgenröthe, nach einem für Andrée unternommenen nächtlichen Anstand.

Aber damals fand er stets in seiner Nähe ein durch den Hühnerruf überraschtes Feldhuhn, einen Fasan, den er auf einem Aste geschossen, während er diesmal in seinem Bereiche nichts sah, als seinen Hut, der, auf dem Wege bereits sehr mißhandelt, durch die Feuchtigkeit des Morgens beinahe ganz zu Grunde gerichtet worden war.

Es war also kein Traum, den er gemacht hatte, wie er Anfangs bei seinem Erwachen glaubte. Versailles und Luciennes waren eine Wirklichkeit, von seinem triumphartigen Einzuge in das eine, bis zu seiner raschen Flucht aus dem andern.

Was ihn mehr noch zu der Wirklichkeit zurückführte, war ein Hunger, der immer mehr zunahm und folglich immer schmerzlicher wurde.

Maschinenmäßig suchte er sodann um sich her die saftigen Maulbeeren, die wilden Pflaumen, die krachenden Wurzeln seiner Wälder, deren Geschmack, wenn auch herber als der der Rübe, darum doch den Holzhauern, welche am Morgen, ihr Werkzeug auf dem Rücken, den Bezirk der Urbarmachung suchen, nicht minder angenehm ist.

Doch abgesehen davon, daß es noch nicht die Jahreszeit war, erblickte Gilbert um sich her nur Eschen, Ulmen,

Kastanienbäume und die ewige Eichelmast, welche sich im Sande gefällt.

„Vorwärts, vorwärts," sprach Gilbert zu sich selbst, „ich werde geraden Wegs nach Paris gehen. Ich kann drei bis vier Lieues, höchstens fünf davon entfernt sein; das ist ein Marsch von zwei Stunden. Was liegt daran, daß man zwei Stunden mehr leidet, wenn man sicher ist, nachher nicht mehr zu leiden? In Paris hat Jedermann Brod, und der erste Handwerksmann, dem ich begegne, wird mir, wenn er einen ehrlichen und arbeitsamen jungen Mann sieht, Brod für Arbeit nicht verweigern. In einem Tag findet man in Paris das Mahl vom kommenden Tag, was brauche ich mehr? Nichts, wenn nur jeder kommende Tag mich größer macht, erhebt und dem Ziele nähert, das ich erreichen will."

Gilbert verdoppelte seine Schritte; er wollte die Landstraße wieder erreichen, aber er hatte jedes Mittel verloren, sich zu orientiren. In Taverney und in allen Waldungen der Umgegend kannte er den Osten und den Westen; jeder Sonnenstrahl war für ihn eine Anzeige des Weges. In der Nacht war jeder Stern, so unbekannt er ihm auch unter seinem Namen Venus, Saturn oder Lucifer sein mochte, ein Führer. Doch in dieser neuen Welt kannte er ebenso wenig die Menschen, als die Dinge, und er mußte mitten unter den einen und den andern seinen Weg auf den Zufall herumtappend finden.

„Zum Glück habe ich Pfähle gesehen, worauf die Straßen angezeigt sind," sagte Gilbert zu sich selbst.

Und er ging bis zu dem Kreuzwege, wo er diese Pfähle wahrgenommen hatte.

Es fanden sich in der That drei Wege; der eine führte nach dem Marais-Jaune; der andere nach dem Champ-de-l'Alouette; der dritte nach dem Trou-Salé.

Gilbert war etwas weniger vorgerückt als zuvor; er lief drei Stunden ohne aus dem Walde herauskommen zu können.

Der Schweiß rieselte von seiner Stirne; zwanzigmal

hatte er seinen Rock und seine Weste abgelegt, um irgend einen riesigen Kastanienbaum zu erklettern; als er aber den Gipfel desselben erreichte, sah er nur Versailles, Versailles bald zu seiner Rechten, bald zu seiner Linken, Versailles, wohin ihn ein Mißgeschick beständig zurückzuführen schien.

Halb verrückt vor Wuth, blieb Gilbert, der sich nicht auf die Landstraße wagte, in der Ueberzeugung, ganz Luciennes laufe ihm nach, immer in der Mitte des Waldes, und kam endlich über Viroflay, Chaville und Sèvres hinaus.

Es schlug halb sechs Uhr in dem Schlosse Meudon, als er das zwischen der Manufactur und Belle-Vue liegende Kapuzinerkloster erreichte: hier stieg er auf ein Kreuz, mit der Gefahr, es zu zerbrechen und sich rädern zu lassen, wie Sirven durch den Spruch des Parlaments, und erblickte die Seine, den Flecken und den Rauch der ersten Häuser.

Aber neben der Seine, mitten im Flecken, vor der Schwelle dieser Häuser, lief die Landstraße von Versailles hin, von der er sich nothwendig fern halten mußte.

Gilbert war einen Augenblick weder mehr müde, noch hungrig. Er sah am Horizont einen großen Haufen von Häusern, welche sich im Morgendunste verloren, dachte, es wäre Paris, nahm seinen Lauf in dieser Richtung und hielt nicht eher an, als bis er fühlte, daß ihm der Athem ausging. Er befand sich mitten in dem Walde von Meudon, zwischen Fleury und Plessis-Piquet.

„Vorwärts, vorwärts," sagte er umherschauend, „keine falsche Scham. Ich muß nothwendig einem frühzeitigen Arbeiter begegnen, einem von denjenigen, welche ein großes Stück Brod unter dem Arm an ihr Geschäft gehen. Ich sage zu ihm: „„Alle Menschen sind Brüder und müssen sich folglich gegenseitig unterstützen. Ihr habt da mehr Brod, als Ihr, nicht nur für Euer Frühstück, sondern für den ganzen Tag braucht."" Und dann wird er mir die Hälfte seines Brodes reichen.

Der Hunger machte Gilbert noch philosophischer und er setzte seine geistigen Betrachtungen fort.

„In der That," sagte er, „ist nicht Alles den Menschen auf Erden gemein? Gott, diese ewige Quelle aller Dinge, hat er diesem oder jenem die Luft, welche den Boden befruchtet, oder den Boden, der das Getreide befruchtet, gegeben? Nein, es haben nur Mehrere ursurpirt; doch in den Augen des Herrn, wie in den Augen des Philosophen, besitzt Niemand; derjenige, welcher hat, ist nur der, welchem Gott geliehen hat."

Gilbert faßte mit einem natürlichen Verstand die schwankenden, in jener Zeit unentschiedenen Ideen zusammen, welche die Menschen in der Luft schweben und über ihren Kopf hinziehen fühlten, wie die Wolken, die nach einem Punkte getrieben werden und sich anhäufend am Ende einen Sturm bilden.

„Einige," fuhr Gilbert, während er seinen Weg verfolgte, fort, „Einige behaupten mit Gewalt, was Allen gehört; diesen kann man mit Gewalt entreißen, was sie nur zu theilen berechtigt sind.

„Wenn mein Bruder, der zu viel Brod für sich hat, mir einen Theil von seinem Brod verweigert, nun! . . . so nehme ich es ihm mit Gewalt und ahme hierin das animalische Gesetz nach, das die Quelle ist von allem gesunden Menschenverstand und aller Billigkeit, denn es entspringt dem natürlichen Bedürfniß. Wofern jedoch mein Bruder nicht zu mir sagt: „„Der Theil, den Du forderst, ist der von meiner Frau und meinen Kindern;" oder auch: „Ich bin stärker als Du, und werde dieses Brod trotz Deiner Einsprache essen."""

Gilbert war in dieser Stimmung eines nüchternen Wolfes, als er zu einer Lichtung gelangte, deren Mittelpunkt eine Pfütze mit röthlichem, von Schilfrohr und Nympheen eingefaßten Wasser bildete.

Auf dem grasbewachsenen Abhang, der bis zu dem Wasser lief, welches in allen Richtungen von langfüßigen

Insekten bestreift war, glänzten, wie eine Saat von Türkissen, Mausöhrchen in zahlreichen Büscheln.

Den Hintergrund dieses Gemäldes, das heißt den Ring des Umkreises, bildete eine Hecke von großen Zitterespen, während Erlen mit ihren buschigen Zweigen die Zwischenräume ausfüllten, welche die Natur zwischen die silbernen Stämme ihrer Beherrscher gestellt hatte.

Sechs Alleen liefen auf diesen Kreuzweg zu; zwei schienen bis zur Sonne hinaufzusteigen, welche den Gipfel der entfernten Bäume vergoldete, während die vier andern, divergirend wie die Strahlen eines Gestirnes, sich in den bläulichen Tiefen des Waldes verloren.

Dieser grünende Saal schien frischer und blühender, als irgend ein Platz in diesen Gehölzen.

Gilbert war durch eine der dunkeln Alleen dahin gekommen.

Der erste Gegenstand, den er gewahrte, nachdem er zuvor mit einem Blick den von uns beschriebenen entfernten Horizont umfaßt hatte, war der Stamm eines umgeworfenen Baumes, auf welchem ein Mann mit einer grauen Perrücke saß; dieser Mann hatte eine zarte, feine Physiognomie und trug einen Rock von grobem braunem Tuch, Hosen von ähnlicher Farbe und eine Weste von grauem Piqué; seine grauen baumwollenen Strümpfe umschloßen ein ziemlich gut geformtes, nerviges Bein; seine stellenweise noch staubigen Schnallenschuhe waren indessen hinten und an den Spitzen durch den Morgenthau gewaschen worden.

Neben diesem Mann auf dem umgestürzten Baume lag eine grüne angemalte Kapsel, welche weit geöffnet und mit frisch gesammelten Pflanzen vollgestopft war. Er hielt zwischen seinen Beinen einen Stock von Stechpalme, dessen runder Knopf im Schatten glänzte und der sich in einem kleinen, zwei Zoll breiten und drei langen Spaten endigte.

Gilbert umfaßte mit einem Blicke alle die verschiedenen Einzelnheiten, die wir hier auseinandergesetzt haben; aber was er vor Allem erschaute, war ein Stück Brod, von dem der Greis Brocken abbrach, um sie zu verzehren,

wobei er brüderlich mit den Rothfinken und Grünlingen theilte, welche aus der Ferne gierig nach der Beute schauten, sich auf dieselbe stürzten, sobald sie ihnen preisgegeben wurde, und sodann eiligst in die Tiefe ihrer Gebüsche unter freudigem Gepiepe entflohen.

Von Zeit zu Zeit tauchte der Greis, der ihnen mit seinem zugleich sanften und lebhaften Auge folgte, seine Hand in ein Sacktuch mit farbigen Vierecken, zog eine Kirsche hervor und genoß sie zwischen zwei Bissen Brod.

„Gut, hier finde ich, was ich brauche," sagte Gilbert, indem er die Zweige auf die Seite schob und vier Schritte gegen den Einsamen that, der endlich aus seiner Träumerei erwachte.

Doch er hatte nicht das Drittel des Weges zurückgelegt, als er, die sanfte, ruhige Miene dieses Mannes gewahrend, stehen blieb und seinen Hut abnahm.

Sobald der Greis bemerkte, daß er nicht allein war, warf er einen raschen Blick auf sein Gewand und auf seine Kapsel.

Er knöpfte das eine zu und schloß die andere.

XLIII.

Der Botaniker.

Gilbert faßte seinen Entschluß und trat ganz nahe zu dem Unbekannten. Doch er öffnete zuerst den Mund und that ihn wieder zu, ohne ein Wort hervorgebracht zu haben. Sein Entschluß wankte; es kam ihm vor, als verlangte er ein Almosen, und nicht als nähme er ein Recht in Anspruch.

Der Greis bemerkte diese Schüchternheit; sie schien ihn selbst zu beruhigen, und er sagte lächelnd, indem er sein Brod auf den Baum legte:

„Sie wollen mit mir sprechen, mein Freund?"

„Ja, mein Herr," antwortete Gilbert.

„Was wünschen Sie?"

„Mein Herr, ich sehe, daß Sie Ihr Brod den Vögeln zuwerfen, als ob nicht gesagt wäre, Gott ernähre sie.“

„Er ernährt sie allerdings, junger Mann,“ antwortete der Fremde; „doch die Hand der Menschen ist eines von den Mitteln, die er anwendet, um zu diesem Ziele zu gelangen. Wollen Sie mir hiemit einen Vorwurf machen, so haben Sie Unrecht, denn nie ist in einem öden Walde oder auf einer bevölkerten Straße das Brod, das man auswirft, verloren. Dort tragen es die Vögel fort, hier heben es die Armen auf.“

„Nun, mein Herr,“ sagte Gilbert, seltsam bewegt von der eindringlichen und sanften Stimme des Greises, „obgleich wir hier in einem Walde sind, kenne ich doch einen Menschen, der Ihr Brod den kleinen Vögeln streitig machen würde.“

„Sollten Sie das sein,“ rief der Greis, „sollten Sie zufällig Hunger haben?“

„Großen Hunger, mein Herr, ich schwöre es Ihnen, und wenn Sie mir erlauben . . .“

Der Greis ergriff sogleich das Brod mit einem eifrigen Mitleid. Aber plötzlich bedachte er und schaute Gilbert mit seinem zugleich so lebhaften und so tiefen Auge an.

Gilbert glich in der That nicht so sehr einem Ausgehungerten, daß eine Ueberlegung nicht erlaubt gewesen wäre; sein Kleid war reinlich und dennoch an einigen Stellen durch die Berührung der Erde befleckt. Seine Wäsche war weiß, denn er hatte am Tage vorher ein Hemd aus seinem Bündel gezogen, und dennoch war dieses Hemd von der Feuchtigkeit verkrümpelt. Es war also sichtbar, daß Gilbert die Nacht im Walde zugebracht.

Er hatte besonders bei allem dem jene weißen, zarten Hände, welche mehr den Mann der unbestimmten Träumerei, als den materiellen Arbeiter bezeichnen.

Es gebrach Gilbert nicht an Takt; er begriff das Mißtrauen und das Zaudern des Fremden in Beziehung

auf seine Person und beeilte sich, den Muthmaßungen zu begegnen, welche nicht günstig für ihn sein konnten.

„Man bekennt Hunger, mein Herr, so oft man seit zwölf Stunden nichts gegessen hat," sagte er, „und es sind nun zwölf Stunden, seitdem ich nichts mehr zu mir genommen habe."

Die Wahrheit der Worte des jungen Mannes verrieth sich durch die Aufregung in seiner Physiognomie, durch das Zittern seiner Stimme, durch die Bläſſe seines Gesichtes.

Der Greis zögerte, oder fürchtete vielmehr nicht länger. Er reichte Gilbert zugleich sein Brod und das Sacktuch, aus dem er die Kirschen zog.

„Ich danke, mein Herr," sagte Gilbert, indem er das Sacktuch sanft zurückschob.

Und er brach das Brod entzwei, nahm die eine Hälfte davon, gab die andere zurück, und setzte sich sodann auf das Gras, drei Schritte von dem Greise, der ihn mit wachsendem Erstaunen anschaute.

Das Mahl dauerte nur kurze Zeit. Es war wenig Brod und Gilbert hatte großen Appetit. Der Greis störte ihn durch keine Sylbe; er setzte seine stumme Prüfung fort, jedoch verstohlen und indem er, scheinbar wenigstens, die größte Aufmerksamkeit seinen Pflanzen und Blumen schenkte, welche, als wollten sie Luft schöpfen, ihr wohlriechendes Haupt bis zu dem Niveau des blechernen Deckels erhoben.

Als er aber sah, daß sich Gilbert der Pfütze näherte, rief er lebhaft:

„Trinken Sie nicht von diesem Wasser, junger Mann; es ist durch den Abfall der im vorigen Jahre gestorbenen Pflanzen und durch die Froschlaiche, welche auf seiner Oberfläche schwimmen, verdorben. Nehmen Sie eher einige Kirschen, sie werden Sie ebenso gut erfrischen als Wasser. Nehmen Sie, ich lade Sie dazu ein, denn ich sehe, Sie sind kein lästiger Gast."

„Es ist wahr, mein Herr, die Zudringlichkeit ist ge-

rade das Entgegengesetzte meiner Natur, und ich befürchte nichts so sehr, als lästig zu sein. Das habe ich noch so eben in Versailles bewiesen."

„Ah! Sie kommen von Versailles?" sagte der Fremde, indem er Gilbert anschaute.

„Ja, mein Herr," antwortete der junge Mann.

„Das ist eine reiche Stadt, und man muß sehr arm oder sehr stolz sein, um dort Hungers zu sterben."

„Ich bin das Eine und das Andere, mein Herr."

„Sie haben Streit mit Ihrem Herrn gehabt?" fragte schüchtern der Fremde, welcher Gilbert mit seinem forschenden Blicke verfolgte, während er seine Pflanzen in seiner Kapsel ordnete.

„Ich habe keinen Herrn."

„Mein Freund," entgegnete der Fremde, indem er sich den Kopf bedeckte, „mein Freund, das ist eine zu hochmüthige Antwort."

„Sie ist jedoch genau."

„Nein, junger Mann, denn Jeder hat hienieden seinen Herrn, und derjenige versteht den Stolz nicht richtig, welcher sagt: Ich habe keinen Herrn."

„Warum?"

„Ei, mein Gott, ja! alt oder jung, sind wir insgesammt dem Gesetze einer herrschenden Gewalt unterworfen. Die Einen werden durch die Menschen, die Andern durch die Principien beherrscht, und die strengsten Herren sind nicht immer diejenigen, welche mit der Stimme oder der menschlichen Hand befehlen oder schlagen."

„Es mag sein," versetzte Gilbert: „dann werde ich durch die Principien regiert. Ich gestehe das zu. Die Principien sind die einzigen Herren, welche ein denkender Geist ohne Scham zugestehen kann."

„Und was sind Ihre Principien? Lassen Sie hören! Sie scheinen mir noch sehr jung, mein Freund, um festgestellte Principien zu haben?"

„Mein Herr, ich weiß, daß die Menschen Brüder sind, daß jeder Mensch bei seiner Geburt eine Summe

relativer Verpflichtungen gegen seine Brüder eingeht; ich weiß, daß Gott in mich irgend einen Werth, so geringfügig er auch sein mag, gelegt hat, und daß ich, insofern ich den Werth der Andern anerkenne, berechtigt bin, von den Andern zu verlangen, daß sie den meinigen anerkennen, vorausgesetzt, ich überschätze denselben nicht. So lange ich nichts Ungerechtes und Entehrendes thue, habe ich also Anspruch auf eine Portion Achtung, und wäre es nur durch meine Eigenschaft als Mensch."

„Ah! ah! versetzte der Fremde, „Sie haben studirt?"

„Leider, nein, mein Herr; ich habe nur den **Discours sur l'inégalité des conditions** und den **Contrat Social** gelesen. Von diesen zwei Büchern rühren alle Dinge her, die ich weiß, und vielleicht alle Träume, die ich mache."

Bei diesen Worten des jungen Mannes glänzte ein scharfes Feuer in den Augen des Fremden. Er machte eine Bewegung, durch die er beinahe eine Strohblume, welche sich durchaus nicht unter die concaven Wände seiner Kapsel schmiegen wollte, zerbrochen hätte.

„Und dies sind die Grundsätze, zu denen Sie sich bekennen?"

„Es sind vielleicht nicht die Ihrigen," erwiederte der junge Mann, „doch es sind die von Jean Jacques Rousseau."

„Nur fragt es sich," sprach der Fremde mit einem zu scharf ausgeprägten Mißtrauen, als daß es nicht für die Eitelkeit von Gilbert demüthigend gewesen wäre, „nur fragt es sich, ob Sie dieselben gut verstanden haben?"

„Ich glaube, ich verstehe das Französische, besonders wenn es rein und poetisch ist . . ."

„Sie sehen wohl, daß es sich nicht so verhält," entgegnete lächelnd der Greis; „denn wenn das, was ich Sie in diesem Augenblick frage, nicht gerade poetisch ist, so ist es doch wenigstens klar. Ich wollte Sie fragen, ob Ihre philosophischen Studien Sie in den Stand gesetzt haben, das Innerste aufzufassen von dieser Oekonomie des Systems von . . ."

Der Fremde hielt beinahe erröthend inne.

„Von Rousseau," fuhr der junge Mann fort. „Oh! mein Herr, ich habe meine Philosophie nicht in einem Colleg gemacht, aber ich besitze einen Instinkt, der mir unter allen Büchern, die ich gelesen, die Vortrefflichkeit und Nützlichkeit des Contrat Social enthüllte."

„Eine unfruchtbare Materie für einen jungen Mann, mein Herr; eine trockene Betrachtung für Träumereien von zwanzig Jahren; eine bittere und geruchlose Blume für eine Frühlingseinbildungskraft," sprach der alte Fremde mit trauriger Weichheit.

„Das Unglück reift den Menschen vor der Jahreszeit, mein Herr, und was die Träumerei betrifft, so führt sie sehr häufig zum Bösen, wenn man sie auf ihrem natürlichen Abhang gehen läßt."

Der Fremde öffnete seine halbgeschlossenen Augen mit einer Sammlung des Geistes, die bei ihm in seinen Augenblicken der Ruhe gewöhnlich war und seiner Physiognomie einen gewissen Reiz verlieh."

„Auf wen spielen Sie an?" fragte er erröthend.

„Auf Niemand, mein Herr," antwortete Gilbert.

„Doch wohl . . ."

„Nein, ich versichere Sie."

„Sie scheinen mir den Philosophen von Genf studirt zu haben. Spielen Sie auf sein Leben an?"

„Ich kenne ihn nicht," antwortete Gilbert aufrichtig.

„Sie kennen ihn nicht?"

Der Fremde stieß einen Seufzer aus.

„Hören Sie, junger Mann, das ist ein unglückliches Geschöpf."

„Unmöglich, Jean Jacques Rousseau unglücklich! Es gäbe also keine Gerechtigkeit, weder hienieden, noch dort oben. Unglücklich der Mann, der sein ganzes Leben dem Glücke des Menschen gewidmet hat!"

„Gut, gut; ich sehe, daß Sie ihn in der That nicht kennen; doch sprechen wir von Ihnen, mein Freund, wenn es Ihnen beliebt."

„Es wäre mir lieber, wenn ich noch weiter über den Gegenstand, der uns beschäftigt, aufgeklärt würde, denn was soll ich Ihnen von mir, der ich nichts bin, sagen, mein Herr?“

„Und dann kennen Sie mich nicht und befürchten vertraulich gegen einen Fremden zu sein.“

„Oh! mein Herr, was kann ich von irgend Jemand in der Welt befürchten, und wer kann mich noch unglücklicher machen, als ich bin? Erinnern Sie sich, auf welche Weise ich vor Ihren Augen erschien allein, arm und ausgehungert.“

„Wohin wollten Sie gehen?“

„Nach Paris. Sie sind Pariser, mein Herr?“

„Ja, das heißt nein.“

„Ah! welches von Beiden?“ fragte Gilbert lächelnd.

„Ich liebe es durchaus nicht, zu lügen, und bemerke jeden Augenblick, daß man überlegen muß, ehe man spricht. Ich bin Pariser, wenn man unter Pariser einen Menschen versteht, der seit langer Zeit in Paris wohnt und ein Pariser Leben führt; doch ich bin nicht in dieser Stadt geboren. Warum diese Frage?“

„Sie stand in meinem Geiste im Zusammenhang mit dem Gespräch, das wir so eben hatten, ich wollte sagen, wenn Sie in Paris wohnen, so müssen Sie Herrn Rousseau, von dem die Rede war, gesehen haben.“

„Ich habe ihn in der That zuweilen gesehen.“

„Nicht wahr, man schaut ihn an, wenn er vorüber geht? Man bewundert ihn, man zeigt ihn sich mit dem Finger als den Wohlthäter der Menschheit?“

„Nein, die Kinder folgen ihm und werfen ihm, aufgestachelt von ihren Eltern, Steine nach.“

„Ah! mein Gott!“ rief Gilbert mit einem schmerzlichen Erstaunen; „er ist doch wenigstens reich?“

„Er fragt sich zuweilen, wie Sie sich diesen Morgen fragten: Wo werde ich frühstücken.“

„Doch so arm er auch sein mag, so ist er doch angesehen, mächtig, geehrt.“

„Jeden Abend, wenn er einschläft, weiß er nicht, ob er nicht am andern Morgen in der Bastille erwacht."

„Oh! wie muß er die Menschen hassen."

„Er liebt sie nicht und haßt sie nicht, er ist ihrer überdrüssig."

„Die Leute nicht hassen, die uns mißhandeln!" rief Gilbert, „das begreife ich nicht."

„Rousseau ist stets frei gewesen, mein Herr, Rousseau ist stark genug gewesen, um sich nur auf sich selbst zu stützen, und die Stärke und die Freiheit machen die Menschen sanft und gut, während die Sklaverei und die Schwäche allein dieselben böse machen."

„Deßhalb wollte ich frei bleiben," sprach Gilbert stolz; „ich errieth, was Sie mir jetzt erklärt haben."

„Man ist selbst im Gefängniß frei, mein Freund," sagte der Fremde; „wäre Rousseau in der Bastille, was ihm früher oder später begegnen wird, so würde er eben so frei schreiben und denken, als in den Gebirgen der Schweiz. Ich, was mich betrifft, habe nie geglaubt, die Freiheit des Menschen bestehe darin, daß er thue, was er wolle, sondern darin, daß ihn keine menschliche Macht zu thun zwinge, was er nicht wolle."

„Hat Rousseau geschrieben, was Sie da sagen, mein Herr?"

„Ich glaube," antwortete der Fremde.

„Nicht in seinem **Contrat Social**?"

„Nein, in einem Werke, das neuerdings unter dem Titel **Rêveries d'un Promeneur solitaire** *) von ihm veröffentlicht worden ist."

„Mein Herr," sprach Gilbert voll Wärme, „ich glaube, wir begegnen uns in einem Punkt."

„In welchem?"

„Darin, daß wir Beide Rousseau lieben und bewundern."

---

*) Träumereien eines einsamen Spaziergängers.

„Sprechen Sie für sich, junger Mann, Sie sind in dem Alter der Illusionen.“

„Man kann sich über die Dinge täuschen, aber nicht über die Menschen.“

„Ach! Sie werden später sehen, daß man sich hauptsächlich über die Menschen täuscht. Rousseau ist vielleicht ein wenig gerechter als die andern Menschen, aber glauben Sie mir, er hat seine Fehler, und zwar sehr große.“

Gilbert schüttelte den Kopf mit einer Miene, welche wenig Ueberzeugung ausdrückte; aber trotz dieser unhöflichen Kundgebung fuhr der Fremde fort, ihn mit derselben Gunst zu behandeln.

„Kommen wir zu unserem Ausgangspunkt zurück,“ sprach der Fremde. „Ich sagte, Sie haben Ihren Herrn in Versailles verlassen.“

„Und ich,“ versetzte Gilbert etwas geschmeidiger, „und ich, der ich Ihnen antwortete, ich habe keinen Herrn, wäre befugt gewesen, zu antworten, es habe nur von mir abgehängt, einen sehr hochgestellten zu bekommen, und ich habe eine Lage ausgeschlagen, um die ich von vielen Andern beneidet worden wäre.“

„Eine Lage?“

„Ja, ich sollte zur Belustigung von müßigen vornehmen Herren dienen, aber ich dachte, da ich jung sei, studiren und meinen Weg machen könne, dürfe ich diese kostbare Jugendzeit nicht verlieren, und in meiner Person die Würde des Menschen nicht compromittiren.“

„Das ist gut,“ sprach der Fremde ernst; „doch haben Sie einen bestimmten Plan, um Ihren Weg zu machen?“

„Mein Herr, ich trachte darnach, Arzt zu werden.“

„Eine schöne und edle Laufbahn, auf welcher man zwischen der wahren Wissenschaft, einer bescheidenen Märtyrerin, und der frechen, goldenen, feisten Charlatanerie wählen kann. Lieben Sie die Wahrheit, junger Mann, so werden Sie Arzt, lieben Sie das Aufsehen, so machen Sie sich zum Arzt.“

„Aber nicht wahr, man braucht viel Geld, um zu studiren?"

„Man braucht allerdings, doch nicht gerade viel."

„Es ist wahr," versetzte Gilbert, „Jean Jacques Rousseau, der Alles weiß, hat um nichts studirt."

„Um nichts!" sagte der Greis mit einem traurigen Lächeln. „Oh! junger Mann, Sie nennen nichts, was Gott den Menschen Kostbarstes gegeben hat: die Unschuld, die Gesundheit, den Schlaf; das hat den Genfer Philosophen das Wenige gekostet, was ihm zu lernen gelungen ist."

„Das Wenige!" rief Gilbert beinahe entrüstet.

„Allerdings; fragen Sie nach ihm, und hören Sie, was man Ihnen von ihm sagen wird."

„Vor Allem ist er ein großer Musiker."

„Oh! weil der König Ludwig XV. mit Leidenschaft: J'ai perdu mon serviteur,*) gesungen hat? das beweist nicht, daß der Devin du village**) eine gute Oper ist."

„Er ist ein großer Botaniker. Hiefür sprechen seine Briefe, von denen ich mir nie mehr als ein paar verzettelte Blätter verschaffen konnte; Sie müssen das kennen Sie, der Sie Pflanzen in den Wäldern sammeln?"

„Oh! man hält sich für einen Botaniker und ist häufig nur . . ."

„Vollenden Sie."

„Nur ein Kräuterkenner . . . und zwar . . ."

„Und was sind Sie? Ein Kräuterkenner oder ein Botaniker?"

„Oh! ein sehr geringfügiger und unwissender Kräuterkenner den Wundern Gottes gegenüber, welche man die Pflanzen und die Blumen nennt."

„Er versteht das Lateinische."

„Sehr schlecht."

---

*) Ich habe meinen Diener verloren.
**) Der Dorfwahrsager.

„Ich habe jedoch in einer Zeitung gelesen, es sei ein alter Schriftsteller Namens Tacitus von ihm übersetzt worden.“

„Weil er in seinem Stolze, — ach! jeder Mensch ist in gewissen Augenblicken stolz, weil er in seinem Stolze Alles unternehmen wollte; aber er sagt selbst in der Ankündigung seines ersten Buches, des einzigen, das er übersetzt, er verstehe das Lateinische ziemlich schlecht, und Tacitus, der ein harter Lanzenbrecher ist, ermüdete ihn bald. Nein, nein, guter junger Mann, trotz Ihrer Bewunderung gibt es keinen universellen Menschen, und beinahe immer verliert man an Tiefe, was man an Oberfläche gewinnt. Es gibt keinen noch so kleinen Bach, der nicht unter einem Sturme überfließt und das Aussehen eines Sees bekommt. Aber versuchen Sie es, ihn ein Schiff tragen zu lassen, und Sie werden bald die Tiefe berührt haben.“

„Und Ihrer Meinung nach ist Rousseau einer von diesen oberflächlichen Menschen?“

Ja, vielleicht bietet er eine Oberfläche, welche etwas ausgedehnter ist, als die der anderen Menschen, doch mehr nicht.“

„Viele Menschen wären nach meiner Meinung glücklich, wenn sie zu einer solchen Oberfläche gelangten.“

„Sprechen Sie für mich?“ fragte der Fremde mit einer Treuherzigkeit, welche Gilbert auf der Stelle entwaffnete.

„Ah! Gott behüte mich!“ rief der letztere, „es ist mir zu süß, mit Ihnen zu plaudern, als daß ich Sie zu beleidigen suchen sollte.“

„In welcher Hinsicht ist Ihnen mein Gespräch angenehm? Lassen Sie hören, denn ich kann nicht glauben, daß Sie mir für ein Stück Brod und für ein paar Kirschen schmeicheln wollen.“

„Sie haben Recht. Ich würde nicht für das Reich der Welt schmeicheln; aber hören Sie, Sie sind der Erste, der mit mir ohne Stolz, mit Güte gesprochen hat, wie man mit einem jungen Mann, und nicht wie man mit

einem Kinde spricht. Obgleich wir über Rousseau nicht einig gewesen sind, liegt doch hinter der Milde Ihres Geistes etwas Erhabenes, das den meinigen anzieht. Wenn ich mit Ihnen spreche, kommt es mir vor, als wäre ich in einem reichen Salon mit geschlossenen Läden, dessen Reichthum ich jedoch trotz der Dunkelheit errathe. Es würde nur von Ihnen abhängen, in Ihr Gespräch einen Lichtstreif fallen zu lassen, und ich wäre geblendet."

„Aber Sie selbst, Sie sprechen mit einer gewissen Auswahl der Worte und Gedanken, welche glauben machen könnte, Sie hätten eine andere Erziehung genossen, als die von Ihnen zugestandene."

„Das ist das erste Mal, mein Herr, und ich wundere mich selbst über die Ausdrücke, in denen ich spreche; es gibt Worte, deren Bedeutung ich kaum kenne, und deren ich mich bediene, ohne sie mehr als einmal gehört zu haben. Ich hatte sie in den Büchern, die ich las, gefunden, aber ich hatte ihren Sinn nicht begriffen."

„Sie haben viel gelesen?"

„Zu viel; aber ich werde wieder lesen."

Der Greis schaute Gilbert erstaunt an.

„Ja, ich habe Alles gelesen, was mir in die Hände gefallen ist, oder vielmehr, gute und schlechte Bücher, ich habe Alles verschlungen. Oh! wenn ich Jemand gehabt hätte, um mich in meiner Lecture zu führen, um mir zu sagen, was ich vergessen, und was ich im Gedächtniß behalten sollte! . . . Doch verzeihen Sie, mein Herr, ich vergesse, daß, wenn Ihre Unterhaltung mir kostbar ist, dies nicht mit der meinigen ebenso sein muß; Sie sammeln Kräuter, und ich belästige Sie vielleicht."

Gilbert machte eine Bewegung, um sich zu entfernen, doch mit dem lebhaften Verlangen, zurückgehalten zu werden. Der Greis, dessen kleine, graue Augen auf ihn geheftet waren, schien dies im Grunde seiner Seele zu lesen.

„Nein," sagte er, „meine Kapsel ist beinahe voll und ich brauche nur noch einige Moose; man hat mir

gesagt, es wachsen in diesem Bezirke sehr schöne Frauenhaare.“ *)

„Warten Sie, warten Sie, ich glaube so eben auf einem Felsen gesehen zu haben, was Sie suchen.“

„Fern von hier?“

„Nein, dort, kaum fünfzig Schritte von hier.“

„Aber woher wissen Sie, daß die Pflanzen, die Sie gesehen, Frauenhaare sind?“

„Ich bin in den Wäldern geboren, mein Herr; dann beschäftigte sich die Tochter desjenigen, bei welchem ich aufgezogen wurde, auch mit Botanik; sie besaß ein Kräuterbuch und unter jeder Pflanze stand der Name derselben von ihrer Hand geschrieben. Ich schaute diese Pflanzen und diese Schrift oft an, und es scheint mir, ich habe Moose, die ich nur unter dem Namen Felsmoose kannte, unter dem von Frauenhaaren bezeichnet gesehen.“

„Und Sie finden Geschmack an der Botanik?“

„Ah! mein Herr, wenn ich Nicole sagen hörte, — Nicole war die Kammerfrau von Fräulein Andrée, — wenn ich Nicole sagen hörte, ihre Gebieterin suche vergebens irgend eine Pflanze in der Umgegend von Taverney, so bat ich Nicole, sich nach der Form dieser Pflanze zu erkundigen. Ohne zu wissen, daß ich diese Bitte gethan, zeichnete sodann Fräulein Andrée die Pflanze mit vier Bleistiftzügen. Nicole nahm sogleich die Zeichnung und brachte sie mir. Dann lief ich durch Feld und Wiesen und Wald, bis ich die fragliche Pflanze gefunden. Hatte ich sie gefunden, so hob ich sie mit einem Spaten aus und versetzte sie in der Nacht mitten in den Rasen vor dem Schlosse, so daß Fräulein Andrée, wenn sie Morgens spazieren ging, einen Freudenschrei ausstieß und rief: „„Oh! mein Gott! wie seltsam ist das, die Pflanze, welche ich überall gesucht habe, hier ist sie.“

Der Greis schaute Gilbert aufmerksamer an, als zuvor, und hätte nicht Gilbert im Gedanken an das, was er

---

*) Zu den Farrenkräutern gehörige Pflanzen.

gesagt, erröthend die Augen niedergeschlagen, so würde er gesehen haben, daß diese Aufmerksamkeit mit einer zärtlichen Theilnahme gemischt war.

„Wohl! so fahren Sie fort, die Botanik zu studiren, junger Mann," sagte er zu ihm; „die Botanik wird Sie auf dem kürzesten Wege zur Arzneikunde führen. Glauben Sie mir, Gott hat nichts Unnützes gemacht, und jede Pflanze wird eines Tags ihre Bedeutung im Buche der Wissenschaft haben. Lernen Sie vor Allem die Kräuter kennen, hernach werden Sie lernen, was ihre Eigenschaften sind."

„Nicht wahr, es gibt Schulen in Paris?"

„Und sogar unentgeldliche; die Schule der Chirurgie zum Beispiel ist eine von den Wohlthaten der gegenwärtigen Regierung."

„Ich gedenke ihre Curse zu besuchen."

„Nichts ist leichter; denn ich hoffe, Ihre Eltern werden Ihnen, Ihre Neigung erkennend, ein Kostgeld aussetzen."

„Ich habe keine Eltern; doch seien Sie unbesorgt, mit meiner Arbeit werde ich mich wohl ernähren."

„Gewiß, und da Sie die Werke von Rousseau gelesen, so konnten Sie sehen, daß jeder Mensch, und wäre er der Sohn eines Fürsten, ein Handwerk lernen muß."

„Ich habe den Emile nicht gelesen, denn ich glaube, im Emile findet sich diese Empfehlung, nicht wahr?"

„Ja."

„Aber ich hörte Herrn von Taverney über diese Maxime spotten und es beklagen, daß er seinen Sohn nicht zu einem Schreiner gemacht habe."

„Und was hat er aus ihm gemacht?" fragte der Fremde.

„Einen Officier," sprach Gilbert.

Der Greis lächelte.

„Ja, sie sind Alle so, diese Adeligen, statt ihre Kinder ein Gewerbe zu lehren, das Lebensunterhalt gewährt, lehren Sie dieselben ein Gewerbe, das zum Tode führt. Es komme eine Revolution, und in Folge der Revolution die Verbannung, so werden sie genöthigt sein, im Ausland

zu betteln, oder ihren Degen zu verkaufen, was noch schlimmer ist; doch Sie, der Sie nicht der Sohn eines Adeligen sind, Sie verstehen, wie ich voraussetze, ein Handwerk?"

„Mein Herr, ich habe Ihnen bereits gesagt, ich verstehe nichts, und dann muß ich Ihnen gestehen, ich hege einen unüberwindlichen Abscheu gegen jedes Geschäft, das den Körper zu harten, rohen Bewegungen zwingt."

„Ah!" sagte der Greis, „Sie sind also träge?"

„Oh! nein, ich bin nicht träge; doch statt mich an einem Werke arbeiten zu lassen, wobei nur die körperliche Stärke in Anspruch genommen wird, geben Sie mir Bücher, geben Sie mir ein halbschwarzes Cabinet, und Sie werden sehen, ob ich nicht meine Tage und Nächte in der Arbeit hinbringe, die ich gewählt."

Der Fremde schaute die zarten, weißen Hände des jungen Mannes an und sprach:

„Es ist eine Vorausbestimmung, ein Instinkt. Ein solches Widerstreben führt zuweilen zu schönen Resultaten, aber man muß ihm eine gute Richtung geben. Doch wenn Sie nicht in einem Colleg gewesen sind, so haben Sie wenigstens eine Schule besucht?"

Gilbert schüttelte den Kopf.

„Sie können lesen und schreiben?"

„Meine Mutter hatte, ehe sie starb, Zeit, mich lesen zu lehren: arme Mutter! denn als sie sah, daß ich so schwächlichen Körpers war, sagte sie beständig: „„Das wird nie ein guter Arbeiter werden, man muß einen Priester oder einen Gelehrten aus ihm machen."" Zeigte ich einen Widerwillen, ihre Lectionen anzuhören, so sprach sie zu mir: „„Lerne lesen, Gilbert, und Du wirst nicht Holz spalten, Du wirst nicht den Pflug führen, Du wirst nicht Steine hauen."" Und ich lernte. Doch leider konnte ich kaum lesen, als meine Mutter starb."

„Und wer lehrte Sie schreiben?"

„Ich selbst."

„Sie selbst?"

„Ja, mit einem Stöckchen, das ich zuspitzte, und mit Sand, den ich durch ein Sieb laufen ließ, um ihn feiner zu machen. Zwei Jahre lang schrieb ich, wie man druckt, indem ich aus einem Buche copirte, und ohne zu wissen, daß es andere Charactere gab, als diejenigen, welche ich mit ziemlich viel Glück nachzuahmen vermochte. Eines Tags, es sind ungefähr drei Jahre, reiste Fräulein Andrée nach dem Kloster ab; man hatte seit einiger Zeit keine Nachricht mehr von ihr, als mir der Postbote einen Brief von ihr für ihren Vater einhändigte. Ich sah nun, daß es andere Charactere gab, als die gedruckten. Herr von Taverney erbrach das Siegel und warf den Umschlag weg; diesen Umschlag hob ich auf und nahm ihn mit mir, und sobald der Postbote zum ersten Male wieder kam, ließ ich mir die Adresse vorlesen. Sie war in folgenden Worten abgefaßt: **A Monsieur le Baron de Taverney-Maison-Rouge en son château, par Pierrefitte.** Auf jeden dieser Buchstaben setzte ich den entsprechenden Buchstaben in gedruckten Characteren, und ich sah, daß, drei ausgenommen*), alle Buchstaben des Alphabets in diesen zwei Zeilen enthalten waren. Dann ahmte ich die von Fräulein Andrée geschriebenen Buchstaben nach. Nach Verlauf von acht Tagen hatte ich diese Adresse vielleicht zehntausendmal wiederholt und konnte schreiben. Ich schrieb leidlich, und sogar eher gut, als schlecht. Sie sehen, mein Herr, daß meine Hoffnungen nicht übertrieben sind, da ich lesen, da ich schreiben kann, da ich Alles gelesen habe, was mir in die Hände gefallen ist, da ich über Alles, was ich gelesen, nachzudenken versucht habe. Warum sollte ich nicht einen Mann finden, der meiner Feder, einen Blinden, der meiner Augen, oder einen Stummen, der meiner Zunge bedürfte?"

„Sie vergessen, daß Sie dann einen Herrn hätten,

---

*) Würde diese Adresse ins Deutsche übertragen, wonach es: An den Herrn Baron von Taverney-Maison-Rouge in seinem Schlosse, durch Pierrefitte, hieße, so fände sich ein bedeutend größerer Mangel an Buchstaben des Alphabets.

Sie, der Sie keinen haben wollen. Ein Secretaire oder ein Vorleser sind Bedienten zweiten Ranges und nichts Anderes."

„Das ist wahr," murmelte Gilbert erbleichend, „doch gleichviel, ich muß zum Ziele kommen. Ich werde Wasser tragen, ich werde die Pflastersteine von Paris umkehren, wenn es sein muß, aber ich werde an das Ziel kommen, oder auf dem Wege sterben, und dann ist mein Ziel ebenfalls erreicht."

„Immer zu! immer zu!" sprach der Fremde, „Sie scheinen mir in der That voll guten Willens und Muthes zu sein."

„Doch Sie selbst, sprechen Sie, Sie, der Sie so gut gegen mich sind, treiben Sie nicht irgend ein Gewerbe? Sie sind gekleidet wie ein Finanzmann."

Der Greis lächelte mit seinem sanften, schwermüthigen Lächeln und sprach:

„Ja, es ist wahr, ich habe ein Gewerbe, doch es ist den Finanzsachen völlig fremd. Ein Finanzmann würde nicht Kräuter suchen."

„Ist es Ihr Geschäft, Kräuter zu suchen?"

„Beinahe."

„Dann sind Sie arm?"

„Ja."

„Es sind die Armen, welche geben, denn die Armuth hat sie weise gemacht, und ein guter Rath ist mehr werth, als ein Louis d'or. Geben Sie mir also einen Rath."

„Ich werde vielleicht etwas Besseres thun."

Gilbert erwiederte lächelnd:

„Ich vermuthete es."

„Wie viel glauben Sie, daß man braucht, um zu leben?"

„Oh! sehr wenig."

„Vielleicht kennen Sie Paris nicht?"

„Gestern habe ich es zum ersten Male von den Höhen von Luciennes erblickt."

„Sie wissen also nicht, wie theuer es in dieser großen Stadt zu leben ist?"

„Wie viel ungefähr? Machen Sie eine Vergleichung."

„Gern. Zum Beispiel, was in der Provinz einen Sou kostet, kostet in Paris drei Sous."

„Nun, vorausgesetzt, ich habe irgend ein Obdach, wo ich nach der Arbeit ruhen kann, so werde ich für das materielle Leben ungefähr sechs Sous täglich brauchen."

„Gut! gut! mein Freund," rief der Fremde. „So liebe ich den Menschen. Kommen Sie mit mir nach Paris, und ich finde für Sie ein unabhängiges Gewerbe, mit dessen Hülfe Sie leben werden."

„Oh, mein Herr!" rief Gilbert freudetrunken, doch alsbald sich wieder fassend, fügte er bei:

„Wohlverstanden, ich werde wirklich arbeiten, und es ist nicht ein Almosen, was Sie mir anbieten?"

„Nein. Oh! seien Sie unbesorgt, mein Kind, ich bin nicht reich genug, um Almosen zu geben, und nicht thöricht genug, um dies auf den Zufall zu thun."

„Das ist mir lieb," sagte Gilbert, dem dieser menschenfeindliche Ausfall ganz angenehm war, statt ihn zu verletzen. „Das ist eine Sprache, wie ich sie gern höre. Ich nehme Ihr Anerbieten an und danke Ihnen dafür."

„Es ist also abgemacht, daß Sie mit mir nach Paris kommen?"

„Ja, mein Herr, wenn Sie wollen."

„Ich will, da ich es Ihnen anbiete."

„Wozu werde ich gegen Sie verbunden sein?"

„Zu nichts . . . als zu arbeiten, und Sie werden selbst Ihre Arbeit ordnen; Sie werden das Recht haben, jung zu sein, das Recht, glücklich zu sein, das Recht, frei zu sein, und sogar das Recht, müßig zu sein, wenn Sie sich Ihre Muße erworben haben," sprach der Fremde, unwillkührlich lächelnd. Dann fügte er mit einem Seufzer bei:

„O Jugend! o Kraft! o Freiheit!"

Und bei diesen Worten verbreitete sich eine Schwer-

muth von unaussprechlicher Poesie über seine zarten, reinen Züge.

Hienach stand er auf, stützte sich auf seinen Stab und sprach heiterer:

„Und nun, da Sie eine Lebenslage haben, wollen wir, wenn es Ihnen gefällt, noch eine zweite Kapsel mit Pflanzen füllen. Ich habe hier graue Papierblätter, auf welchen wir die erste Ernte classificiren werden. Doch sprechen Sie, sind Sie noch hungrig? Ich habe noch Brod."

„Behalten wir es für den Mittag, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr."

„So essen Sie wenigstens die Kirschen; sie würden uns belästigen."

„Das will ich wohl; doch erlauben Sie mir, daß ich Ihre Kapsel trage, Sie werden leichter marschiren, und in Folge der Gewohnheit dürften meine Beine die Ihrigen müde machen."

„Ah! Sie bringen mir Glück; mir scheint, ich sehe dort das **Vicris hieracioides**, das ich seit dem Morgen vergebens suche, und unter Ihrem Fuße, nehmen Sie sich in Acht! das **Cerastium aquaticum.** Warten Sie, warten Sie! reißen Sie es nicht aus! Oh! Sie sind noch kein Kräuterkenner, mein junger Freund: die eine Pflanze ist in diesem Augenblick zu feucht, um gepflückt zu werden; die andere ist noch nicht genug vorgerückt. Wenn wir diesen Nachmittag um drei Uhr wieder vorüberkommen, nehmen wir das **Vicris hieracioides** heraus und das **Cerastium** holen wir in acht Tagen. Uebrigens will ich es auf der Stelle einem mir befreundeten Gelehrten zeigen, den ich um seine Protection für Sie bitten werde. Und nun kommen Sie und führen Sie mich an den vorhin von Ihnen erwähnten Ort, wo Sie schöne Frauenhaare gesehen haben."

Gilbert ging seinem neuen Bekannten voran; der Greis folgte ihm und Beide verschwanden im Walde.

XLIV.

Herr Jacques.

Gilbert, entzückt über das Glück, das ihn in seinen verzweifelten Augenblicken stets eine Stütze finden ließ, ging voran, und wandte sich von Zeit zu Zeit gegen den fremden Mann um, der ihn mit wenigen Worten so gelehrig und geschmeidig gemacht hatte.

Er führte ihn zu seinen Moosen, welche in der That herrliche Frauenhaare waren. Als der Greis davon gesammelt hatte, setzten sie sich wieder in Marsch, um neue Pflanzen aufzusuchen.

Gilbert war in der Botanik viel weiter vorgerückt, als er selbst glaubte. Mitten in den Wäldern geboren, kannte er wie Freundinnen aus der Kinderzeit alle Waldpflanzen; nur kannte er sie unter ihrem gemeinen Namen. Wie er sie so bezeichnete, nannte ihm sein Gefährte dieselben unter ihrem wissenschaftlichen Namen, den Gilbert, wenn er eine Pflanze von derselben Familie fand, zu wiederholen versuchte. Mehrere Male verstümmelte er den griechischen oder lateinischen Namen. Der Fremde setzte ihm denselben auseinander, zeigte ihm den Zusammenhang des Gegenstandes mit diesen erklärten Wörtern und Gilbert lernte so nicht allein den Namen der Pflanze, sondern auch die Bedeutung des griechischen oder lateinischen Wortes, mit dem Plinius, Linné oder Jussieu diese Pflanze getauft.

Von Zeit zu Zeit sagte er:

„Welch ein Unglück, mein Herr, daß ich meine sechs Sous nicht dadurch gewinnen kann, daß ich den ganzen Tag hindurch Botanik mit Ihnen treibe! Ich schwöre Ihnen, ich würde nicht einen Augenblick ausruhen; und ich brauchte nicht einmal sechs Sous; ein Stück Brod wie dasjenige, welches Sie diesen Morgen hatten, würde meinem Appetit für den ganzen Tag genügen. Ich habe aus einer Quelle eben so gutes Wasser getrunken, als in Taverney, und in der letzten Nacht schlief ich am Fuße

eines Baumes, wo ich mich niederlegte, besser, als ich es je unter dem Dache eines Schlosses gethan haben würde."

Der Fremde lächelte.

„Mein Freund," sagte er, „der Winter wird kommen, die Pflanzen werden verdorren, die Quelle wird gefrieren, der Nordwind wird durch die entblätterten Bäume pfeifen statt der sanften Luft, welche das Laubwerk so zart bewegt. Dann brauchen Sie ein Obdach, Kleider, Feuer, und von Ihren sechs Sous täglich hätten Sie nicht ein Zimmer, Holz und Kleider ersparen können."

Gilbert seufzte, pflückte neue Pflanzen und machte neue Fragen. So liefen sie einen guten Theil des Tages in den Wäldern von Aulnay, von Plessis-Piquet und Clamart-sous-Meudon umher.

Gilbert hatte sich, seiner Gewohnheit gemäß, bereits mit seinem Gefährten auf den Fuß der Vertraulichkeit gesetzt. Der Greis befragte ihn seinerseits mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit; aber mißtrauisch, vorsichtig, furchtsam, offenbarte sich Gilbert so wenig als möglich.

In Chatillon kaufte der Fremde Brod und Milch, wovon er die Hälfte Gilbert anbot, die dieser auch, ohne Schwierigkeiten zu machen, annahm. Dann schlugen Beide den Weg nach Paris ein, damit Gilbert noch am Tage in die Stadt gelangen könnte.

Das Herz des jungen Mannes schlug schon bei dem Gedanken, in Paris zu sein, und er suchte seine Aufregung nicht zu verbergen, als er von den Anhöhen von Vanvres herab Sainte-Geneviève, das Invalidenhotel, Notre-Dame und das unermeßliche Meer von Häusern erblickte, dessen zerstreute Wogen wie eine Fluth die Seiten von Montmartre, Belleville und Ménilmontant peitschen.

„O Paris! Paris!" murmelte er.

„Ja, Paris, ein Haufe von Häusern, ein Schlund von Uebeln," sprach der Greis. „Auf jedem von den Steinen da unten dürften Sie einen Blutstropfen röthen oder eine Thräne quellen sehen, wenn die Schmerzen, welche diese Mauern umschließen, außen erscheinen könnten."

Gilbert bewältigte seine Begeisterung, überdies fiel diese Begeisterung bald von selbst.

Sie traten durch die Barrière d'Enfer ein. Die Vorstadt war schmutzig und übelriechend; die Kranken, welche man in das Hospital brachte, wurden auf Tragbahren vorübergeschleppt; halbnackte Kinder spielten im Kothe mit Hunden, Kühen und Schweinen.

Die Stirne von Gilbert verdüsterte sich.

„Sie finden Alles das häßlich, nicht wahr?" sagte der Greis. „Nun, dieses Schauspiel werden Sie bald nicht mehr sehen. Ein Schwein und eine Kuh sind noch ein Reichthum; ein Kind ist noch eine Freude. Was den Koth betrifft, den werden Sie überall und immer finden."

Gilbert war nicht abgeneigt, Paris unter einer düstereren Farbe zu sehen; er nahm also das Gemälde an, so wie es ihm sein Gefährte machte.

Anfangs weitschweifig in seinen Reden war der Letztere allmählig, und je mehr man gegen den Mittelpunkt der Stadt fortschritt, schweigsam und stumm geworden. Er schien so sorgenvoll, daß Gilbert es nicht wagte, ihn zu fragen, was für ein Garten es wäre, den man durch das Gitter erblickte, wie die Brücke hieße, auf welcher man die Seine passirte. Dieser Garten war der Luxembourg, diese Brücke war der Pont-Neuf. Da man aber immer fortmarschirte und der Fremde die Träumerei bis zur Unruhe trieb, erdreistete sich Gilbert zu sagen:

„Wohnen Sie noch weit von hier, mein Herr?"

„Wir nähern uns," antwortete der Fremde, den diese Frage offenbar noch verdrießlicher machte.

Sie gingen in der Rue du Four an dem prachtvollen Hotel de Soissons hin, dessen Gebäude die Aussicht und den Haupteingang nach dieser Straße hatten, während sich seine herrliche Gärten gegen die von Grenelle und Deux-Ecus ausdehnten.

Gilbert kam an einer Kirche vorüber, die ihm sehr schön dünkte. Er blieb einen Augenblick stehen, um sie anzuschauen.

„Das ist ein schönes Monument,“ sagte er.

„Es ist Saint-Eustache,“ sprach der Greis.

Dann schaute er empor und rief:

„Schon acht Uhr! oh! mein Gott! mein Gott! kommen Sie geschwinde, junger Mann, kommen Sie.“

Der Fremde verlängerte seine Schritte. Gilbert folgte ihm.

„Ah! hören Sie,“ sprach der Fremde nach einigen Augenblicken eines so kalten Stillschweigens, daß es Gilbert zu beunruhigen anfing, „ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich verheirathet bin.“

„Ah!“ machte Gilbert.

„Ja, und daß meine Frau, als eine wahre Pariserin, darüber schmälen wird, daß wir so spät zurückkehren. Ueberdies muß ich Ihnen bemerken, daß sie mißtrauisch gegen Fremde ist.“

„Wünschen Sie, daß ich zurückbleibe, mein Herr?“ fragte Gilbert, dessen ganze Wärme sich bei diesem Worte plötzlich in Eis verwandelte.

„Nein, nein, mein Freund; ich habe Sie eingeladen zu mir zu kommen, kommen Sie.“

„Ich folge Ihnen,“ sagte Gilbert.

„Dort, rechts, hier durch, wir sind an Ort und Stelle.“

Gilbert schlug die Augen auf und las bei den letzten Strahlen des sterbenden Tages an der Ecke des Platzes über dem Laden eines Specereihändlers die Worte:

„Rue Plastrière.“

Der Fremde beschleunigte seinen Gang fortwährend, denn je mehr er sich seinem Hause näherte, desto mehr verdoppelte sich auch die von uns erwähnte fieberhafte Aufregung. Gilbert, der ihn nicht aus dem Auge verlieren wollte, stieß sich in jeder Sekunde bald an Vorübergehenden, bald an den Lasten der Träger, bald an den Deichseln der Wagen, bald an den Gabeln der Karren.

Sein Führer schien ihn gänzlich vergessen zu haben;

er ging in kurzem Trab, sichtbar von einem ärgerlichen Gedanken in Anspruch genommen.

Endlich blieb er vor einer Gangthüre stehen, deren oberer Theil vergittert war.

Eine kleine Schnur lief durch ein Loch heraus; der Greis zog an der Schnur und die Thüre öffnete sich; er wandte sich sodann um und sagte, als er Gilbert unentschlossen auf der Schwelle sah:

„Kommen Sie geschwinde."

Und er schloß die Thüre wieder.

Nachdem er einige Schritte in der Dunkelheit gemacht, stieß Gilbert an die erste Stufe einer steilen, schwarzen Treppe. An die Oertlichkeit gewöhnt, hatte der Greis schon ein Dutzend Stufen überschritten.

Gilbert holte ihn wieder ein, stieg, so lange er stieg, und blieb stehen, als er stehen blieb.

Dies geschah bei einer durch das Reiben abgenutzten Strohmatte, auf einem Ruheplatz woran zwei Thüren.

Der Unbekannte zog an einem Rehfuß, der an einer Vorhangschnur hing, und ein scharfes Glöckchen erklang im Innern eines Zimmers. Dann vernahm man die schleppenden Tritte einer Person in Schlappen, und die Thüre öffnete sich.

Eine Frau von fünfzig bis fünf und fünfzig Jahren erschien auf der Schwelle.

Zwei Stimmen vermischten sich plötzlich, die eine war die des Greises, die andere die der Frau, welche die Thüre geöffnet.

Die eine von diesen Stimmen sagte schüchtern:

„Ist es zu spät, gute Therese?"

Die andere brummte:

„Sie lassen uns zu einer schönen Stunde zu Nacht essen, Jacques."

„Ah! wir werden das Alles wieder gut machen," antwortete liebevoll der Fremde, während er die Thüre schloß, und aus den Händen von Gilbert die blecherne Kapsel nahm.

„Schön! ein Commissionär," rief die Alte; „sonst fehlte nichts mehr. Sie können also Ihren Kräuterpack nicht mehr allein tragen. Ein Commissionär für Herrn Jacques! entschuldigen Sie! Herr Jacques wird ein vornehmer Mann."

„Stille! stille!" erwiederte derjenige, welchen man unter dem Namen Jacques so hart anließ, während er geduldig seine Pflanzen auf dem Kamin ordnete; „ein wenig Ruhe, Therese."

„Bezahlen Sie ihn wenigstens, und schicken Sie ihn weg, daß wir keinen Spion hier haben."

Gilbert wurde bleich wie der Tod und sprang nach der Thüre. Jacques hielt ihn zurück.

„Dieser Herr," sagte er mit einer gewissen Festigkeit, „ist kein Commissionär, und noch weniger ein Spion. Es ist ein Gast, den ich mitbringe."

Die Arme der Alten fielen an ihren Hüften herab.

„Ein Gast!" rief sie, „das fehlte uns noch."

„Hören Sie, Therese," versetzte der Fremde mit einer liebevollen Stimme, in der sich jedoch die Nuance des Willens immer mehr fühlbar machte, „zünden Sie ein Licht an. Ich habe warm und es dürstet uns."

Die Alte ließ ein Gemurmel hören, das, Anfangs ziemlich laut, immer schwächer wurde.

Dann nahm sie einen Feuerstahl und schlug über einer mit Zunder gefüllten Büchse; die Funken sprangen alsbald und zündeten die ganze Büchse an.

Während der Zeit, welche das Gespräch, das Gemurmel und das darauffolgende Stillschweigen gedauert hatten, war Gilbert unbeweglich, stumm und wie auf den Boden genagelt zwei Schritte von der Thürschwelle geblieben, welche überschritten zu haben er nun aufrichtig bedauerte.

Jacques bemerkte, was der junge Mann litt, und sagte:

„Treten Sie näher, Herr Gilbert, ich bitte Sie."

Um zu sehen, mit wem ihr Gatte mit dieser absicht-

lichen Höflichkeit sprach, wandte die Alte ihr gelbes, verdrießliches Gesicht um. Gilbert sah es bei den ersten Strahlen des mageren Lichtes, welches man in dem kupfernen Leuchter angezündet hatte.

Dieses runzelige, fleckige und an einzelnen Stellen wie mit Galle infiltrirte Gesicht, dieses Gesicht mit den mehr lebhaften als lebendigen, mit den mehr lüsternen als lebhaften Augen, diese platte Süßigkeit auf gemeinen Zügen ausgebreitet, eine Süßigkeit, welche die Stimme und der Empfang der Alten so sehr Lügen straften, flößten Gilbert mit dem ersten Blicke einen heftigen Widerwillen ein.

Die Alte war ihrerseits weit entfernt, das zarte, bleiche Antlitz, das behutsame Stillschweigen und die Steifheit des jungen Mannes nach ihrem Geschmack zu finden.

„Ich glaube wohl, daß Sie heiß haben, und daß es Sie dürstet, meine Herren," sagte sie, „in der That, seinen Tag im Schatten der Wälder hinbringen ist ermüdend! sich von Zeit zu Zeit bücken, um eine Pflanze zu pflücken, ist eine Arbeit! Denn der Herr sammelt ohne Zweifel Kräuter? Das ist das Gewerbe von denjenigen, welche keines haben."

„Dieser Herr," erwiederte Jacques mit einer Stimme, welche immer mehr Festigkeit gewann, „dieser Herr ist ein guter und rechtschaffener junger Mann, der mir die Ehre seiner Gesellschaft den ganzen Tag gegönnt hat, und meine gute Therese, dessen bin ich sicher, wird ihn wie einen Freund aufnehmen."

„Es ist nur für zwei da, und nicht für drei," brummte Therese.

„Ich bin mäßig und er auch," sagte Jacques.

„Ja, ja, das ist gut. Ich kenne diese Mäßigkeit. Ich erkläre Ihnen, daß nicht genug Brod im Haus ist, um Ihre doppelte Mäßigkeit zu füttern, und daß ich nicht drei Treppen hinabsteigen werde, um zu holen. Ueberdies hat der Bäcker zu dieser Stunde geschlossen."

„Dann werde ich hinabgehen," versetzte Jacques die Stirne faltend. „Oeffnen Sie mir die Thüre, Therese."

„Aber . . ."

„Ich will es!"

„Es ist gut! es ist gut!" sagte die Alte brummelnd, gab jedoch dem entschiedenen Tone nach, zu dem ihr Widerstand stufenweise Jacques gebracht hatte. „Bin ich nicht da, um mich in alle Ihre Launen zu fügen? . . . Man wird genug an dem haben, was sich findet. Kommen Sie zum Abendbrod."

„Setzen Sie sich an meine Seite," sagte Jacques zu Gilbert, indem er ihn zu einem Tischchen im Nebenzimmer führte, auf welchem bei zwei Gedecken zwei zusammengerollte und das eine mit einem rothen Band, das andere mit einem weißen Band umwickelte Servietten den Platz von jedem der Gebieter des Hauses bezeichneten.

Dieses kleine viereckige Zimmer hatte eine blaßblaue Tapete mit weißen Zeichnungen.

Zwei große Landkarten zierten die Wände. Die übrige Ausstattung bestand aus sechs Stühlen von Kirschbaumholz mit Strohsitzen, dem fraglichen Tische und einem mit geflickten Strümpfen gefüllten Korb.

Gilbert setzte sich, die Alte stellte einen Teller vor ihn, brachte ihm ein durch den Dienst verbrauchtes Besteck und fügte diesen Geräthschaften einen sorgfältig gescheuerten zinnernen Becher bei.

„Sie gehen nicht hinab?" fragte Jacques seine Frau.

„Es ist unnöthig," erwiederte sie mit einem mürrischen Tone, der den Groll andeutete, welchen sie gegen Jacques wegen des Sieges bewahrte, den er über sie davongetragen; „es ist unnöthig, ich habe ein halbes Brod im Schranke gefunden. Somit haben wir ungefähr anderthalb Pfund, und das ist hinreichend."

„Während sie so sprach, stellte sie die Suppe auf den Tisch.

Jacques wurde zuerst bedient, dann Gilbert, die Alte aß aus der Suppenschüssel.

Alle drei hatten großen Appetit; ganz eingeschüchtert durch den hauswirthschaftlichen Streit, zu dem er Anlaß gegeben, legte Gilbert dem seinigen alle erdenkliche Zügel an. Er hatte jedoch zuerst die Suppe gegessen.

Die Alte warf auf seinen frühzeitig leeren Teller einen ganz zornigen Blick.

„Wer ist heute gekommen?" fragte Jacques, um den Gedanken von Therese eine andere Richtung zu geben.

„Oh!" erwiederte diese, „wie gewöhnlich die ganze Erde. Sie hatten Frau von Boufflers ihre vier Hefte, Madame d'Escars ihre zwei Arien, Frau von Penthièvre ein Quartett mit Begleitung versprochen. Die Einen sind selbst gekommen, die Andern haben geschickt. Aber der Herr sammelte Kräuter, und da man nicht zugleich sich belustigen und arbeiten kann, so mußten die Damen ihre Musik entbehren."

Jacques sagte kein Wort, zum großen Erstaunen von Gilbert, welcher erwartete, er würde ihn ärgerlich werden sehen. Da er aber diesmal allein im Spiel war, veränderte er sein Gesicht nicht im mindesten.

Auf die Suppe folgte ein kleines Stück Ochsenfleisch, welches auf einem Fayenceplättchen aufgetragen wurde, das ganz von der Schärfe der Messer gestreift war.

Jacques legte Gilbert ziemlich bescheiden vor, denn er war unter dem Auge von Therese, dann nahm er für sich ungefähr ein ähnliches Stück und reichte die Platte der Hausfrau.

Diese nahm das Brod und schnitt ein Stück für Gilbert ab.

Dieses Stück war so winzig, daß Jacques darüber erröthete; er wartete, bis Therese ihn und sich selbst bedient hatte, nahm dann das Brod wieder aus ihren Händen und sagte zu Gilbert:

„Sie werden sich Ihr Brod selbst schneiden, mein junger Freund, und ich bitte, schneiden Sie es nach Ihrem Hunger; das Brod muß nur denjenigen, welche es verderben, zugemessen werden."

Einen Augenblick hernach erschienen grüne Bohnen mit Butter geschmelzt.

„Sehen Sie, wie grün sie sind," sprach Jacques, „es sind von unsern eingemachten; man ißt sie vortrefflich hier."

Und er reichte Gilbert die Platte.

„Ich danke," erwiederte dieser, „ich habe gut gespeist und keinen Hunger mehr."

„Der Herr ist nicht Ihrer Ansicht über meine Eingemachten," versetzte Therese spitzig; „es wären ihm ohne Zweifel frische Bohnen lieber, aber das sind frühe Gemüse, welche sich mit unserer Börse nicht bezahlen lassen."

„Nein, Madame," entgegnete Gilbert, „ich finde sie im Gegentheil sehr appetitlich und ich würde sie gern essen, aber ich nehme immer nur von einer Platte."

„Und Sie trinken Wasser?" sagte Jacques, indem er ihm die Flasche bot.

„Immer, mein Herr."

Jacques goß sich eine Fingerhut voll lautern Wein ein.

„Nun, meine Frau," sagte er, indem er die Flasche wieder auf den Tisch stellte, „nun bitte ich Sie, diesem jungen Menschen ein Lager zu bereiten, er muß sehr müde sein."

Therese ließ ihre Gabel fallen und heftete ihre Augen ganz bestürzt auf ihren Gatten.

„Ein Lager! sind Sie verrückt? Sie bringen Jemand zum Schlafen! Sie wollen ihn wohl in Ihrem Bett schlafen lassen? In der That, er verliert den Kopf... Sie werden also fortan eine Pension halten? Dann zählen Sie nicht mehr auf mich; suchen Sie eine Köchin und eine Magd; es ist genug, die Ihrige zu sein, man braucht nicht auch noch die von Andern zu werden."

„Therese," antwortete Jacques mit seinem ernsten, festen Tone, „Therese, ich bitte, hören Sie mich an, liebe Freundin: es ist nur für eine Nacht. Dieser junge Mann hat nie einen Fuß in die Straßen von Paris gesetzt; er kommt hierher unter meiner Führung. Ich will nicht, daß

er im Wirthshause schläft, ich will nicht, und müßte er mein Bett nehmen, wie Sie sagen."

Nach dieser zweiten Offenbarung seines Willens wartete der Greis.

Therese, welche ihn aufmerksam angeschaut hatte und während er sprach jede Muskel seines Gesichtes studirte, schien zu begreifen, daß in diesem Augenblick kein Streit möglich war, und veränderte plötzlich ihre Taktik.

Sie wäre gescheitert, wenn sie hartnäckig gegen Gilbert gekämpft hätte, und fing an, für ihn zu kämpfen: es war allerdings eine Verbündete, von der sich jeder Verrath erwarten ließ.

„Da Sie dieser junge Mensch hierher begleitet hat," sagte sie, „so müssen Sie ihn wohl gut kennen, und es ist besser, er bleibt bei uns. Ich mache ihm ein Bett in Ihrem Cabinet."

„Nein, nein," erwiederte Jacques lebhaft; „ein Cabinet ist kein Ort, wo man schläft. Man kann diese Papiere anzünden."

„Ein schönes Unglück!" murmelte Therese.

Dann sprach sie laut:

„Also im Vorzimmer, vor dem Speiseschrank?"

„Ebenso wenig."

„Dann sehe ich trotz unseres beiderseitigen guten Willens, daß es unmöglich sein wird; denn ohne Ihr Zimmer zu nehmen, oder das meinige . . ."

„Mir scheint, Therese, Sie suchen nicht gut."

„Ich?"

„Allerdings, Sie. Haben wir nicht die Mansarde?"

„Den Speicher, wollen Sie sagen?"

„Nein, es ist kein Speicher, sondern ein zwar etwas mansardenartiges Cabinet, aber gesund, mit einer Aussicht auf herrliche Gärten, was sich in Paris selten findet."

„Oh! gleichviel, mein Herr," versetzte Gilbert, „und wäre es auch ein Speicher, ich würde mich immer noch glücklich schätzen, das schwöre ich Ihnen."

„Keines Wegs, keines Wegs," versetzte Therese. „Ich breite dort meine Wäsche aus."

„Dieser junge Mann wird nichts verderben, Therese. Nicht wahr, mein Freund, Sie wachen darüber, daß der Wäsche dieser guten Hausfrau kein Unfall widerfährt. Wir sind arm, und jeder Verlust ist schwer für uns."

„Oh! seien Sie unbesorgt, mein Herr."

Jacques stand auf, näherte sich Therese und sprach:

„Liebe Freundin, ich will nicht, daß dieser junge Mensch in das Verderben geräth. Paris ist ein gefährlicher Ort, hier werden wir ihn überwachen."

„Sie geben also eine Erziehung? Ihr Zögling wird also Kostgeld bezahlen?"

„Nein, aber ich stehe Ihnen dafür, daß er Sie nichts kosten wird. Was die Wohnung betrifft, da sie uns beinahe unnütz ist, so können wir ihm diese Wohlthat zukommen lassen."

„Wie sich doch alle Faullenzer verstehen!" murmelte Therese die Achseln zuckend.

„Mein Herr," sprach Gilbert, mehr müde als sein Wirth dieses Streites, welcher Fuß für Fuß für eine Gastfreundschaft stattfand, die ihn demüthigte; „ich habe nie Jemand belästigt und werde nicht bei Ihnen anfangen, der Sie so gut gegen mich gewesen sind; erlauben Sie mir also, daß ich mich entferne. Ich habe in der Gegend der Brücke, über die wir gekommen sind, Bäume bemerkt, unter welchen Bänke stehen. Ich versichere Sie, ich werde sehr gut auf einer von diesen Bänken schlafen."

„Ja, damit Sie die Wache als einen Vagabunden verhaftet."

„Was er auch ist," sagte leise Therese, welche den Tisch abdeckte.

„Kommen Sie, kommen Sie, junger Mann," sprach Jacques, „es ist oben, so viel ich mich erinnere, ein guter Strohsack: das ist immer noch besser als eine Bank; und da Sie sich mit einer Bank begnügen würden..."

„Oh! mein Herr, ich habe immer nur auf Stroh=

säcken geschlafen," sagte Gilbert, und fügte dann auf diese Wahrheit durch eine kleine Lüge zurückkommend bei: „die Wolle erhitzt mich zu sehr."

Jacques versetzte lächelnd:

„Das Stroh erfrischt in der That, nehmen Sie vom Tische ein Stümpchen Licht und folgen Sie mir."

Therese schaute nicht einmal mehr nach Jacques.

Sie stieß einen Seufzer aus, denn sie war besiegt.

Gilbert stand ernst auf und folgte seinem Beschützer.

Als er durch das Vorzimmer kam, sah Gilbert einen Wasserständer.

„Mein Herr," sagte er, „ist das Wasser theuer in Paris?"

„Nein, mein Freund, aber wäre es auch theuer, so sind doch das Wasser und das Brod zwei Dinge, welche der Mensch dem Menschen, der sie verlangt, nicht zu verweigern befugt ist."

„Oh! in Taverney kostete das Wasser nichts und der Luxus des Armen ist die Reinlichkeit."

„Nehmen Sie, mein Freund, nehmen Sie," sprach Jacques, indem er mit dem Finger Gilbert ein großes Gefäß von Fayence bezeichnete.

Und er ging dem jungen Mann voran, nicht wenig darüber erstaunt, daß er bei einem Kinde dieses Alters alle Festigkeit des Volkes mit allen Instinkten der Aristokratie gepaart fand.

XLV.

Die Mansarde von Herrn Jacques.

Die Treppe, schon eng und schwierig am Ende des Ganges, an der Stelle, wo Gilbert an die erste Stufe gestoßen hatte, wurde immer schwieriger und enger von dem dritten Stockwerke an, das Jacques bewohnte. Dieser und sein Schützling gelangten nur mit Mühe zu einem wahren Speicher. Diesmal hatte Therese Recht gehabt;

es war wirklich ein Speicher von vier Abtheilungen, von denen drei nicht bewohnt wurden.

Es ist nicht zu leugnen, daß alle außer dem für Gilbert bestimmten unbewohnbar waren.

Das Dach senkte sich so jäh vom First an, daß es mit dem Boden einen spitzigen Winkel bildete. Mitten an diesem Abhang war eine Dachluke, geschlossen mit einem schlechten Rahmen ohne Scheiben, um Luft und Licht einzulassen: das Licht kärglich, die Luft verschwenderisch, besonders während der Winterstürme.

Zum Glück war man dem Sommer nahe; aber trotz der milden Nachbarschaft der heißen Jahreszeit erlosch das Licht, welches Jacques hielt, beinahe, als sie in den Speicher drangen.

Der Strohsack, von dem Jacques prunkhaft gesprochen hatte, lag allerdings auf dem Boden und bot sich sogleich als das Hauptgeräthe der Stube. Da und dort erhoben sich Stöße an ihren Schnitten vergilbter, gedruckter alter Papiere unter einem Haufen von den Ratten zerfressener Bücher.

An zwei quer gezogenen Schnüren, an deren erster Gilbert sich beinahe erwürgt hätte, tanzten raschelnd im Nachtwinde papierene Säcke, welche getrocknete Bohnen in ihren Hülsen enthielten, aromatische Kräuter und Haushaltungswäsche, vermischt mit alten Frauenkleidern.

„Das ist nicht schön," sagte Jacques, „aber der Schlaf und die Dunkelheit machen die armseligsten Hütten den kostbarsten Palästen gleich; schlafen Sie, wie man in Ihrem Alter schläft, mein junger Freund, und nichts wird Sie morgen früh abhalten, zu glauben, Sie haben im Louvre geruht. „Geben Sie aber vor Allem wohl auf das Feuer Acht."

„Ja, mein Herr," versetzte Gilbert, etwas betäubt von Allem dem, was er gesehen und gehört hatte.

Jacques entfernte sich lächelnd, kam dann wieder zurück und sprach:

„Morgen werden wir plaudern. Ich denke, es wird Ihnen nicht widerstreben, zu arbeiten, nicht wahr?"

„Sie wissen, mein Herr, daß arbeiten im Gegentheil Alles ist, was ich wünsche."

„Das ist gut."

Jacques machte abermals einen Schritt nach der Thüre.

„Eine würdige Arbeit, wohlverstanden," sprach der wunderliche Gilbert.

„Ich kenne keine andere, mein junger Freund, morgen also."

„Gute Nacht und meinen Dank," sagte Gilbert.

Jacques ging hinaus, schloß die Thüre von außen, und Gilbert blieb allein in seiner Dachkammer.

Anfangs erstaunt, dann wie versteinert, daß er sich in Paris befinden sollte, fragte er sich, ob es auch gewiß Paris sei, wo man Stuben wie die seinige finde.

Dann überlegte er, daß ihm Jacques im Ganzen ein Almosen gewähre, und da er in Taverney das Almosen hatte geben sehen, so staunte er nicht mehr, sondern die Verwunderung fing an der Dankbarkeit Platz zu machen.

Seinen Leuchter in der Hand, durchging er mit der von Jacques empfohlenen Vorsicht alle Winkel der Dachstube, ohne sich um die Kleider von Therese zu bekümmern, denen er nicht einmal einen alten Rock entziehen wollte, um sich daraus eine Decke zu machen.

Er blieb bei den Stößen gedruckter Papiere stehen, welche im höchsten Grade seine Neugierde erregten; sie waren mit Bindfaden zusammengebunden und er berührte sie nicht.

Den Hals ausgestreckt, das Auge gierig, ging er von den zusammengebundenen Papieren zu den Bohnensäcken über.

Die Bohnensäcke waren von einem sehr weißen, ebenfalls bedruckten und mit Nadeln zusammengehaltenen Papier gemacht.

Bei einer etwas ungestümen Bewegung berührte Gilbert den Strick mit seinem Kopf, und einer von den Säcken fiel herab.

Bleicher, erschrockener, als wenn es das Schloß einer Geldkasse gewesen wäre, beeilte sich der junge Mann, die auf dem Boden zerstreuten Bohnen aufzulesen und wieder in den Sack zu schieben.

Während er diese Operation vornahm, schaute er maschinenmäßig das Papier an; maschinenmäßig lasen auch seine Augen einige Worte; diese Worte erregten seine Aufmerksamkeit. Er stieß die Bohnen zurück, setzte sich auf den Strohsack und las; denn diese Worte standen so vollkommen im Einklang mit seinen Gedanken und besonders mit seinem Character, daß sie nicht nur für ihn, sondern sogar von ihm geschrieben zu sein schienen.

Sie folgen hier:

„Nätherinnen, Kammermädchen, kleine Kaufmannstöchter reizten mich nur wenig, ich bedurfte der Fräulein; Jeder hat seine Phantasie, das ist die meinige gewesen. Ich denke in diesem Punkte nicht wie Horaz. Es ist indessen durchaus nicht die Eitelkeit des Standes und des Ranges, was mich anzieht, sondern ein besser erhaltener Teint, schönere Hände, ein anmuthigerer Putz, eine gewisse Zartheit und Reinlichkeit über die ganze Person verbreitet, mehr Geschmack in der Art und Weise, sich zu halten und auszudrücken, ein feineres und besser gemachtes Gewand, eine zierlichere Fußbekleidung, Bänder, Spitzen, besser geordnete und geglättete Haare. Ich würde stets die minder Hübsche vorziehen, welche Alles dies besäße. Ich finde selbst diesen Vorzug sehr lächerlich, aber mein Herz gibt ihn unwillkührlich.“

Gilbert bebte und der Schweiß trat ihm auf die Stirne; es war unmöglich, seine Gedanken besser auszudrücken, seine Instinkte besser zu erläutern, seinen Geschmack besser zu analysiren. Nur war Andrée nicht die minder Hübsche, welche Alles dies besaß. Andrée hatte Alles dies und war die Schönste.

Gilbert fuhr also gierig fort.

Nach den von uns angeführten Zeilen kam ein reizendes Abenteuer eines jungen Mannes mit zwei jungen

Mädchen; die Geschichte einer Cavalcade, begleitet von jenen kleinen, reizenden Schreien, welche die Frauen noch viel reizender machen, einer Reise auf dem Kreuz hinter einer derselben und einer noch viel reizenderen und viel köstlicheren nächtlichen Rückkehr.

Das Interesse nahm immer mehr zu; Gilbert hatte den Sack auseinander gezogen und Alles, was Gedrucktes darauf stand, mit einem gewissen Herzklopfen gelesen; er betrachtete die Pagination und suchte, ob die anderen Seitenzahlen nicht eine Folge bildeten. Die Pagination war unterbrochen. Aber er fand sieben oder acht Säcke, welche sich zu folgen schienen. Er zog die Nadeln heraus, leerte die Bohnen auf den Boden, faßte sie zusammen und las.

Diesmal war es etwas noch ganz Anderes. Die neuen Zeilen enthielten die Liebschaft eines armen, unbekannten jungen Mannes mit einer vornehmen Dame. Die vornehme Dame war bis zu ihm herabgestiegen, oder er war vielmehr bis zu ihr hinaufgestiegen, und die vornehme Dame hatte ihn aufgenommen, als ob er ihres Gleichen gewesen wäre, hatte ihren Geliebten aus ihm gemacht, hatte ihn eingeweiht in alle Geheimnisse des Herzens, in die Träume der Jugend, welche eine so kurze Dauer haben, daß sie uns, wenn wir auf der andern Seite des Lebens angelangt sind, nur noch als glänzende, aber flüchtige Meteore erscheinen, welche an einem gestirnten Frühlingshimmel hingleiten.

Der junge Mann war nirgends genannt. Die vornehme Dame hieß Frau von Warens, ein Name süß und reizend auszusprechen.

Gilbert träumte von dem Glück, eine ganze Nacht so lesend zuzubringen, und das Vergnügen vermehrte sich durch die Sicherheit, daß er eine lange Reihe von Säcken einen nach dem andern zu plündern hatte, als sich plötzlich ein leichtes Geknister hörbar machte; erhitzt durch den kupfernen Leuchter versank das Licht in dem flüssigen Fett, ein übelriechender Dunst verbreitete sich im Speicher, der Docht

erlosch, und Gilbert befand sich in der Dunkelheitt. Dieses Ereigniß war so schnell gekommen, daß sich kein Rath dagegen schaffen ließ. Mitten in seiner Lecture unterbrochen, hätte Gilbert bald vor Wuth geweint. Er ließ die Papiere auf die bei seinem Bette angehäuften Bohnen fallen und legte sich auf seinen Strohsack, wo er, trotz seines Aergers, bald in tiefen Schlaf versank.

Der junge Mensch schlief, wie man mit achtzehn Jahren schläft; er erwachte auch erst bei dem Geräusch des knarrenden Schlosses, das Jacques am Abend vor die Thüre des Speichers gelegt hatte.

Es war heller Tag; als Gilbert die Augen öffnete, sah er seinen Wirth sachte in sein Zimmer treten.

Seine Augen fielen sogleich auf die zerstreuten Bohnen und auf die Säcke, welche wieder Blätter geworden waren.

Die Augen von Jacques hatten schon dieselbe Richtung genommen.

Gilbert fühlte die Schamröthe in seine Wangen steigen, und murmelte, ohne genau zu wissen, was er sagte:

„Guten Morgen, mein Herr.“

„Guten Morgen, mein Freund,“ sprach Jacques; „haben Sie gut geschlafen?“

„Ja, mein Herr.“

„Sollten Sie zufällig ein Nachtwandler sein?“

Gilbert wußte nicht, was ein Nachtwandler ist, aber er begriff, daß Jacques mit seiner Frage von ihm eine Erklärung über die außerhalb ihrer Säcke zerstreuten Bohnen und über die von ihren Bohnen verlassenen Säcke verlangte.

„Ach! mein Herr,“ versetzte er, „ich sehe wohl, warum Sie mir das sagen; ja, ich bin der Missethat schuldig und klage mich in Demuth derselben an; doch ich glaube, daß es sich wieder gut machen läßt.“

„Ganz gewiß; doch warum ist Ihr Licht ganz und gar aufgezehrt?“

„Ich habe zu lange gewacht.“

„Und warum haben Sie gewacht?“ versetzte Jacques argwöhnisch.

„Um zu lesen.“

Der Blick von Jacques durchlief noch mißtrauischer den vollgepfropften Speicher.

„Dieses erste Blatt,“ sagte Gilbert, indem er auf den ersten Sack deutete, „dieses erste Blatt, auf welches zufällig mein Blick fiel, hat mich dermaßen interessirt . . . Doch Sie, mein Herr, der Sie so Vieles wissen, Sie müssen auch wissen, zu welchem Buch es gehört?“

Jacques schaute es nachläßig an und antwortete:

„Ich weiß es nicht.“

„Es ist ohne Zweifel ein Roman,“ sagte Gilbert, „ein sehr schöner Roman.“

„Ein Roman, glauben Sie?“

„Ich glaube es, denn man spricht darin von Liebe wie in den Romanen, nur daß man besser spricht.“

„Doch,“ versetzte Jacques, „da ich unten an dieser Seite das Wort Confessions*) lese, so glaube ich . . .“

„Sie glauben?“

„Daß es eine Geschichte sein könnte.“

„Oh! nein, nein; der Mann, welcher so spricht, spricht nicht von sich selbst. Es ist zu viel Offenherzigkeit in seinen Geständnissen, zu viel Unparteilichkeit in seinem Urtheil.“

„Und ich, ich glaube, daß Sie sich täuschen,“ erwiederte rasch der Greis. „Der Verfasser wollte im Gegentheil der Welt das Beispiel eines Menschen geben, der sich seines Gleichen so zeigt, wie ihn Gott gemacht hat.“

„Kennen Sie denn den Verfasser?“

„Der Verfasser ist Jean Jacques Rousseau.“

„Rousseau!“ rief lebhaft der junge Mann.

„Ja. Es finden sich hier einige verzettelte Blätter von seinem letzten Buch.“

„Der arme, unbekannte, dunkle junge Mann, der bei-

---

*) Bekenntnisse.

nahe auf den Landstraßen bettelte, auf denen er zu Fuß wanderte, war also Rousseau, der Mann, der eines Tages den **Emile** machen und den **Contrat Sociale** schreiben sollte?"

„Er war es, oder vielmehr nein," sprach der Greis mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Schwermuth. „Nein, er war es nicht: der Verfasser des **Contrat Sociale** und des **Emile** ist der über die Welt, über das Leben, über den Ruhm und beinahe über Gott entzauberte Mann; der andere . . . der andere Rousseau . . . der von Frau von Warens, ist das Kind, welches in das Leben durch dieselbe Pforte wie die Morgenröthe in die Welt eintritt; es ist das Kind mit seinen Freuden, seinen Hoffnungen. Zwischen den beiden Rousseau ist eine Kluft befestigt, welche sie immerdar hindern wird, zusammenzukommen . . . dreißig Jahre des Unglücks."

Der Greis schüttelte den Kopf, ließ traurig seine Arme fallen, und schien sich in eine tiefe Träumerei zu verlieren.

Gilbert war wie geblendet.

„So ist also das Abenteuer mit Fräulein Galley und Fräulein von Graffenried wahr?" sagte er. „Diese glühende Liebe für Frau von Warens, er hat sie also empfunden? Der Besitz der Frau, die ihn liebte, ein Besitz, der ihn traurig machte, statt ihn in den Himmel zu versetzen, wie er dies erwartete, ist also keine reizende Lüge?"

„Junger Mann," sprach der Greis, „Rousseau hat nie gelogen. Erinnern Sie sich seines Wahlspruches: **Vitam impendere vero.**"

„Ich kannte ihn," sagte Gilbert, „da ich aber das Lateinische nicht verstehe, so vermochte ich ihn auch nicht zu begreifen."

„Das bedeutet: sein Leben für die Wahrheit hingeben."

„Es ist also möglich," fuhr Gilbert fort, „es ist möglich, daß es ein Mensch, von einer Stellung wie Rousseau ausgegangen, von einer vornehmen Dame geliebt wird?

Oh! mein Gott, wissen Sie, daß dies diejenigen wahnsinnig vor Hoffnung machen heißt, welche, wie er von unten ausgehend, die Augen über ihre Stellung hinauf erhoben haben?"

„Sie lieben," versetzte Jacques, „und Sie sehen eine Aehnlichkeit zwischen Ihrer Lage und der von Rousseau?"

Gilbert erröthete, antwortete aber nicht auf diese Frage.

„Doch es sind nicht alle Frauen wie Frau von Warens," sagte er; „es gibt stolze, hochmüthige, unzugängliche, und diese zu lieben ist eine Torheit."

„Junger Mann," sprach der Greis, „solche Gelegenheiten haben sich mehr als einmal Rousseau geboten."

„Oh! ja," rief Gilbert, „aber er war Rousseau. Ganz gewiß, wenn ich in mir einen Funken von dem Feuer fühlte, das in seinem Herzen brannte und sein Genie entzündete . . ."

„Nun?"

„Nun, so würde ich mir sagen, es gäbe keine Frau, so vornehm sie auch sein möchte, welche mit mir rechnen könnte, während ich, der ich nichts bin, der ich nicht die Ueberzeugnng von meiner Zukunft habe, wenn ich über mich schaue, geblendet werde. Oh! wie gern möchte ich mit Rousseau sprechen!"

„Warum?"

„Um ihn zu fragen, ob, wenn Frau von Warens nicht zu ihm herabgestiegen wäre, er nicht zu ihr hinaufgestiegen sein würde. Um ihm zu sagen: „„Der Besitz, der Sie traurig gemacht hat, hätten Sie ihn nicht, wenn er Ihnen verweigert worden wäre, erobert, selbst . . .""

Der junge Mann hielt inne.

„Selbst . . ." wiederholte der Greis.

„Selbst durch ein Verbrechen?"

Der Greis bebte.

„Meine Frau muß aufgewacht sein," sagte er, das Gespräch kurz abbrechend; „wir wollen hinabgehen. Der

Tag eines Arbeiters fängt nie früh genug an: kommen Sie, junger Mann, kommen Sie."

„Es ist wahr," sprach Gilbert, „verzeihen Sie; doch es gibt gewisse Gespräche, die mich berauschen, gewisse Bücher, die mich begeistern, gewisse Gedanken, die mich beinahe verrückt machen."

„Ah! ah! Sie sind verliebt," rief der Greis.

Gilbert antwortete nichts und fing an die Bohnen zusammenzulesen und die Säcke mittelst der Nadeln wiederherzustellen; Jacques ließ ihn machen.

„Sie sind nicht kostbar einquartiert gewesen," sagte er, „doch im Ganzen haben Sie hier das Nothwendige, und wenn Sie frühzeitiger sich erhoben hätten, so wären Ihnen durch dieses Fenster die Düfte der grünen Gärten zugeströmt, die wohl ihr Verdienst unter den abscheulichen Gerüchen haben, welche die große Stadt verpesten. Es sind hier die Gärten der Rue de la Jussienne, die Linden und die Bohnenbäume blühen, und diese Düfte Morgens einathmen, heißt dies nicht Glück für einen ganzen Tag anhäufen?"

„Ich liebe Alles dies, aber ich bin zu sehr daran gewöhnt, um ihm große Aufmerksamkeit zu schenken."

„Sagen Sie, Sie haben nicht lange genug das Land verloren, um es zu beklagen. Aber Sie sind fertig, gehen wir zur Arbeit."

Hienach zeigte Jacques Gilbert den Weg, ließ ihn hinausgehen und legte hinter ihm das Schloß wieder vor die Thüre.

Diesmal führte Jacques den jungen Mann unmittelbar in das Zimmer, das Therese am Abend zuvor unter dem Namen seines Cabinets bezeichnet hatte.

Schmetterlinge unter Glas, Kräuter und Mineralien in Einfassungen von schwarzem Holz gerahmt, Bücher in einem Schranke von Nußbaumholz, ein schmaler, langer Tisch, bedeckt mit einem kleinen, durch die Reibung abgenutzten Teppich von grüner und schwarzer Wolle, worauf Manuscripte in guter Ordnung lagen, vier mit schwarzem

Roßhaar überzogene Lehnstühle von Nußbaumholz; dies war die ganze Ausstattung des Cabinets; Alles glänzend, gewichst, tadellos, was Ordnung und Reinlichkeit betrifft; aber kalt für das Auge und das Herz, so sehr war das durch Vorhänge von Siamoise gemilderte Licht grau und schwach, so sehr schienen der Luxus und sogar das Wohlbehagen von dieser kalten Asche, von diesem schwarzen Heerde entfernt.

Ein kleines Klavier von Rosenholz, auf vier geraden Füßen stehend und auf dem Kamin ein margeres Cartel*), bezeichnet **Dolt à l'Arsenal**, erinnerten allein, das eine durch das Vibriren seiner stählernen Saiten, welche von dem durch die Straße fahrenden Wagen erweckt wurden, das andere durch seine silberne Unruhe, daran, daß etwas in diesem gräberartigen Raume lebte.

Gilbert trat ehrfurchtsvoll in das von uns beschriebene Cabinet; er fand das Geräthe beinahe kostbar, denn es war ungefähr wie das des Schlosses Taverney; der gewichste Boden machte besonders Eindruck auf ihn.

„Setzen Sie sich," sagte Jacques, indem er auf einen zweiten kleinen Tisch deutete, welcher in einer Fenstervertiefung stand, „ich will Ihnen das Geschäft nennen, welches ich für Sie bestimmt habe."

Gilbert gehorchte eiligst.

„Kennen Sie das?" fragte der Greis.

Und er zeigte Gilbert ein in ungleichen Zwischenräumen gestreiftes Papier.

„Ganz gewiß," antwortete dieser, „es ist Notenpapier."

„Nun, wenn eines von diesen Blättern von mir gehörig geschwärzt worden ist, das heißt, wenn ich so viel Musik, als es fassen kann, darauf abgeschrieben habe, gewinne ich zehn Sous; das ist der Preis, den ich selbst dafür bestimmt. Glauben Sie, daß Sie Musik abschreiben lernen werden?"

---

*) Eine an der Wand befestigte Pendeluhr.

„Ja, mein Herr, ich glaube es."

„Aber wirbelt Ihnen dieses kleine Geschmiere von schwarzen, an einfache, doppelte oder dreifache Striche angespießten Punkten nicht vor den Augen?"

„Es ist wahr, mein Herr, bei dem ersten Blick verstehe ich nicht viel davon; wenn ich mir jedoch Mühe gebe, werde ich die Noten von einander unterscheiden; hier ist zum Beispiel ein **F**.

„Wo dies?"

„Hier, auf der obersten Linie."

„Und dieses andere zwischen den zwei unteren Linien?"

„Ist abermals ein **F**."

„Die Note über derjenigen, welche auf der zweiten Linie sitzt?"

„Ist ein **G**."

„Sie können also Musik lesen?"

„Das heißt, ich weiß den Namen der Noten, aber ich kenne ihren Werth nicht."

„Und wissen Sie, wenn es weiße Noten, wenn es schwarze Noten, wenn es geschwänzte, doppelt geschwänzte, dreifach geschwänzte Noten sind?"

„O ja, ich weiß das."

„Und diese Zeichen?"

„Dieses ist eine Pause von einem Viertelstakt."

„Und dieses?"

„Ist ein Kreuz."

„Und dieses?"

„Ein **B-moll**."

„Sehr gut! Doch mit Ihrer Unwissenheit," sagte Jacques, dessen Auge sich mit jenem Mißtrauen zu verschleiern anfing, das bei ihm Gewohnheit zu sein schien, „mit Ihrer Unwissenheit sprechen Sie von der Musik, wie Sie von der Botanik gesprochen, und wie Sie beinahe auch von der Liebe gesprochen hätten."

„Oh! mein Herr," erwiederte Gilbert erröthend, „spotten Sie meiner nicht."

„Im Gegentheil, mein Kind, Sie setzen mich in Erstaunen. Die Musik ist eine Kunst, welche nach den andern Studien kommt, und Sie sagten mir, Sie haben keine Erziehung erhalten, Sie sagten mir, Sie haben nichts gelernt."

„Das ist Wahrheit, mein Herr."

„Sie konnten sich jedoch nicht ganz allein einbilden, dieser schwarze Punkt auf der letzten Linie sei ein **F.**"

„Mein Herr," erwiederte Gilbert, den Kopf und die Stimme senkend, „in dem Hause, das ich bewohnte, war eine . . . junge Person, welche Klavier spielte."

„Ah! ja, diejenige, welche auch Botanik trieb," versetzte Jacques.

„Ganz richtig, mein Herr, sie spielte sogar sehr gut."

„Wirklich?"

„Ja, und ich bete die Musik an."

„Alles dies ist kein Grund, die Noten zu kennen."

„Mein Herr, im Rousseau steht geschrieben, daß der Mensch unvollständig sei, der die Wirkung genieße, ohne zur Ursache hinaufzusteigen."

„Ja, doch es steht auch darin geschrieben, daß der Mensch, indem er sich durch seine Nachforschung vervollständige, seine Freude, seine Naivetät und seinen Instinkt verliere."

„Was ist daran gelegen, wenn er in dem Studium einen Genuß findet, der den Genüssen gleichkommt, welche er verlieren kann?"

Jacques wandte sich erstaunt um.

„Ah!" sagte er, „Sie sind nicht nur Botaniker und Musiker, sondern auch Logiker."

„Ach! mein Herr, ich bin leider weder Botaniker, noch Musiker, noch Logiker. Ich vermag eine Note von einer andern, ein Zeichen von einem andern zu unterscheiden, und weiter nichts."

„Sie solfeggiren also?"

„Ich? Nicht im Geringsten."

„Nun, gleichviel; wollen Sie das Abschreiben pro-

biren? Hier ist linirtes Papier; aber nehmen Sie sich in Acht, dasselbe zu verderben, es ist sehr theuer. Oder besser, nehmen Sie weißes Papier, liniren Sie dasselbe und versuchen Sie es auf diesem."

„Ja, mein Herr, ich werde es machen, wie Sie es mir empfehlen; aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß dies kein Stand für mein ganzes Leben ist; denn statt Musik zu schreiben, welche ich nicht verstehe, würde ich lieber öffentlicher Schreiber werden."

„Junger Mensch, junger Mensch, Sie sprechen ohne zu bedenken; hüten Sie sich."

„Ich?"

„Ja, Sie. Treibt der öffentliche Schreiber sein Gewerbe bei Nacht, gewinnt er seinen Lebensunterhalt bei Nacht?"

„Nein, gewiß nicht."

„Nun, so hören Sie, was ich Ihnen sagen werde: ein geschickter Mensch kann in zwei bis drei Stunden Nachts fünf und sogar sechs von diesen Seiten copiren, wenn er durch Uebung eine fette und leichte Notenschrift, einen reinen Zug und eine Gewohnheit des Lesens erlangt hat, die ihm das Zurückführen des Auges auf das Muster erspart. Sechs Seiten tragen drei Franken ein, hiemit lebt ein Mensch; Sie werden nicht das Gegentheil sagen, Sie, der Sie nur sechs Sous verlangen. Mit zwei Stunden Arbeit in der Nacht kann also ein Mensch die Curse der Medecin-Schule, der Chirurgie-Schule, der Botanik-Schule besuchen."

„Ah!" rief Gilbert, „ah! ich verstehe Sie und danke Ihnen aus der Tiefe meines Herzens."

Und er warf sich auf das weiße Blatt, das ihm der Greis bot.

XLVI.

Wer Herr Jacques war.

Gilbert arbeitete mit Eifer, und sein Papier bedeckte sich mit gewissenhaft studirten Versuchen, als der Greis, nachdem er ihm eine Zeit lang zugeschaut, sich an den andern Tisch setzte und gedruckte Blätter, denen der umhüllten Bohnen auf dem Speicher ähnlich, zu corrigiren anfing.

So verliefen drei Stunden und das Cartel schlug eben neun Uhr, da trat Therese hastig ein.

„Geschwinde, geschwinde," sagte sie, „gehen Sie in den Saal. Es kommt abermals ein Prinz zu uns. Mein Gott! wann wird diese Prozession von Hoheiten endigen? Wenn es ihm nur nicht einfällt, mit uns frühstücken zu wollen, wie es einst der Herzog von Chartres gethan hat."

„Und wer ist dieser Prinz?" fragte Jacques mit leiser Stimme.

„Monseigneur der Prinz von Conti."

Gilbert ließ bei diesem Namen auf seine Linien ein G fallen, das eher jenen Teigklumpen, mit denen man die Gänse stopft, als einer Note glich.

„Ein Prinz! eine Hoheit!" sagte er leise.

Jacques ging lächelnd hinter Therese hinaus, welche die Thüre schloß.

Gilbert schaute umher, hob, als er sich allein sah, ganz verblüfft den Kopf in die Höhe und rief:

„Aber wo bin ich denn? Prinzen, Hoheiten bei Herrn Jacques! Der Herr Herzog von Chartres, Monseigneur der Prinz von Conti bei einem Abschreiber!"

Er näherte sich der Thüre, um zu horchen; das Herz schlug ihm sonderbar.

Bereits waren die ersten Begrüßungen zwischen Herrn Jacques und dem Prinzen ausgetauscht; der Prinz sprach:

„Ich hätte Sie gern mit mir genommen," sagte er.

„Warum dies, mein Prinz?" fragte Jacques.

„Um Sie der Dauphine vorzustellen. Es ist dies

eine neue Aera für die Philosophie, mein theurer Philosoph."

„Tausend Dank für Ihren guten Willen, Monseigneur; aber ich kann Sie unmöglich begleiten."

„Vor sechs Jahren haben Sie aber doch Frau von Pompadour nach Fontainebleau begleitet."

„Ich war damals um sechs Jahre jünger; heute bin ich an meinen Lehnstuhl genagelt durch meine Gebresten."

„Und durch Ihre Menschenfeindlichkeit."

„Und wenn dies der Fall wäre, Monseigneur? Meiner Treue, ist die Welt nicht ein zu seltsames Ding, als daß man sich ihr zu Liebe in Unruhe versetzen sollte?"

„Nun, ich befreie Sie von Saint-Denis und dem großen Ceremoniel, und führe Sie nach der Muette, wo Ihre königliche Hoheit übermorgen schlafen wird."

„Ihre königliche Hoheit kommt also übermorgen nach Saint-Denis?"

„Mit ihrem ganzen Gefolge. Hören Sie, zwei Lieues sind bald gemacht und veranlassen keine große Störung. Man sagt, die Prinzessin sei eine vortreffliche Tonkünstlerin; sie ist eine Schülerin von Gluck."

Gilbert hörte nicht mehr. Bei den Worten: „Uebermorgen kommt die Frau Dauphine mit ihrem ganzen Gefolge nach Saint-Denis," dachte er nur an Eines, daran, daß er in zwei Tagen nur zwei Lieues von Andrée entfernt sein werde.

Dieser Gedanke blendete ihn, als ob seine Augen einen glühenden Spiegel getroffen hätten.

Das stärkere von den zwei Gefühlen erstickte das andere. Die Liebe hob die Neugierde auf; einen Augenblick kam es Gilbert vor, als fände sich nicht genug Luft für seine Brust in diesem kleinen Cabinet: er lief an das Fenster in der Absicht, es zu öffnen, aber das Fenster war von innen mit einem Vorhängeschloß verwahrt, ohne Zweifel, damit man nie aus dem gegenüberliegenden Zimmer sehen konnte, was in dem Cabinet von Herrn Jacques vorging.

Er fiel auf seinen Stuhl zurück.

„Oh! ich will nicht mehr horchen," sagte er; „ich will nicht mehr in die Geheimnisse von diesem kleinen Bürger, meinem Beschützer, von diesem Abschreiber eindringen, den ein Prinz seinen Freund nennt und der zukünftigen Königin von Frankreich, der Tochter der Kaiser, vorstellen will, mit der Fräulein Andrée beinahe auf den Knieen sprach. Aber vielleicht würde ich etwas von Fräulein Andrée hören, wenn ich horchte ... nein, nein, ich gliche einem Lackeien. La Brie horchte auch an den Thüren."

Und er entfernte sich muthig von der Scheidewand, der er sich genähert hatte; seine Hände zitterten, eine Wolke verdunkelte seine Augen.

Er fühlte das Bedürfniß einer mächtigen Zerstreuung, denn das Abschreiben hatte ihn zu wenig beschäftigt, und nahm ein Buch von dem Schreibtische von Herrn Jacques.

„Die Bekenntnisse," rief er mit freudigem Erstaunen, „die Bekenntnisse, von denen ich mit so viel Interesse ungefähr hundert Seiten gelesen habe. Eine Ausgabe mit dem Portrait des Verfassers geschmückt," fuhr er fort. „Oh! und ich, der ich nie das Portrait von Herrn Rousseau gesehen ... oh! das wollen wir beschauen."

Und er wandte rasch das Blatt Papier um, das den Kupferstich verbarg, erblickte das Portrait und stieß einen Schrei aus.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Jacques kam zurück.

Gilbert verglich das Gesicht von Jacques mit dem Portrait, das er in der Hand hielt, streckte, am ganzen Leibe zitternd, die Arme aus, ließ den Band fallen und murmelte:

„Ich bin bei Jean Jacques Rousseau!"

„Wir wollen sehen, wie Sie Ihre Musik copirt haben, mein Kind," versetzte lächelnd Jean Jacques, den diese unvorhergesehene Huldigung viel glücklicher machte, als tausend Triumphe seines glorreichen Lebens.

Und er ging bebend vor Gilbert vorüber, näherte sich dem Tische und warf seine Augen auf das Papier.

„Die Schrift ist nicht übel," sagte er; „Sie vernachlässigen die Ränder, sodann verbinden Sie nicht genug mit demselben Zuge die Noten, welche zusammengehören. Warten Sie, bei diesem Takt fehlt Ihnen das Zeichen, welches die Pause andeutet . . . dann sind Ihre Taktstriche nicht gerade. Machen Sie auch die weißen Noten von zwei Halbkreisen. Es liegt wenig daran, ob sie genau zusammenlaufen. Die ganz runde Note ist unzierlich und der Schwanz hängt sich schlecht daran an. Ja, in der That, mein Freund, Sie sind bei Jean Jacques Rousseau."

„Oh! mein Herr, verzeihen Sie alle die Albernheiten, welche ich gesprochen habe," rief Gilbert die Hände faltend und nahe daran, sich niederzuwerfen.

„Mußte ein Prinz hierher kommen, daß Sie den verfolgten, den unglücklichen Philosophen von Genf erkannten?" sagte Rousseau die Achseln zuckend. „Armes Kind, glückliches Kind, das die Verfolgung nicht kennt!"

„Oh! ja, ich bin glücklich, sehr glücklich, doch daß ich Sie sehe, daß ich Sie kennen lerne, daß ich bei Ihnen bin."

„Ich danke, mein Kind, ich danke; aber es ist nicht Alles, glücklich zu sein, man muß arbeiten. Nun da Ihre Versuche gemacht sind, nehmen Sie dieses Rondeau und bemühen Sie sich, es auf wirkliches Notenpapier abzuschreiben, es ist kurz und nicht schwierig . . . vor Allem empfehle ich Ihnen Reinlichkeit. Doch wie haben Sie erkannt . . . ?"

Gilbert hob den Band auf, den er hatte fallen lassen, und zeigte Jean Jacques das Portrait.

„Ah! ja, ich begreife, mein in effigie verbranntes Portrait auf der ersten Seite des Emile; doch was ist daran gelegen? die Flamme erleuchtet, mag sie von der Sonne, oder von einem Auto da Fe kommen."

„Mein Herr, wissen Sie, daß ich nie einen andern Traum gehabt habe, als den, in Ihrer Nähe zu leben?

Wissen Sie, daß mein Ehrgeiz nicht weiter geht, als dieser Wunsch?"

„Sie werden nicht bei mir leben, mein Freund," entgegnete Jean Jacques, „denn ich habe keine Zöglinge und was die Gäste betrifft, so konnten Sie sehen, daß ich nicht reich genug bin, um solche zu empfangen, und besonders, um solche zu behalten."

„Gilbert schauerte. Jean Jacques nahm ihn bei der Hand und fuhr fort:

„Uebrigens brauchen Sie nicht zu verzweifeln. Seitdem ich Sie getroffen habe, studire ich Sie, mein Kind; es liegt in Ihnen viel Schlimmes, aber auch viel Gutes; kämpfen Sie mit Ihrem Willen gegen Ihre Instinkte, mißtrauen Sie dem Stolz, diesem nagenden Wurm der Philosophie, und schreiben Sie in Erwartung von Besserem Musik ab."

„Oh! mein Gott! mein Gott!" rief Gilbert, „ich bin ganz betäubt von dem, was mir begegnet."

„Es begegnet Ihnen indeß nur etwas ganz Einfaches und Natürliches, mein Kind; es ist wahr, die einfachen Dinge bringen die tiefen Herzen und die verständigen Geister am meisten in Aufruhr. Sie fliehen, ich weiß nicht von welchem Orte, ich habe Sie nicht um Ihr Geheimniß gefragt, Sie fliehen durch die Wälder, in diesen Wäldern begegnen Sie einem Manne, der Pflanzen sammelt, dieser Mann hat Brod, Sie haben keines, er theilt mit Ihnen sein Brod; Sie wissen nicht, wohin Sie sich begeben sollen, dieser Mann bietet Ihnen ein Asyl an; dieser Mann muß irgend Jemand sein, irgend einen Namen haben, dieser Mann heißt ganz einfach Rousseau und spricht zu Ihnen: „„Die erste Lehre der Philosophie ist: Mensch genüge dir selbst."" Mein Freund, wenn Sie nun Ihr Rondeau abgeschrieben haben, so haben Sie Ihre Nahrung von heute gewonnen. Schreiben Sie also Ihr Rondeau ab."

„Oh! mein Herr, wie gut sind Sie!"

„Was das Lager betrifft, so bekommen Sie dieses in den Kauf; nur lesen Sie nicht bei Nacht, oder wenn Sie

Licht verbrauchen wollen, so sei es das Ihrige, sonst wird Therese schmälen. Haben Sie jetzt Hunger?"

„Oh! nein, mein Herr," erwiedert Gilbert ganz erschüttert.

„Von dem gestrigen Abendbrod ist noch so viel übrig, daß es zum Frühstück reicht; machen Sie keine Umstände; dieses Mahl ist das letzte, abgesehen von einer Einladung, wenn wir Freunde bleiben, das Sie an meinem Tische einnehmen werden."

Gilbert machte eine Geberde, welche Rousseau durch ein Zeichen mit dem Kopf unterbrach.

„Es ist der Rue Plastrière," fuhr er fort," eine kleine Garküche für die Arbeiter; Sie werden dort wohlfeil essen, denn ich empfehle Sie. Mittlerweile wollen wir frühstücken."

Gilbert folgte Rousseau ohne zu antworten. Zum ersten Male war er gezähmt, allerdings durch einen Mann, der hoch über andern Männern stand.

Nachdem er ein paar Mund voll gegessen, verließ er den Tisch und kehrte zur Arbeit zurück. Er sprach die Wahrheit: zu sehr von dem Stoße, den er erhalten, zusammengezogen, konnte sein Magen keine Nahrung zu sich nehmen. Den ganzen Tag schlug er die Augen nicht von seiner Arbeit auf und gegen acht Uhr Abends, nachdem er drei Blätter zerrissen, war es ihm gelungen, ein Rondeau von vier Seiten leserlich und reinlich abzuschreiben.

„Ich will Ihnen nicht schmeicheln," sagte Rousseau, „das ist noch schlecht, aber es ist leserlich; es ist zehn Sous werth, hier sind sie."

Gilbert nahm sie mit einer Verbeugung.

„Es ist Brod im Schrank, Herr Gilbert," sagte Therese, auf welche die Bescheidenheit, die Sanftmuth und die Achtsamkeit von Gilbert eine gute Wirkung hervorgebracht hatten.

„Ich danke, Madame," erwiederte Gilbert; „glauben Sie mir, ich werde Ihre Güte nie vergessen."

„Nehmen Sie," sagte Therese, indem sie ihm das Brod reichte.

Gilbert wollte es ausschlagen; aber er schaute Jean Jacques an und erkannte an der Stirne, die sich schon über den scharfen Augen faltete, an dem so feinen Mund, der sich zusammenzuziehen anfing, seine Weigerung könnte seinen Wirth beleidigen, und sprach:

„Ich nehme das Brod an."

Dann zog er sich in sein kleines Zimmer zurück, in der Hand das silberne Sechs-Sousstück und die vier kupfernen Sous haltend, welche er von Jean Jacques empfangen hatte.

„Endlich," sagte er, als er in seine Mansarde eintrat, „endlich bin ich doch mein Herr, das heißt nein, noch nicht, da ich hier das Brod der Barmherzigkeit habe."

Und obgleich er hungrig war, legte er doch auf das Gesimse seiner Dachluke sein Brod, ohne davon zu essen.

Dann dachte er, er würde seinen Hunger im Schlafe vergessen, löschte das Licht und streckte sich auf seinem Strohsacke aus.

Am andern Morgen (Gilbert hatte die ganze Nacht sehr wenig geschlafen), am andern Morgen fand ihn der Tag schon wach. Er erinnerte sich dessen, was ihm Rousseau von den Gärten, auf welche das Fenster ging, gesagt hatte, neigte sich zu seiner Dachluke hinaus und sah in der That die Bäume eines schönen Gartens; jenseits dieser Bäume erhob sich das Hotel, zu welchem dieser Garten gehörte, und dessen Einfahrt nach der Rue de la Jussienne ging.

In einer Ecke des Gartens stand, ganz umgeben von jungen Bäumen und Blumen, ein kleiner Pavillon mit geschlossenen Läden.

Gilbert dachte Anfangs, diese Läden wären wegen der Stunde geschlossen und die Bewohner des Pavillon noch nicht erwacht. Da aber die Bäume ihr Blätterwerk unmittelbar an diese Läden anlehnten, so begriff Gilbert bald, daß dieser Pavillon, wenigstens seit dem Winter, unbewohnt sein mußte.

Er bewunderte sodann die schönen Linden, die ihm das Hauptgebäude verbargen.

Zwei oder dreimal hatte der Hunger Gilbert bewogen, die Augen auf das Stück Brod zu werfen, das ihm Therese am Abend zuvor abgeschnitten, welches er jedoch, beständig seiner Herr und obgleich ihn darnach gelüstete, nicht berührt hatte.

Es schlug fünf Uhr, da dachte er, die Thüre des Ganges müßte geöffnet werden; und gewaschen, gebürstet, gekämmt, (Gilbert hatte durch die Sorge von Jean Jacques, als er wieder in seinen Speicher hinaufstieg, die für seine bescheidene Toilette erforderlichen Gegenstände gefunden), und gewaschen, gebürstet, gekämmt, sagen wir, nahm er sein Stück Brod und ging hinab.

Rousseau, der ihn diesmal nicht geweckt, Rousseau, der, aus einem Uebermaaß von Mißtrauen vielleicht, oder um die Gewohnheiten seines Gastes besser zu ergründen, seine Thüre am Tage vorher nicht geschlossen hatte, hörte ihn herabsteigen und belauerte ihn.

Er sah Gilbert mit seinem Brod unter dem Arm hinausgehen.

Ein Armer näherte sich ihm; er bemerkte, wie Gilbert ihm sein Brod gab, bei einem Bäcker eintrat, der so eben seine Bude geöffnet hatte, und ein anderes Stück Brod kaufte.

„Er wird zu dem Traiteur laufen," dachte Rousseau, „und seine zehn Sous werden draufgehen."

Rousseau täuschte sich; während Gilbert ging, aß er einen Theil von seinem Brod, dann blieb er an dem Brunnen stehen, welcher an der Ecke der Straße floß, trank, aß den Rest seines Brodes, trank abermals, spühlte sich den Mund aus, wusch sich die Hände und kehrte zurück.

„Meiner Treue," sagte Rousseau, „ich glaube, ich bin glücklicher als Diogenes, ich habe einen Menschen gefunden."

Und als er ihn wieder die Treppe hinaufsteigen hörte, öffnete er ihm eiligst die Thüre.

Der ganze Tag verging in einer ununterbrochenen Arbeit. Gilbert verwandte auf dieses eintönige Geschäft seine

ganze Thätigkeit, seinen durchdringenden Verstand und seine unermüdliche Ausdauer. Was er nicht begriff, errieth er; und seine Hand, die Sklavin eines eisernen Willens, zeichnete die Charactere ohne Zögern, ohne Irrthum. So hatte er es gegen Abend bis auf sieben Seiten einer, wenn nicht zierlichen, doch wenigstens tadellosen Abschrift gebracht.

Rousseau betrachtete diese Arbeit zugleich als Richter und als Philosoph. Als Richter kritisirte er die Form der Noten, die Feinheit der Federstriche, die Abweichungen der Zeichen und Punkte, aber er gestand zu, daß bereits ein bedeutender Fortschritt gegen die Copie des vorhergehenden Tages bemerkbar war, und gab Gilbert fünfundzwanzig Sous.

Als Philosoph bewunderte er die Kraft des menschlichen Willens, welche zwölf Stunden hinter einander unter die Arbeit einen jungen Menschen von achtzehn Jahren mit geschmeidigem, elastischem Körper und leidenschaftlichem Temperament beugen kann, denn Rousseau hatte leicht die glühende Leidenschaft erkannt, welche das Herz des Jünglings verzehrte.

Gilbert wog in seiner Hand das Geld, das er empfangen hatte; es war ein Vierundzwanzig-Sous-Stück und ein Sou. Er steckte den Sou in eine Tasche seiner Weste, wahrscheinlich zu den anderen Sous, die ihm vom vorhergehenden Tage übrig geblieben, drückte mit inniger Zufriedenheit das Vierundzwanzig-Sous-Stück in seiner rechten Hand und sprach:

„Mein Herr, Sie sind mein Meister, da ich bei Ihnen Arbeit gefunden habe; Sie geben mir sogar die Wohnung umsonst. Ich denke daher, Sie könnten schlecht von mir urtheilen, wenn ich handelte, ohne Ihnen meine Handlungen zu offenbaren."

Rousseau schaute ihn mit seinem argwöhnischen Auge an.

„Wie!" sagte er, „was wollen Sie denn thun? haben Sie für morgen etwas Anderes vor, als zu arbeiten?"

„Ja, mein Herr, für morgen möchte ich gern mit Ihrer Erlaubniß frei sein."

„Wozu?" versetzte Rousseau; „um zu faullenzen?"

„Mein Herr, ich möchte gern nach Saint-Denis gehen."

„Nach Saint-Denis?"

„Ja; die Frau Dauphine kommt morgen in Saint-Denis an."

„Ah! es ist wahr; es finden morgen in Saint-Denis Feste zum Empfang der Frau Dauphine statt."

„So ist es," sprach Gilbert.

„Ich hätte Sie für weniger neugierig gehalten, mein junger Freund, und Anfangs kam es mir vor, als verachteten Sie ganz anders das Gepränge der absoluten Gewalt."

„Mein Herr . . ."

„Schauen Sie mich an, mich, den Sie zuweilen zum Muster zu nehmen behaupten. Gestern kam ein königlicher Prinz hierher und bat mich, zu Hofe zu gehen, nicht wie Sie gehen werden, armes Kind, indem Sie sich auf den Fußspitzen erheben, um über die Schulter einer französischen Leibwache den Wagen des Königs, vor dem man, wie für das heilige Sacrament, das Gewehr präsentiren wird, vorüberfahren zu sehen, sondern um vor den Prinzen zu erscheinen, um das Lächeln der Prinzessinnen anzuschauen. Nun wohl! ich, ein dunkler Bürger, habe die Einladungen dieser Großen ausgeschlagen."

Gilbert billigte mit dem Kopf.

„Und warum habe ich dies ausgeschlagen?" fuhr Rousseau voll Heftigkeit fort, „weil der Mensch nicht doppelt sein kann, weil die Hand, welche geschrieben hat, das Königthum sei ein Mißbrauch, nicht von einem König eine Gunst fordern kann, weil ich, der ich weiß, daß jedes Fest dem Volk ein wenig von dem Wohlstande entzieht, von dem ihm nur genug bleibt, daß es nicht in Empörung ausbricht, durch meine Abwesenheit gegen alle diese Feste protestire."

„Mein Herr," sprach Gilbert, „ich bitte Sie, zu glauben, daß ich Alles begriffen habe, was Erhabenes in Ihrer Philosophie liegt."

„Ohne Zweifel; da Sie dieselbe jedoch nicht ausüben, so erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken . . .“

„Mein Herr, ich bin kein Philosoph.“

„Sagen Sie mir wenigstens, was Sie in Saint-Denis machen wollen.“

„Mein Herr, ich bin discret.“

Das Wort war schlagend für Rousseau: er begriff, daß irgend ein Geheimniß unter dieser Hartnäckigkeit verborgen sein mußte, und betrachtete den jungen Mann mit einer gewissen Bewunderung, die ihm dieser Character einflößte.

„Gut, gut,“ sagte er, „Sie haben einen Grund, das ist mir lieber.“

„Ja, mein Herr, ich habe einen Grund, und zwar einen Grund, der in keiner Beziehung, das schwöre ich Ihnen, der Neugierde für ein Schauspiel gleicht.“

„Desto besser, oder vielleicht desto schlimmer, denn Ihr Blick ist tief, junger Mann, und ich suchte vergebens darin die Reinheit und die Ruhe der Jugend.“

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Herr,“ versetzte Gilbert traurig, „ich habe Ihnen gesagt, daß ich unglücklich gewesen bin, und für die Unglücklichen gibt es keine Jugend. Es ist also abgemacht, Sie schenken mir den morgigen Tag.“

„Ja, mein Freund.“

„Ich danke, mein Herr.“

„Nur werde ich zur Stunde, wo Sie alles Gepränge der Welt vorüberziehen sehen, eines von meinen Kräuterbüchern öffnen und alle Herrlichkeiten der Natur die Revue passiren lassen.“

„Mein Herr,“ erwiederte Gilbert, „hätten Sie nicht alle Kräuterbücher der Erde an dem Tage verlassen, wo Sie hingingen, um Fräulein Galley wiederzusehen, nachdem Sie ihr einen Kirschenstrauß in den Schooß geworfen?“

„Gut, gut; es ist wahr, Sie sind jung. Gehen Sie nach Saint-Denis, mein Kind.“

Dann, nachdem Gilbert ganz freudig weggegangen war und die Thüre hinter sich geschlossen hatte, sagte er:

„Das ist nicht Ehrgeiz, das ist Liebe!“

XLVII.

Die Frau des Zauberers.

In dem Augenblick, wo Gilbert nach dem so gut verwendeten Tage in seinem Speicher sein mit frischem Wasser benetztes Brod verzehrte und mit allen seinen Lungen die Luft der umliegenden Gärten einathmete, in diesem Augenblick stieg eine mit einer etwas fremdartigen Eleganz gekleidete Frau, verborgen unter einem langen Schleier, nachdem sie im Galopp eines herrlichen arabischen Pferdes die noch verlassene Straße nach Saint-Denis, welche am andern Tag von so vielen Menschen überladen werden sollte, verfolgt hatte, vor dem Kloster der Carmeliterinnen in Saint-Denis ab und klopfte mit ihrem zarten Finger an das Gitter des Thurmes, während ihr Pferd, dessen Zügel sie um den Arm geschlungen hielt, mit den Füßen scharrte und den Sand voll Ungeduld ausgrub.

Einige Bürger der Stadt blieben aus Neugierde um die Unbekannte her stehen. Sie wurden zugleich angezogen durch die erwähnte Fremdartigkeit ihrer Kleidung und durch die Beharrlichkeit ihres Klopfens.

„Was wünschen Sie, Madame?" fragte einer von ihnen.

„Sie sehen es, mein Herr," antwortete die Fremde mit einem scharf italienischen Accent, „ich wünsche eintreten zu können."

„Da adressiren Sie sich schlecht. Dieser Thurm öffnet sich nur einmal des Tags für die Armen, und die Stunde, zu der er sich öffnet, ist vorüber."

„Wie macht man es dann, um mit der Superiorin zu sprechen?" sagte die Fremde.

„Man klopft an die kleine Pforte am Ende der Mauer, oder man läutet an der großen Pforte."

Ein Anderer näherte sich und sprach:

„Sie wissen wohl, daß jetzt die Superiorin Ihre Königliche Hoheit Madame Louise von Frankreich ist?"

„Ich weiß es und danke Ihnen."

„Bei Gott! ein schönes Pferd," rief ein Dragoner der Königin, während er das Roß der Fremden beschaute; „wißt Ihr, daß dieses Pferd, wenn es nicht zu alt ist, einen Werth von fünf hundert Louis d'or hat, so wahr als das meinige nur fünfzig Pistolen werth ist?"

Diese Worte brachten eine große Wirkung auf die Menge hervor.

In demselben Augenblick brach sich ein Stiftsherr, der, ein Gegensatz des Dragoners, die Reiterin anschaute, ohne sich um das Pferd zu bekümmern, Bahn bis zu ihr und öffnete die Pforte des Thurmes mittelst eines ihm bekannten Geheimnisses.

„Treten Sie ein, Madame," sagte er, „und ziehen Sie Ihr Pferd nach."

Die Fremde, die es drängte, den gierigen Blicken der Menge zu entgehen, welche furchtbar auf ihr zu lasten schienen, befolgte schleunig den Rath und verschwand hinter der Pforte.

Sobald sie in dem weiten Hofe war, schüttelte die Fremde den Zaum ihres Pferdes, das so ungestüm Sattel und Zeug bewegte und so kräftig das Pflaster mit seinem Hufe schlug, daß die Schwester Pförtnerin, welche auf einen Augenblick ihre kleine, neben der Thüre liegende Wohnung verlassen hatte, aus dem Innern des Klosters herbei eilte.

„Was wollen Sie, Madame," rief sie, „und wie sind Sie hier hereingekommen?"

„Ein guter Stiftsherr hat mir die Thüre geöffnet," sagte sie, „und ich will, wenn es möglich ist, die Superiorin sprechen."

„Madame wird diesen Abend nicht empfangen."

„Man hat mir jedoch gesagt, es sei die Pflicht der Superiorinnen des Klosters, diejenigen von ihren weltlichen Schwestern, welche Hülfe von ihnen verlangen wollen, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu empfangen."

„Das ist möglich unter gewöhnlichen Umständen; doch Ihre Hoheit ist vorgestern erst hier angekommen,

hat sich kaum eingerichtet und hält diesen Abend Kapitel."

„Madame! Madame!" versetzte die Fremde, „ich komme von sehr fern her, ich komme von Rom. Ich habe sechzig Meilen zu Pferde zurückgelegt, und mein Muth ist zu Ende."

„Was wollen Sie! Madame hat ausdrücklich Befehl gegeben."

„Meine Schwester, ich habe Ihrer Aebtissin Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen."

„Kommen Sie morgen wieder."

„Unmöglich . . . ich bin einen Tag in Paris geblieben, und schon während dieses Tages . . . überdies kann ich nicht im Gasthofe schlafen."

„Warum dies?"

„Weil ich kein Geld habe."

Die Schwester Pförtnerin betrachtete mit erstauntem Auge diese mit Edelsteinen bedeckte Frau, welche ein so schönes Pferd besaß und behauptete, sie habe kein Geld, um ihr Lager für eine Nacht zu bezahlen.

„Oh! achten Sie nicht auf meine Worte und ebenso wenig auf meine Kleider," sprach die junge Frau; „nein, ich sagte nicht die strenge Wahrheit, als ich behauptete, ich hätte kein Geld, denn in jedem Gasthofe würde man mir ohne Zweifel Credit geben. Nein! nein! was ich hier suche, ist kein Lager, sondern eine Zufluchtsstätte."

„Madame, dieses Kloster ist nicht das einzige in Saint-Denis, und jedes von den hiesigen Klöstern hat seine Aebtissin."

„Ja, ja, ich weiß es wohl, aber ich kann mich nicht an eine gewöhnliche Aebtissin wenden, meine Schwester."

„Ich glaube, Sie würden sich täuschen, wenn Sie auf Ihrem Verlangen beständen. Madame Louise von Frankreich beschäftigt sich nicht mehr mit Dingen dieser Welt."

„Was ist Ihnen daran gelegen? melden Sie ihr immerhin, daß ich sie sprechen will."

„Ich sage Ihnen, es wird ein Kapitel gehalten."

„Nach dem Kapitel?"

„Das Kapitel fängt eben erst an."

„Ich werde in die Kirche eintreten und betend warten."

„Ich bin in Verzweiflung, Madame."

„Worüber?"

„Sie können nicht warten."

„Ich kann nicht warten?"

„Nein."

„Oh! ich täuschte mich also? ich bin also nicht in dem Hause des guten Gottes?" rief die Fremde mit solcher Energie im Blicke und in der Stimme, daß ihr die Schwester, welche einen längeren Widerstand nicht auf sich zu nehmen wagte, antwortete:

„Wenn dem so ist, will ich es versuchen."

„Oh! sagen Sie Ihrer Hoheit, daß ich von Rom komme, daß ich mir mit Ausnahme von zwei Halten, von denen ich den einen in Mainz, den andern in Straßburg machte, auf dem Wege nicht mehr Zeit genommen, als ich brauchte, um zu schlafen, daß ich seit vier Tagen besonders nur ausgeruht habe, um wieder Kraft zu finden, nicht von meinem Pferde zu fallen, und um meinem Pferde Kraft zu geben, mich zu tragen."

„Ich werde es sagen, meine Schwester."

Und die Nonne verschwand.

Einen Augenblick nachher erschien eine Laienschwester.

Die Pförtnerin ging hinter ihr.

„Nun?" fragte die Fremde, die Antwort herausfordernd, so ungeduldig war sie, dieselbe zu hören.

„Madame," antwortete die Laienschwester, „Ihre Königliche Hoheit sagt, es sei Ihr diesen Abend durchaus unmöglich, Audienz zu geben, es werde Ihnen jedoch nichtsdestoweniger Gastfreundschaft im Kloster angeboten, da Sie ein so dringendes Bedürfniß, eine Zufluchtsstätte zu finden, zu haben glauben. Sie können also eintreten, meine Schwester, und wenn Sie den langen Ritt gemacht haben,

wenn Sie so ermüdet sind, als Sie sagen, so brauchen Sie sich nur zu Bette zu legen."

„Aber mein Pferd?"

„Seien Sie ruhig, man wird dafür sorgen, meine Schwester."

„Es ist sanft wie ein Lamm, heißt Dscherid und kommt auf diesen Namen, wenn man ihm ruft. Ich empfehle es Ihnen angelegentlich, denn es ist ein wunderbares Thier."

„Es wird behandelt werden wie die eigenen Pferde des Königs."

„Ich danke."

„Nun führen Sie Madame in ihr Zimmer," sprach die Laienschwester zu der Schwester Pförtnerin.

„Nicht in mein Zimmer, in die Kirche. Ich bedarf nicht des Schlafes, sondern des Gebetes."

„Die Kapelle ist Ihnen geöffnet, meine Schwester," sagte die Nonne, mit dem Finger auf eine kleine Seitenthüre deutend, welche in die Kirche ging.

„Und ich werde die Frau Superiorin sehen?" fragte die Fremde.

„Morgen."

„Morgen früh?"

„Oh! morgen früh, das wird abermals unmöglich sein."

„Und warum dies?"

„Weil morgen großer Empfang statthaben wird."

„Oh! wer kann empfangen werden, der mehr Eile hat oder unglücklicher ist, als ich?"

„Die Frau Dauphine erweist uns die Ehre, morgen bei der Durchfahrt zwei Stunden hier anzuhalten. Das ist eine große Gnade für unser Kloster, eine große Feierlichkeit für unsere armen Schwestern; somit begreifen Sie . . ."

„Ach!"

„Die Frau Aebtissin wünscht, daß Alles hier der Königlichen Gäste, die wir empfangen, würdig sei."

„Und mittlerweile," sprach die Fremde, mit einem sichtbaren Schauder umherschauend, „mittlerweile, bis ich die erhabene Superiorin sehen kann, bin ich hier in Sicherheit?"

„Ja, meine Schwester, ganz gewiß. Unser Haus ist eine Freistätte selbst für die Schuldigen, um so viel mehr für die . . ."

„Flüchtlinge," versetzte die Fremde; „gut. Es kommt also Niemand hier herein, nicht wahr?"

„Ohne Befehl, nein, Niemand."

„Oh! und wenn er diesen Befehl erhielte? Mein Gott! mein Gott!" sagte die Fremde; „er, der so mächtig ist, daß mich seine Macht zuweilen erschreckt."

„Wer, er?" fragte die Schwester.

„Niemand, Niemand."

„Das ist eine arme Wahnsinnige," murmelte die Nonne

„Die Kirche! die Kirche!" wiederholte die Fremde, als wollte sie die Meinung, die man von ihr zu fassen anfing, rechtfertigen.

„Kommen Sie, meine Schwester, ich will Sie führen."

„Hören Sie, man verfolgt mich; geschwinde, geschwinde, die Kirche."

„Oh! die Mauern von Saint-Denis sind gut," sprach die Laienschwester mit einem mitleidigen Lächeln, „und wenn Sie mir glauben wollten, so würden Sie sich, müde wie Sie sind, an das halten, was ich Ihnen sage, und in einem guten Bette ausruhen, statt Ihre Knie auf den Platten der Kapelle wund zu machen."

„Nein, nein, ich will beten, damit Gott meine Verfolger fern von mir halte," rief die junge Frau, verschwand durch die Thüre, welche ihr die Nonne bezeichnet hatte, und schloß diese Thüre hinter sich.

Neugierig wie eine Nonne, machte die Schwester den Weg durch die große Pforte, schritt sachte vor und sah am Fuße des Altars die Unbekannte, das Gesicht gegen die Erde, betend und schluchzend.

XLVIII.

Die Bürger von Paris.

Das Kapitel war wirklich, wie es die Nonnen zu der Fremden gesagt hatten, versammelt, um sich über die Mittel zu berathen, der Tochter der Cäsaren einen glänzenden Empfang zu bereiten.

„Ihre Königliche Hoheit Madame Louise weihte auf diese Art in Saint=Denis ihr oberstes Commando ein.

Der Schatz des Klosters war ein wenig gesunken. Die frühere Superiorin hatte, auf ihre Gewalt Verzicht leistend, den größeren Theil der Spitzen, die ihr als Eigenthum gehörten, so wie die Reliquienkästen und Monstranzen mitgenommen, welche ihren Gemeinden diese aus den besten Familien gezogenen Aebtissinnen liehen, die sich dem Dienste des Herrn unter den weltlichsten Bedingungen widmeten.

Als Madame Louise erfuhr, die Dauphine würde in Saint=Denis anhalten, schickte sie einen Boten nach Versailles, und noch in derselben Nacht kam ein mit Tapetenwerk, Spitzen und Ornamenten beladener Wagen an.

Es mochte ungefähr für sechsmal hundert tausend Livres sein.

Sobald sich das Gerücht von dem königlichen Glanze der Feierlichkeit verbreitete, sah man auch diese glühende, diese furchtbare Neugierde der Pariser sich verdoppeln, welche in kleinen Haufen, wie Mercier sagte, Stoff zum Lachen geben können, wenn sie aber alle beisammen sind, stets nachdenken und weinen machen.

Vor Tagesanbruch sah man, da die Reiseeintheilung der Frau Dauphine bekannt gemacht worden war, zu zehn und zehn, zu hundert und hundert, zu tausend und tausend die aus ihren Höhlen hervorgeschlüpften Pariser ankommen.

Die französischen Garden, die Schweizer, die in Saint=Denis cantonnirten Regimenter hatten die Waffen ergriffen und stellten sich in Spalieren auf, um die beweg=

lichen Wellen dieser Fluth von Menschen im Zaum zu halten, welche bereits ihre furchtbaren Wirbel um die Hallen der Basilica bildeten und sich an die Sculpturen der Portale des Gemeindehauses aufhißten. Ueberall sah man Köpfe, Kinder hockten auf den Schirmdächern der Thüren, Männer und Frauen drängten sich an den Fenstern, Tausende von Neugierigen endlich, welche zu spät gekommen waren oder, wie Gilbert, ihre Freiheit den Nothwendigkeiten vorzogen, die stets ein behaupteter oder in der Menge eroberter Platz auferlegt, Tausende von Neugierigen, sagen wir, kletterten, emsigen Ameisen ähnlich, an den Stämmen hinauf und zerstreuten sich auf den Zweigen der Bäume, welche von Saint-Denis bis zur Muette gleichsam eine Hecke an dem Wege der Dauphine bildeten.

Noch reich an Equipagen und Livreen, hatte der Hof jedoch von Compiègne an abgenommen.

Wenn man nicht ein sehr vornehmer Herr war, konnte man kaum dem König, die gewöhnlichen Etapen verdoppelnd und verdreifachend, folgen, bei den Relais von Pferden, die er auf der Straße aufgestellt hatte.

Die Kleinen waren in Compiègne geblieben oder hatten Post genommen, um nach Paris zurückzukehren und ihr Gespann schnaufen zu lassen.

Doch nach einem Tage der Ruhe zu Hause, kehrten Herren und Bedienten in's Feld zurück und eilten nach Saint-Denis, sowohl um die Menge zu beschauen, als um die Dauphine zu sehen, welche sie bereits gesehen hatten.

Und dann gab es nicht außer dem Hofe zu jener Zeit tausend Equipagen: das Parlament, die Finanzen, der reiche Handelsstand, die Frauen nach der Mode und die Oper? Fanden sich nicht Miethpferde und Miethwagen, sowie die Carabas, welche vollgepfropft von fünf und zwanzig Parisern und Pariserinnen im kurzen Trab nach Saint-Denis rollten und ihre Bevölkerung später nach dem Orte der Bestimmung brachten, als wenn diese zu Fuß gegangen wäre?

Man macht sich nicht leicht einen Begriff von der furchtbaren Armee, die sich nach Saint=Denis wandte, am Morgen des Tages, an welchem, wie die Zeitungen und Anschlagzettel verkündigt hatten, die Frau Dauphine hier ankommen sollte, und die sich nun gerade dem Kloster der Carmeliterinnen gegenüber aufhäufte und wenn es nicht möglich war, in dem bevorzugten Umkreise Platz zu finden, sich den Weg entlang ausbreitete, auf welchem die Frau Dauphine und ihr Gefolge ankommen und abgehen mußten.

Man denke sich nun in dieser Menge, einem Popanz selbst für den Pariser, man denke sich Gilbert, klein, allein, unentschlossen, unbekannt mit der Oertlichkeit und so stolz, daß er nie um eine Auskunft bitten wollte; denn seitdem er in Paris war, wollte er für einen Vollblut=Pariser gelten, er, der nie mehr als hundert Personen beisammen gesehen hatte.

Anfangs erschienen auf seinem Wege die Spaziergänger dünn gesät; dann vervielfältigten sie sich bei der Chapelle; endlich, als er Saint=Denis erreichte, war es, als ob sie unter den Pflastersteinen hervorkämen, denn sie standen hier so dicht beisammen, wie die Kornähren auf einem ungeheuren Felde.

Verloren in der Menge, sah Gilbert seit langer Zeit nichts mehr; er ging ohne zu wissen wohin, wohin die Menge ging; er hätte sich jedoch erkundigen müssen. Kinder stiegen auf einen Baum, er wagte es nicht, seinen Rock auszuziehen, um es zu machen wie sie, obgleich er große Lust dazu hatte; aber er näherte sich dem Baume. Unglückliche wie er jedes Horizonts beraubte Leute, welche auf den Füßen der Andern marschirten, während man wieder auf ihre Füße trat, hatten den glücklichen Gedanken, die Aufsteigenden zu befragen, und erfuhren von einem derselben, daß es einen großen leeren Raum zwischen dem Kloster und dem Garten gab.

Ermuthigt durch diese erste Frage, fragte Gilbert ebenfalls, ob man die Carrossen erblicke.

Man sah sie noch nicht und gewahrte nur auf der Straße, ungefähr eine Viertelstunde jenseits Saint=Denis, einen gewaltigen Staub. Das war es, was Gilbert wissen wollte: die Carrossen waren noch nicht angekommen, es handelte sich nur darum, genau zu erfahren, von welcher Seite sie ankommen würden.

Wenn man in Paris einen ganzen Volkshaufen durchschreitet, ohne mit irgend Jemand ein Gespräch anzuknüpfen, so ist man Engländer oder taubstumm.

Kaum hatte sich Gilbert zurückgeworfen, um sich von dieser ganzen Menge frei zu machen, als er am Rande eines Grabens eine Familie von kleinen Bürgersleuten fand, welche hier frühstückten.

Es war die Tochter, eine große, blonde Person mit blauen Augen, bescheiden und schüchtern.

Es war die Mutter, eine dicke, kleine, lachende Frau mit weißen Zähnen und frischer Gesichtsfarbe.

Es war der Vater, in einem weiten Rocke von Berkan steckend, der nur alle Sonntage aus dem Schranke kam, den er aber für diese feierliche Gelegenheit aus dem Schranke gezogen hatte; er war auch mehr mit seinem Rocke beschäftigt, als mit seiner Frau und mit seiner Tochter, zum Voraus überzeugt, sie würden sich bei jeder Gelegenheit selbst zu helfen wissen.

Es war eine Tante, eine große, magere, trockene, wunderliche Person.

Es war eine Magd, welche beständig lachte.

Die letztere hatte in einem ungeheuren Korbe ein vollständiges Frühstück gebracht. Unter diesem Gewichte lachte und sang das kräftige Mädchen unablässig, ermuthigt von seinem Herrn, der es im Falle der Noth ablöste.

Damals gehörte ein Diener zur Familie; es fand eine große Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Hunde des Hauses statt: geschlagen zuweilen; ausgeschlossen niemals.

Gilbert betrachtete aus einem Winkel des Auges diese Scene, welche ihm völlig neu war. Seit seiner Geburt im Schlosse Taverney eingesperrt, wußte er, was der

Herr, was das Gesinde war; aber der Bürger war ihm durchaus fremd.

Er sah bei diesen braven Leuten bei der materiellen Besorgung der Bedürfnisse des Lebens die Anwendung einer Philosophie, welche, ohne von Plato oder Sokrates auszugehen, ein wenig an der von Bias in extenso Theil hatte.

Man hatte so viel als möglich mitgenommen und benützte dies so viel als möglich.

Der Vater schnitt eines von den appetitlichen Stücken Kalbfleisch ab, wie sie den kleinen Bürgern von Paris so theuer sind. Bereits von den Augen Aller verschlungen, ruhte die Speise golden, lecker und ölig auf einer Platte von glacirter Erde, wo sie am Tage vorher unter Moorrüben, Zwiebeln und Speckschnitten die für den kommenden Tag sorgsame Hausfrau begraben hatte.

Dann hatte die Magd die Platte zum Bäcker gebracht, der, sein Brod backend, in seinem Ofen zugleich zwanzig ähnlichen Platten, deren Inhalt in Gesellschaft an der nachgeborenen Wärme der Reißbüschel sich braten und vergolden sollte, eine Zufluchtstätte gegeben hatte.

Gilbert wählte am Fuße einer ungeheuren Ulme ein kleines Plätzchen, wo er das beschmutzte Gras mit seinem Sacktuch abstäubte.

Er nahm seinen Hut ab, breitete sein Sacktuch auf dem Grase aus und setzte sich.

Er schenkte seinen Nachbarn keine Aufmerksamkeit, was natürlich zur Folge hatte, daß sie ihn bemerkten, als sie dies sahen.

„Das ist ein sorgfältiger junger Mann,“ sprach die Mutter.

Das Mädchen erröthete.

Das Mädchen erröthete, so oft von einem jungen Mann in seiner Gegenwart die Rede war, worüber die Urheber seiner Tage vor Freude sich aufblähten.

„Das ist ein sorgfältiger junger Mann,“ hatte die Mutter gesagt.

In der That, bei einer Pariser Bürgerin wird sich

die erste Bemerkung stets auf einen Mangel oder auf eine moralische Eigenschaft beziehen.

Der Vater wandte sich um.

„Und ein hübscher Junge,“ sagte er.

Die Röthe des Mädchens vermehrte sich.

„Er scheint sehr müde zu sein und hat doch nichts getragen,“ versetzte die Magd.

„Träge,“ sprach die Tante.

„Mein Herr,“ sagte die Mutter, indem sie sich an Gilbert mit der Vertraulichkeit des Fragens wandte, die man nur bei den Parisern trifft, „sind die Carrossen des Königs noch fern?“

Gilbert wandte sich um; als er sah, daß das Wort an ihn gerichtet war, stand er auf und grüßte.

„Das ist ein artiger junger Mann,“ bemerkte die Mutter.

Das Mädchen wurde purpurroth.

„Ich weiß nicht, Madame,“ antwortete Gilbert; „ich habe nur sagen hören, man sehe Staub, ungefähr eine Viertelstunde von hier.“

„Nähern Sie sich, mein Herr,“ sprach der Bürger, „und wenn Sie Lust haben . . .“

Hiebei bezeichnete er das appetitliche, auf dem Grase ausgebreitete Frühstück.

Gilbert näherte sich. Er war nüchtern; der Geruch der Speisen kam ihm verführerisch vor; aber er fühlte seine fünf und zwanzig oder sechs und zwanzig Sous in seiner Tasche, bedachte, daß er für den dritten Theil seines Vermögens ein Frühstück so saftig als das, welches man ihm anbot, haben könnte, und wollte nichts von Leuten annehmen, die er zum ersten Male sah.

„Ich danke, mein Herr,“ sagte er, „ich danke verbindlichst, ich habe schon gefrühstückt.“

„Ah! ah!“ sagte die Bürgerin, „ich bemerke, daß Sie ein vorsichtiger Mann sind, mein Herr; doch Sie werden auf dieser Seite nichts sehen.“

„Aber Sie," versetzte Gilbert lächelnd, „Sie werden also auch nichts sehen, da Sie, wie ich, hier sind?"

„Oh! wir," sprach die Bürgerin, „das ist etwas Anderes, wir haben unsern Neffen, der Sergent bei den französischen Garden ist."

Das junge Mädchen wurde veilchenblau.

„Er wird diesen Morgen vor dem blauen Pfauen stehen, das ist sein Posten."

„Darf ich Sie, ohne unbescheiden zu sein, fragen, wo der blaue Pfau ist?" sagte Gilbert.

„Gerade dem Kloster der Carmeliterinnen gegenüber," antwortete die Mutter; „er hat uns einen Platz hinter seiner Mannschaft versprochen; wir bekommen seine Bank von ihm und sehen die Herrschaften vortrefflich aussteigen."

Nun fühlte Gilbert, wie ihm die Röthe in das Gesicht trat; er wagte es nicht, sich mit diesen braven Leuten zu Tisch zu setzen, aber er starb beinahe vor Begierde, ihnen zu folgen.

Doch seine Philosophie, oder vielmehr der Stolz, welchem zu mißtrauen Rousseau ihn so sehr ermahnt hatte, flüsterte ihm zu:

„Es ist gut für die Frauen, wenn sie Jemand brauchen, aber ich, ein Mann, habe ich nicht Arme und Schultern?"

„Alle, welche nicht dort sind," fuhr die Mutter fort, als hätte sie den Gedanken von Gilbert errathen und wollte ihm darauf antworten, „Alle, welche nicht dort sind, werden nichts sehen, als die leeren Wagen, und die leeren Wagen kann man, meiner Treue! sehen, wann man will; es lohnt sich nicht der Mühe, deshalb nach Saint-Denis zu gehen."

„Aber, Madame, mir scheint, es werden viele Leute denselben Gedanken haben, wie Sie," sagte Gilbert.

„Ja, aber es werden nicht Alle einen Neffen haben, um sie passiren zu lassen."

„Oh! das ist wahr."

Und als Gilbert dieses das ist wahr sprach, drückte

sein Gesicht einen Verdruß aus, der dem Pariser Scharfsinn nicht entging.

„Doch der Herr kann wohl mit uns kommen, wenn es ihm beliebt,“ sprach der Bürger, welcher geschickt errieth, was seine Frau zu haben wünschte.

„Oh! mein Herr, ich würde befürchten, Ihnen zur Last zu fallen,“ versetzte Gilbert.

„Ah! im Gegentheil,“ sagte die Frau, „Sie werden uns an Ort und Stelle kommen helfen. Wir hatten nur einen Mann zu unserer Unterstützung und werden dann zwei haben.“

Kein Beweismittel hatte ein solches Gewicht wie dieses, um Gilbert zu bestimmen. Der Gedanke, er würde nützlich sein und durch diese Nützlichkeit den Beistand bezahlen, den man ihm anbot, wahrte sein Gewissen und benahm ihm zum Voraus jedes Bedenken.

„Wir werden wohl sehen, wem er seinen Arm anbietet,“ sagte die Tante.

Diese Hülfe fiel für Gilbert in der That vom Himmel. Wie hätte er das ungeheure Hinderniß eines Walles von dreißig tausend Personen überwinden sollen, welche sich insgesammt mehr als er durch den Rang, durch den Reichthum, durch die Kraft und besonders durch die Gewohnheit empfahlen, sich bei diesen Festen, wo Jeder den breitesten Platz, den er sich machen kann, einnimmt, bequem zu stellen.

Dies würde indessen für unseren Philosophen, wäre er weniger Theoretiker und mehr Praktiker gewesen, ein bewunderungswürdiges dynamisches Studium der Gesellschaft geworden sein.

Die vierspännige Carrosse fuhr wie eine Kanonenkugel in die Masse, und Jeder flog bei Seite vor dem Läufer mit dem Federnhut, dem buntscheckigen Leibrock und dem dicken Stocke, der zuweilen selbst wiederum zwei unwiderstehliche Hunde vor sich hergehen ließ.

Die zweispännige Carrosse sagte eine Art von Ein-

laßwort einem Garde in das Ohr und nahm ihre Stelle auf dem Rundplatze zunächst beim Kloster.

Die Reiter gelangten im Schritte, aber die Menge beherrschend, nach tausend Stößen, nach tausend Püffen und nachdem sie tausendfaches Murren ausgestanden, zum Ziele.

Der Fußgänger erschien endlich, vorgeschoben, zurückgeworfen, gedrängt, schwimmend wie eine Welle, welche von tausend anderen Wellen fortgetrieben wird, sich auf seinen Fußspitzen erhebend, oder von seinem Nachbar emporgehoben, sich anstrengend wie Anteus, um die gemeinschaftliche Mutter wiederzufinden, die man die Erde nennt, seinen Weg suchend, um aus der Menge zu kommen, ihn findend und seine Familie nach sich ziehend, welche beinahe immer aus einer Truppe von Frauen bestand, die der Pariser allein unter allen Völkern überallhin, überalldurch und immer zu führen weiß und wagt und ohne Prahlereien respektiren macht.

Vor Allem, oder vielmehr vor Allen brach sich der Mann von der Hefe des Volkes, der Mann mit dem bärtigen Gesichte, nur den Rest einer Mütze auf dem Kopf, mit nackten Armen, die Hose von einem Strick gehalten, mit den Ellbogen, mit den Schultern, mit den Füßen spielend, lachend auf eine Weise, daß es einem Grinsen glich, Bahn durch das Gedränge, so leicht als Gulliver in dem Getreide von Lilliput.

Gilbert, der weder vornehmer Herr mit vier Pferden, noch Parlamentsmitglied im Wagen, noch Militär zu Pferd, noch Pariser, noch Mann des Volkes war, würde in dieser Menge unfehlbar gequetscht, zerdrückt, zermalmt worden sein. Sobald er aber einmal unter der Protection des Bürgers stand, fühlte er sich stark.

Entschlossen bot er den Arm der Mutter.

„Der Unverschämte!" sagte die Tante.

Man setzte sich in Marsch.

Der Vater ging zwischen seiner Schwester und seiner Tochter; dahinter kam die Magd, den Korb am Arm.

„Meine Herren, ich bitte Sie," sagte die Bürgerin

mit ihrem treuherzigen Lächeln; „meine Herren, haben Sie die Gefälligkeit, meine Herren, seien Sie so gut ..."

Und man ging bei Seite und ließ sie vorüber, sie und Gilbert, und in ihrem Soge schlüpfte die übrige Gesellschaft nach.

Schritt für Schritt, Fuß für Fuß eroberte man die fünfhundert Klafter Boden, welche den Platz des Frühstücks von dem Platze des Klosters trennten, und man gelangte bis zu dem Spaliere der furchtbaren französischen Garden, auf welche der Bürger und seine Familie ihre ganze Hoffnung setzten.

Das junge Mädchen hatte allmählig seine natürliche Farbe wieder bekommen.

Hier angelangt erhob sich der Bürger auf den Schultern von Gilbert und erblickte zwanzig Schritte von sich den Neffen seiner Frau, der sich den Schnurrbart drehte.

Der Bürger machte mit seinem Hut so ausschweifende Geberden, daß sein Neffe ihn am Ende bemerkte, auf ihn zuging und etwas Raum von seinen Kameraden verlangte, welche die Reihen auf einem Punkte auflösten.

Sogleich schlüpften durch diesen Spalt Gilbert und die Bürgerin, der Bürger, seine Schwester und seine Tochter, dann die Magd, welche wohl beim Durchzug ein heftiges Geschrei ausstieß und sich mit wilden Augen umwandte, jedoch ohne daß ihre Herrschaft nur daran dachte, sie nach dem Grunde ihres Geschreis zu fragen.

Sobald Gilbert die Chaussee überschritten hatte, begriff er, daß er an Ort und Stelle war. Er dankte dem Bürger, der Bürger dankte ihm. Die Mutter versuchte es, ihn zurückzuhalten, die Tante forderte ihn auf, zu gehen, und man trennte sich, um sich nicht wieder zu sehen.

Da, wo sich Gilbert befand, waren nur Bevorzugte; er erreichte daher leicht den Stamm einer großen Linde, stieg auf einen Stein, machte sich einen Haltpunkt aus dem ersten besten Zweige und wartete.

Eine halbe Stunde nachher rasselten die Trommeln,

donnerten die Kanonen, und die majestätische Glocke der Kathedrale schleuderte ein erstes Gesumme in die Luft.

XLIX.

Die Carrossen des Königs.

Ein dumpfes Gemurmel in der Ferne, das immer stärker und immer deutlicher wurde, je näher es kam, machte, daß Gilbert, der seinen ganzen Körper unter einem scharfen Schauer sich sträuben fühlte, die Ohren spitzte.

Man rief: es lebe der König.

Dies war damals noch gebräuchlich.

Eine Wolke von wiehernden, mit Gold und Purpur bedeckten Pferden wälzte sich auf der Chaussée fort: das waren die Musketiere, die Gendarmen und die Schweizer zu Pferd; dann erschien eine schwere, herrliche Carrosse.

Gilbert erblickte ein blaues Band und einen bedeckten majestätischen Kopf. Er sah den kalten, durchdringenden Blitz des königlichen Blickes, vor welchem sich alle Stirnen beugten und entblößten.

Geblendet, unbeweglich, berauscht, keuchend, vergaß er seinen Hut abzunehmen.

Ein heftiger Schlag entzog ihn seiner Extase; sein Hut war auf den Boden gerollt.

Er machte einen Sprung, hob seinen Hut auf, schaute empor und erkannte den Neffen des Bürgers, der ihn mit dem den Militären eigenthümlichen verschmitzten Lächeln anschaute.

„Nun!“ sagte er, „nimmt man seinen Hut nicht vor dem König ab?“

Gilbert erbleichte, betrachtete seinen mit Staub bedeckten Hut und antwortete:

„Es ist das erste Mal, daß ich den König sehe, mein Herr, und ich habe allerdings vergessen, ihn zu grüßen. Aber ich wußte nicht . . .“

„Sie wußten nicht?“ versetzte der Kriegsmann die Stirne faltend.

Gilbert befürchtete, man könnte ihn von dem Platze wegjagen, wo er so gut stand, um Andrée zu sehen: die Liebe, die in seinem Herzen glühte, brach seinen Stolz.

„Entschuldigen Sie mich,“ sagte er, „ich bin aus der Provinz.“

„Und Sie sind nach Paris gekommen, um Ihre Erziehung zu machen, mein gutes Männchen?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete Gilbert, seine Wuth verschluckend.

„Nun, da Sie eben im Zuge sind, sich zu unterrichten,“ sagte der Sergent, indem er die Hand von Gilbert zurückhielt, welcher seinen Hut eben wieder auf seinen Kopf setzen wollte, „erfahren Sie noch Folgendes: man grüßt die Frau Dauphine wie den König, die Herren Prinzen wie die Frau Dauphine, kurz man grüßt alle Wagen, woran Lilien sind. Kennen Sie die Lilien, mein Kleiner, oder soll ich Sie damit bekannt machen?“

„Unnöthig, mein Herr, ich kenne sie.“

„Das ist ein Glück,“ brummte der Sergent.

Die königlichen Wagen zogen vorüber.

Die Reihe verlängerte sich; Gilbert schaute mit so gierigen Augen, daß sie blöd aussahen. Nach und nach, wie sie vor der Pforte der Abtei anlangten, hielten die Wagen an und die Herren des Gefolges stiegen aus, eine Operation, welche von fünf zu fünf Minuten einen Halt auf der ganzen Linie veranlaßte.

Bei einem von diesen Halten fühlte es Gilbert, als ob ein glühendes Eisen sein Herz durchdränge. Es faßte ihn ein Schwindel, wobei alle Dinge vor seinen Augen verschwanden, und ein so heftiges Zittern bemächtigte sich seiner, daß er sich an seinem Aste anklammern mußte, um nicht zu fallen.

Sich gegenüber hatte er auf höchstens zehn Schritte in einem von den Wagen mit Lilien, die ihm der Sergent zu grüßen empfohlen, das glänzende, leuchtende Antlitz von

Andrée erblickt, welche weiß gekleidet war, wie ein Engel, oder wie ein Gespenst.

Er stieß einen schwachen Schrei aus, überwand sodann alle Gemüthsbewegungen, die sich gleichzeitig seiner bemächtigt hatten, befahl seinem Herzen, zu schlagen aufzuhören, und seinem Blicke, sich auf die Sonne zu heften.

Und die Herrschaft, die der junge Mann über sich selbst besaß, war so groß, daß es ihm gelang.

Andrée, welche wissen wollte, warum die Wagen zu fahren aufgehört, neigte sich aus dem Schlage hervor, ließ ihr schönes Azurauge umherlaufen, erblickte Gilbert und erkannte ihn.

Gilbert vermuthete, Andrée würde, wenn sie ihn erblickte, staunen, sich umwenden und mit ihrem Vater sprechen, der neben ihr im Wagen saß.

Er täuschte sich nicht, Andrée staunte, wandte sich um und lenkte auf Gilbert die Aufmerksamkeit des Baron von Taverney, der, geschmückt mit seinem großen rothen Ordensbande, majestätisch in der Carrosse des Königs saß.

„Gilbert!" rief der Baron, als ob er plötzlich erwachte, „Gilbert hier! Und wer wird dort für Mahon sorgen?"

Gilbert hörte diese Worte vollkommen und schickte sich auch sogleich an, Andrée und ihren Vater mit studirter Ehrfurcht zu grüßen.

Er bedurfte aller seiner Kräfte, um diese Begrüßung auszuführen.

„In der That, es ist wahr!" rief der Baron, als er unsern Philosophen erblickte. „Es ist dieser Bursche in Person."

Der Gedanke, Gilbert befinde sich in Paris, war seinem Geist so fern, daß er Anfangs den Augen seiner Tochter nicht glauben wollte, und sogar hernach noch alle Mühe hatte, seinen eigenen Augen zu glauben.

Das Gesicht von Andrée, welches Gilbert mit einer unerschütterlichen Aufmerksamkeit betrachtete, drückte nicht

mehr als eine vollkommene Ruhe nach einer leichten Wolke des Erstaunens aus.

Der Baron neigte sich aus dem Schlage und rief Gilbert durch eine Geberde.

„Gilbert wollte auf ihn zugehen, der Sergent hielt ihn zurück.

„Sie sehen, daß man mich ruft," sagte er.

„Wo dies?"

„Von jenem Wagen."

Die Blicke des Sergenten folgten der durch den Finger von Gilbert bezeichneten Richtung und hefteten sich auf den Wagen von Herrn von Taverney.

„Verzeihen Sie, Sergent," sagte der Baron, „ich möchte gern mit diesem Jungen nur zwei Worte sprechen."

„Vier, mein Herr, vier," antwortete der Sergent; „Sie haben übrigens Zeit, man hält eine Rede unter der Halle und der Aufenthalt dauert eine gute halbe Stunde. Gehen Sie vorbei, junger Mann."

„Hierher, Bursche," sprach der Baron zu Gilbert, welcher sich stellte, als ginge er seinen gewöhnlichen Schritt, „sagt einmal, warum man Euch zufällig in Saint-Denis trifft, während Ihr in Taverney sein solltet?"

Gilbert verbeugte sich zum zweiten Male vor Andrée und dem Baron, und antwortete:

„Es ist nicht der Zufall, mein Herr, was mich hierher führt, sondern ein Akt meines Willens."

„Wie, Eures Willens, Maulaffe! solltet Ihr einen Willen haben?"

„Warum nicht? Jedem freien Menschen steht das Recht zu, einen zu haben."

„Jedem freien Menschen! Ah! Ihr haltet Euch also für frei, unglückliches Bürschchen?"

„Ganz gewiß, da ich meine Freiheit an Niemand gefesselt habe."

„Das ist bei meiner Treue ein lustiger Schlingel," rief Herr von Taverney, etwas verblüfft durch die feste Haltung, mit der Gilbert sprach. „Wie? Ihr in Paris!

und wie seid Ihr hierher gekommen, bitte ich? . . . Und mit welchen Mitteln, wenn's beliebt?"

„Zu Fuß," antwortete Gilbert lakonisch.

„Zu Fuß!" wiederholte Andrée mit einem gewissen Ausdruck des Mitleids.

„Und was willst Du in Paris machen, frage ich Dich?" rief der Baron.

„Zuerst meine Erziehung, sodann mein Glück."

„Deine Erziehung!"

„Dessen bin ich sicher."

„Dein Glück!"

„Ich hoffe es."

„Und was machst Du mittlerweile? Du bettelst?"

„Betteln!" versetzte Gilbert mit stolzer Verachtung.

„Also stiehlst Du?"

„Mein Herr," sprach Gilbert mit einem Ausdruck unbändiger Entschiedenheit, der einen Augenblick die Aufmerksamkeit von Fräulein von Taverney auf den seltsamen jungen Mann lenkte, „habe ich Sie je bestohlen?"

„Was machst Du dann mit Deinen Faullenzerhänden?"

„Was ein Mann von Genie macht, dem ich gleichen will, und wäre es nur durch meine Beharrlichkeit. Ich schreibe Musik ab."

Andrée wandte den Kopf nach ihm um.

„Sie schreiben Musik ab?" sagte sie.

„Ja, mein Fräulein."

„Sie verstehen also die Musik?" fügte sie verächtlich und mit demselben Tone bei, als hätte sie gesagt: „Sie lügen."

„Ich kenne meine Noten, und das ist genug, um Abschreiber zu sein," antwortete Gilbert.

„Und wo Teufels hast Du Deine Noten gelernt?"

„Ja," machte Andrée lächelnd.

„Herr Baron, ich liebe die Musik ungemein, und da das Fräulein jeden Tag ein paar Stunden an seinem Clavier zubrachte, verbarg ich mich, um zu horchen."

„Müßiggänger!“

„Ich habe Anfangs die Melodien auswendig behalten, und da diese Melodien in einer Methode geschrieben waren, so lernte ich allmählig und durch angestrengte Arbeit in dieser Methode lesen.“

„In meiner Methode!“ versetzte Andrée, im höchsten Maße entrüstet, „Sie wagten es, meine Methode zu berühren?“

„Nein, mein Fräulein, das hätte ich mir nie erlaubt,“ sprach Gilbert; „aber sie blieb auf Ihrem Clavier bald an einem Ort, bald an einem andern offen. Ich berührte sie nicht, ich versuchte es, zu lesen, und sonst nichts; meine Augen konnten die Blätter nicht beschmutzen.“

„Sie werden sehen,“ sprach der Baron, „dieser Schuft sagt uns sogleich, er spiele Clavier wie Haydn.“

„Ich könnte dies ohne Zweifel, wenn ich es gewagt hätte, meine Finger auf die Tasten zu setzen.“

Andrée warf unwillkührlich einen zweiten Blick auf dieses Gesicht, welches von einem Gefühle belebt war, von dem nichts einen Begriff geben kann, wenn nicht etwa der gierige Fanatismus des Märtyrers.

Aber der Baron, der in seinem Innern nicht die Ruhe und die verständige Hellsichtigkeit seiner Tochter besaß, fühlte seinen Zorn entbrennen bei dem Gedanken, dieser junge Mann habe Recht und man habe ein unmenschliches Unrecht gegen ihn begangen, daß man ihn in Taverney in Gesellschaft von Mahon gelassen.

Man vergibt aber nur schwer einem Untergeordneten das Unrecht, dessen er uns zu überweisen vermag, und so rief der Baron, der immer hitziger wurde, je mehr sich seine Tochter besänftigte:

„Ah! junger Schurke, Du läßt es Dir einfallen, auszureißen, umherzustreifen, und wenn man von Dir Rechenschaft verlangt über Dein Betragen, nimmst Du Deine Zuflucht zu elenden Possen, wie wir sie eben gehört. Nun wohl, da durch meinen Fehler das Pflaster des Königs nicht von Spitzbuben und Zigeunern belagert werden soll....“

Andrée machte eine Bewegung, um ihren Vater zu beschwichtigen; sie fühlte, daß die Uebertreibung die Ueberlegenheit ausschloß.

Aber der Baron schob die beschützende Hand seiner Tochter auf die Seite und fuhr fort:

„Ich werde Dich Herrn von Sartines empfehlen und Du sollst einen Gang nach Bicêtre machen, Du Taugenichts von einem Philosophen."

Gilbert machte einen Schritt rückwärts, drückte seinen Hut unter seinen Arm, und erwiederte bleich vor Zorn:

„Herr Baron, erfahren Sie, daß ich, seitdem ich in Paris bin, Beschützer gefunden habe, welche bei Ihrem Herrn von Sartines antichambriren."

„Ah! ja wohl," rief der Baron, „wenn Du Bicêtre entgehst, so wirst Du jedenfalls den Steigbügelriemen nicht entgehen. Andrée, Andrée! rufe Deinen Bruder, der ganz in der Nähe ist."

Andrée bückte sich gegen Gilbert und sagte gebieterisch:

„Herr Gilbert, entfernen Sie sich."

„Philipp! Philipp!" rief der Greis.

„Entfernen Sie sich," sagte Andrée zu dem jungen Mann, der stumm und unbeweglich, wie in einer extatischen Beschauung, an seinem Platze blieb.

Durch den Ruf des Barons herbeigezogen, eilte ein Cavalier an den Schlag der Carrosse: es war Philipp von Taverney in der Uniform eines Kapitäns. Der junge Mann war zugleich freudig und glänzend.

„Sieh da Gilbert!" sagte er treuherzig, als er diesen erkannte, „Gilbert hier! Guten Morgen Gilbert . . . Was wünschen Sie von mir, mein Vater?"

„Guten Morgen, Herr Philipp," antwortete der junge Mann.

„Was ich wünsche?" rief der Baron, bleich vor Wuth, „Du sollst Deine Degenscheide nehmen und diesen Burschen züchtigen."

„Was hat er denn gethan?" fragte Philipp, indem er abwechselnd und mit wachsendem Erstaunen die Wuth

des Barons und die furchtbare Unempfindlichkeit von Gilbert betrachtete.

„Er hat gethan, er hat gethan," rief der Baron, „schlage Philipp, schlage wie auf einen Hund."

Taverney wandte sich gegen seine Schwester um.

„Was hat er denn gethan, Andrée, sprich, sollte er Dich beleidigt haben?"

„Ich!" rief Gilbert.

„Nein, nein, Philipp," erwiederte Andrée, „nein; er hat nichts gethan, mein Vater irrt sich. Herr Gilbert ist nicht mehr in unserem Dienst und hat daher vollkommen das Recht, zu gehen, wohin es ihm beliebt. Mein Vater will das nicht begreifen, und als er ihn hier fand, gerieth er in Zorn."

„Ist das Alles?" fragte Philipp.

„Durchaus, mein Bruder und ich begreife den Zorn von Herrn von Taverney nicht, besonders bei einer solchen Veranlassung, und wenn die Dinge und Leute nicht einmal einen Blick verdienen. Sieh nach, Philipp, ob wir weiter fahren."

Der Baron schwieg, bezähmt durch die ganz königliche Erhabenheit seiner Tochter.

Gilbert neigte das Haupt, niedergebeugt durch diese Verachtung. Es durchzuckte ein Blitz sein Herz, und dieser Blitz glich dem des Hasses. Er hätte einen tödtlichen Schlag des Schwertes von Philipp und sogar einen blutigen seiner Peitsche vorgezogen.

Er wäre beinahe in Ohnmacht gefallen.

Zum Glück war in diesem Augenblick die Rede beendigt und die Carrossen setzten sich hienach wieder in Bewegung.

Die des Barons entfernte sich allmählig, andere folgten; Andrée verschwand wie in einem Traum.

Gilbert blieb allein, nahe daran, zu weinen, nahe daran, zu brüllen, unfähig, er glaubte dies wenigstens, das Gewicht seines Unglücks zu ertragen.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter.

Er wandte sich um und sah Philipp, der, nachdem

er abgestiegen war und sein Pferd einem Soldaten seines Regiments zu halten gegeben hatte, ganz lächelnd auf ihn zukam.

„Laß hören, was ist vorgefallen, mein armer Gilbert, und warum bist Du in Paris?"

Dieser treuherzige, vertrauliche Ton rührte den jungen Mann.

„Ei! mein Herr," sagte er mit einem Seufzer, der sich unwillkührlich seinem unbeugsamen Stoicismus entwand, „ich frage Sie, was hätte ich in Taverney thun sollen? Ich wäre vor Verzweiflung, Unwissenheit und Hunger gestorben."

Philipp bebte, denn sein unparteiischer Geist war, wie es Andrée gewesen, betroffen von der schmerzlichen Verlassenheit, der man den jungen Mann preisgegeben.

„Und Du glaubst in Paris, ohne Geld, ohne Protection, ohne Hülfsquellen durchzudringen, mein armes Kind?"

Ich glaube es, mein Herr; der Mensch, welcher arbeiten will, stirbt selten da Hunger, wo es Menschen gibt, die nichts zu thun wünschen."

Philipp bebte bei dieser Antwort. Er hatte in Gilbert nie etwas Anderes gesehen, als einen Diener ohne alle Bedeutung.

„Ißt Du wenigstens?" sagte er.

„Ich verdiene mein Brod, Herr Philipp, und derjenige braucht nie mehr, der sich immer nur einen Vorwurf gemacht hat, den, daß er das Brod aß, welches er nicht verdiente."

„Du sagst dies hoffentlich nicht in Beziehung auf das, was man Dir in Taverney gegeben hat, mein Kind? Dein Vater und Deine Mutter waren gute Diener des Schlosses und Du selbst machtest Dich leicht nützlich."

„Ich that nur meine Pflicht, mein Herr."

„Höre Gilbert," fuhr der junge Mann fort, „Du weißt, daß ich Dich immer geliebt habe; ich sah Dich stets mit andern Augen an, als die Uebrigen; ob ich hierin

Recht oder Unrecht hatte, wird die Zukunft lehren. Dein ungeschlachtes Wesen erschien mir als Zartgefühl; Deine Rauhheit nenne ich Stolz."

„Ah! Herr Chevalier," rief Gilbert hoch athmend.

„Ich will Dir also wohl, Gilbert."

„Ich danke, Herr."

„Ich war jung wie Du unglücklich wie Du in meiner Lage, davon kommt es vielleicht her, daß ich Dich verstanden habe. Das Glück lächelte mir eines Tag; nun, laß mich Dir helfen, Gilbert, bis das Glück Dir ebenfalls lächelt."

„Ich danke, ich danke, Herr."

„Sprich, was willst Du machen? Du bist zu ungeschmeidig, um in einen Dienst zu treten."

Gilbert schüttelte den Kopf mit einem verächtlichen Lächeln und erwiederte:

„Ich will studiren."

„Um zu studiren, braucht man Lehrer, und um die Lehrer zu bezahlen, braucht man Geld."

„Ich erwerbe mir, mein Herr."

„Du erwirbst Dir," versetzte Philipp lächelnd, „und wie viel?"

„Fünfundzwanzig Sous täglich, und ich kann mir sogar dreißig und vierzig erwerben."

„Das ist gerade so viel, als man braucht, um zu essen."

Gilbert lächelte.

„Laß hören, ich benehme mich vielleicht ungeschickt, wenn ich Dir meine Dienste anbiete."

„Ihre Dienste, mir, Herr Philipp?"

„Allerdings meine Dienste. Erröthest Du, sie anzunehmen?"

Gilbert antwortete nicht.

„Die Menschen sollen sich auf dieser Welt einander unterstützen," fuhr Maison-Rouge fort; „sind sie nicht Brüder?"

Gilbert erhob das Haupt und heftete seine so verständigen Augen auf das edle Antlitz des jungen Mannes.

„Diese Sprache setzt Dich in Erstaunen?"

„Nein, mein Herr," erwiederte Gilbert, „es ist die Sprache der Philosophie, nur bin ich nicht gewohnt, sie bei Leuten Ihres Standes zu hören."

„Du hast Recht, und dennoch ist es die Sprache unserer Generation. Der Dauphin selbst theilt diese Grundsätze. Mache nicht den Stolzen gegen mich, was ich Dir leihe, gibst Du mir später zurück. Wer weiß, ob Du nicht eines Tags ein Colbert oder ein Vauban sein wirst?"

„Oder ein Tronchin," sagte Gilbert.

„Wohl möglich. Hier ist meine Börse, theilen wir."

„Ich danke, mein Herr," sagte der unzähmbare junge Mann, gerührt, ohne es zugestehen zu wollen, von dieser bewunderungswürdigen Herzlichkeit Philipps; „ich danke, ich brauche nichts; nur . . . nur bin ich Ihnen viel dankbarer, als wenn ich Ihr Anerbieten angenommen hätte, das mögen Sie überzeugt sein."

Hienach verbeugte er sich vor dem erstaunten Philipp, kehrte rasch unter die Menge zurück und verlor sich in dieser

Der junge Kapitän wartete mehrere Sekunden, als ob er weder seinen Augen, noch seinen Ohren trauen könnte; da er aber sah, daß Gilbert nicht wieder erschien, stieg er zu Pferde und begab sich zu seinem Posten.

L.

Die Besessene.

Dieses ganze Geräusch der schallenden Wagen, dieses ganze Getöse der in vollen Schwingungen ertönenden Glocken, dieses ganze Rasseln der Trommeln, diese ganze Majestät, der Wiederschein der Majestäten der für sie verlorenen Welt, glitten über die Seele von Madame Louise hin und erstarben, wie die vergebliche Woge, am Fuße der Mauern ihrer Zelle.

Als der König wieder weggefahren war, nachdem er

als Vater und Souverän es fruchtlos versucht hatte, nämlich durch ein Lächeln, auf das Bitten folgten, welche Befehlen glichen, seine Tochter in die Welt zurückzurufen, als die Dauphine, welche bei dem ersten Blicke die wahrhafte Seelengröße ihrer erhabenen Tante erschütterte, mit ihrem Wirbel von Höflingen verschwunden war, ließ die Superiorin der Carmeliterinnen die Tapeten von den Wänden ziehen, die Blumen wegnehmen und die Spitzen ablösen.

Von der ganzen, noch tief bewegten Gemeinde verzog sie allein keine Miene, als die schweren Pforten des Klosters, einen Augenblick für die Menschen geöffnet, gewichtig auf ihren Angeln rollten und sich geräuschvoll zwischen der Welt und der Einsamkeit schloßen.

Dann ließ sie die Schaffnerin kommen und fragte diese:

„Haben die Armen während der zwei Tage der Unordnungen die gewöhnlichen Almosen bekommen?"

„Ja, Madame."

„Sind die Kranken wie gewöhnlich besucht worden?"

„Ja, Madame."

„Hat man die Soldaten etwas erfrischt entlassen?"

„Sie haben insgesammt Brod und Wein nach der Anordnung von Madame bekommen."

„Es ist also nichts im Hause unterlassen oder versäumt worden?"

„Nein, Madame."

Madame Louise näherte sich dem Fenster und athmete sachte die balsamische Frische ein, welche auf dem feuchten Flügel der Stunden unmittelbar vor Einbruch der Nacht vom Garten aufsteigt.

Die Schaffnerin wartete ehrfurchtsvoll, bis ihr die erhabene Aebtissin einen Befehl geben oder sie entlassen würde.

Madame Louise, Gott allein weiß, an was die arme königliche Klausnerin in diesem Augenblick dachte, Madame Louise entblätterte hochstämmige Rosen, die bis zu ihrem Fenster emporragten, und Jasmine, welche die Wände des Hofes tapezirten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Plötzlich erschütterte der heftige Hufschlag eines Pferdes die Thüre der Gesindewohnung und machte die Superiorin beben.

„Wer ist denn in Saint-Denis von allen den Herren des Hofes geblieben?“ fragte Madame Louise.

„Seine Eminenz der Cardinal von Rohan, Madame?“

„Sind denn seine Pferde hier?“

„Nein, Madame, sie sind im Kapitel der Abtei, wo er die Nacht zubringen wird.“

„Was soll denn dieser Lärm bedeuten?“

„Madame, diesen Lärm macht das Pferd der Fremden.“

„Welcher Fremden?“ fragte Madame Louise, während sie ihre Erinnerungen zu sammeln suchte.

„Ich meine die Italienerin, welche gestern Abend hierher gekommen ist und Ihre Hoheit um Gastfreundschaft gebeten hat.“

„Ah! es ist wahr. Wo ist sie?“

„In ihrem Zimmer oder in der Kirche.“

„Was hat sie seit gestern gemacht?“

„Sie hat seit gestern jede Speise, das Brod ausgenommen, zurückgewiesen und die ganze Nacht in der Kapelle gebetet.“

„Ohne Zweifel eine große Sünderin!“ sprach die Superiorin die Stirne faltend.

„Ich weiß es nicht, Madame, sie hat mit Niemand gesprochen.“

„Was für eine Frau ist es?“

„Schön und von sanftem und zugleich stolzem Antlitz.“

„Wo hat sie sich diesen Morgen während der Ceremonie aufgehalten?“

„In ihrem Zimmer am Fenster; ich sah sie verborgen hinter ihren Vorhängen auf jede Person, welche eintrat, einen Blick voll Angst heften, als befürchtete sie, in jedem Eintretenden einen Feind zu erblicken.“

„Irgend eine Frau von dieser armen Welt, wo ich gelebt, wo ich regiert habe. Laßt sie kommen.“

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Schaffnerin machte einen Schritt, um sich zu entfernen.

„Ah! weiß man ihren Namen?“ fragte die Prinzessin.

„Lorenza Feliciani.“

„Ich kenne Niemand dieses Namens,“ sprach Madame Louise träumerisch.

Die Superiorin setzte sich in einen hundertjährigen Lehnstuhl, der, aus Eichenholz unter Heinrich II. geschnitzt, den neun letzten Aebtissinnen des Klosters der Carmeliterinnen gedient hatte. Vor diesem furchtbaren Tribunal hatten viele arme Novizen, die man zwischen dem Geistlichen und Weltlichen ertappt, gezittert.

Die Schaffnerin kehrte einen Augenblick nachher zurück und führte die uns bereits bekannte Fremde mit dem langen Schleier ein.

Madame Louise besaß das durchdringende Auge der Familie: dieses Auge wurde auf Lorenza Feliciani von der Sekunde an geheftet, wo sie in das Cabinet eintrat; doch sie erkannte in der jungen Frau so viel Demuth, so viel Liebreiz, so viel erhabene Schönheit, sie erblickte endlich so viel Unschuld in ihren großen, noch von frischen Thränen befeuchteten schwarzen Augen, daß die Anfangs feindselige Stimmung gegen dieselbe bald wohlwollend und schwesterlich wurde.

„Nähern Sie sich, Madame, und sprechen Sie,“ sagte die Prinzessin.

Die junge Frau machte zitternd einen Schritt und wollte ein Knie auf die Erde setzen.

Die Prinzessin hob sie auf.

„Sie heißen Lorenza Feliciani?“ fragte sie.

„Ja, Madame.“

„Und Sie wünschen mir ein Geheimniß anzuvertrauen?“

„Oh! ich sterbe fast vor Verlangen, dies zu thun.“

„Aber warum nehmen Sie Ihre Zuflucht nicht zu dem Tribunal der Buße? Ich habe nur die Macht zu trösten; ein Priester tröstet und vergibt.“

Madame Louise sprach diese Worte zögernd aus.

„Ich bedarf einzig und allein des Trostes, Madame," erwiederte Lorenza, „und überdies würde ich es nur wagen einer Frau zu offenbaren, was ich Ihnen zu erzählen habe."

„Es ist also etwas Seltsames, was Sie mir mittheilen wollen."

„Ja, sehr seltsam. Doch hören Sie mich geduldig an, Madame; ich wiederhole es, nur mit Ihnen allein kann ich sprechen, weil Sie Frau sind, und dann, weil Sie allmächtig sind und ich beinahe den Arm Gottes brauche, um mich zu beschützen."

„Um Sie zu beschützen! Man verfolgt Sie also? man greift Sie also an?"

„Oh! ja, Madame, ja, man verfolgt mich," rief die Fremde mit einer unsäglichen Angst.

„Dann bedenken Sie Eines, Madame: daß dieses Haus ein Kloster und keine Festung ist; daß das, was die Menschen in Bewegung setzt, nur hier eindringt, um zu erlöschen; daß nichts von dem, was Ihnen gegen die anderen Menschen dienen kann, sich hier findet; daß hier nicht das Haus der Gerechtigkeit, der Kraft und des Zwangs, sondern ganz einfach das Haus Gottes ist."

„Oh! das ist es gerade, was ich suche," sprach Lorenza; „ja, es ist das Haus Gottes, denn in dem Hause Gottes allein kann ich in Ruhe leben."

„Aber Gott läßt keine Rache zu; wie sollen wir uns an Ihrem Feinde rächen? Wenden Sie sich an die Behörden."

„Madame, die Behörden vermögen nichts gegen den, welchen ich fürchte."

„Wer ist er denn?" versetzte die Superiorin mit einem unwillkührlichen Schrecken.

Lorenza näherte sich der Prinzessin unter der Herrschaft einer geheimnißvollen Exaltation und sprach:

„Wer er ist, Madame? Er ist sicherlich einer von jenen Dämonen, welche mit den Menschen den Krieg

führen und von Satan ihrem Fürsten, mit einer übermenschlichen Macht ausgerüstet sind."

„Was sagen Sie mir da?" rief die Prinzessin und schaute diese Frau an, um sich zu versichern, daß sie nicht wahnsinnig sei.

„Und ich, ich! ich Unglückliche, die ich bin," sprach Lorenza, indem sie ihre schönen Arme rang, welche nach denen einer antiken Statue geformt zu sein schienen; „ich, ich habe mich auf dem Wege dieses Menschen befunden! und ich, ich, ich bin . . ."

„Vollenden Sie!"

Lorenza trat noch näher zu der Prinzessin und flüsterte ganz leise, und als wäre sie selbst erschrocken über das, was sie sagte:

„Ich, ich bin besessen!"

„Besessen!" rief die Prinzessin; „sprechen Sie, Madame, sind Sie bei Verstand? Wären Sie nicht etwa? . . ."

„Wahnsinnig, nicht wahr, wollen Sie sagen? Nein, ich bin nicht wahnsinnig, aber ich kann es wohl werden, wenn Sie mich verlassen."

„Besessen!" wiederholte die Prinzessin.

„Ach! ach!"

„Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, ich sehe Sie in allen Dingen den begünstigsten Geschöpfen Gottes ähnlich; Sie scheinen reich zu sein, Sie sind schön, Sie drücken sich vernünftig aus, Ihr Gesicht trägt keine Spur der furchtbaren, geheimnißvollen Krankheit an sich, welche man die Besessenheit nennt."

„Madame, in meinem Leben, in den Abenteuern dieses Lebens wohnt das finstere Geheimniß, das ich gern vor mir selbst verbergen möchte."

„Erklären Sie sich, ich bitte Sie. Bin ich denn die Erste, mit der Sie von Ihrem Unglück sprechen? Ihre Eltern, Ihre Freunde?"

„Meine Eltern!" rief die junge Frau schmerzlich die Hände faltend, „arme Eltern! werde ich sie je wieder-

sehen? Freunde!" fügte sie voll Bitterkeit bei, „ach! Madame, habe ich Freunde?"

„Gehen wir nach der Ordnung zu Werke, mein Kind," sagte Madame Louise, welche den Worten der Fremden einen Weg vorzuzeichnen suchte. „Wer sind Ihre Eltern und warum haben Sie dieselben verlassen?"

„Madame, ich bin Römerin und wohnte mit ihnen in Rom. Mein Vater ist von altem Adel, aber er ist arm, wie alle Patrizier von Rom. Dann habe ich noch meine Mutter und einen älteren Bruder. Hat in Frankreich eine aristokratische Familie, wie es die meinige ist, einen Sohn und eine Tochter, so opfert man, wie man mir sagt, die Mitgift der Tochter, um den Degen des Sohnes zu erkaufen. Bei uns opfert man die Tochter, um den Sohn im geistlichen Stand vorwärts zu bringen. Ich habe nun keine Erziehung erhalten, weil man für die Erziehung meines Bruders besorgt sein mußte, welcher studirte, wie meine Mutter naiver Weise sagte, um Cardinal zu werden."

„Hernach?"

„In Folge hievon brachten meine Eltern alle mögliche Opfer, welche sie sich nur immer auferlegen konnten, um meinen Bruder zu unterstützen, und man beschloß, mich den Schleier bei den Carmeliterinnen von Subiaco nehmen zu lassen."

„Und Sie, was sagten Sie dazu?"

„Nichts, Madame. Von meiner Kindheit an hatte man mir diese Zukunft als eine Nothwendigkeit dargestellt. Uebrigens fragte man mich auch nicht um Rath; man befahl, und ich hatte nichts Anderes zu thun, als zu gehorchen."

„Jedoch . . ."

„Madame, wir römischen Töchter haben nur Wünsche und Ohnmacht. Wir lieben die Welt, wie die Verdammten das Paradies lieben, ohne sie zu kennen. Auch war ich umgeben von Beispielen, die mich verdammt hätten, wäre mir der Gedanke gekommen, zu widerstehen, aber er kam

mir nicht. Alle Freundinnen, die ich gekannt, und die wie ich Brüder besaßen, hatten ihre Schuld an die Verherrlichung der Familie abgetragen. Ich wäre nicht im Stande gewesen, eine Klage zu begründen, denn man verlangte nichts von mir, was aus den allgemeinen Gewohnheiten heraustrat. Meine Mutter liebkoste mich nur ein wenig mehr, als für mich der Tag, sie zu verlassen, nahte.

„Endlich kam der Tag, wo ich mein Noviciat beginnen sollte; mein Vater packte fünfhundert römische Thaler, bestimmt, meine Mitgift an das Kloster zu bezahlen, zusammen, und wir reisten nach Subiaco ab.

„Es mögen acht bis neun Meilen von Rom nach Subiaco sein, aber die Wege durch das Gebirge sind so schlecht, daß wir fünf Stunden nach unserer Abreise noch nicht drei Meilen zurückgelegt hatten. Die Reise, so ermüdend sie auch in Wirklichkeit war, gefiel mir. Ich lächelte darüber, wie über mein letztes Glück, und sagte den ganzen Weg entlang leise den Bäumen, den Gebüschen, den Steinen und sogar dem vertrockneten Gras Lebewohl. Wer wußte, ob es dort im Kloster Gras, Steine, Gebüsche und Kräuter gab?

„Plötzlich, mitten unter meinen Träumen, als wir zwischen einem kleinen Gehölze und einer Masse zerklüfteter Felsen durchfuhren, hielt der Wagen an; ich hörte meine Mutter einen Schrei ausstoßen, mein Vater machte eine Bewegung, um seine Pistolen zu ergreifen. Meine Augen und mein Geist fielen vom Himmel auf die Erde zurück; wir wurden von Banditen angehalten."

„Armes Kind," sprach Madame Louise, welche immer mehr Antheil an dieser Erzählung nahm.

„Soll ich es Ihnen sagen, Madame... ich war nicht sehr erschrocken, denn diese Menschen hielten uns unseres Geldes wegen an, und das Geld, das sie uns nehmen wollten, war dazu bestimmt, meine Mitgift an das Kloster zu bezahlen. Gab es keine Mitgift mehr, so wurde mein Eintritt in das Kloster um die ganze Zeit verzögert, die mein Vater brauchte, um eine andere zu finden, und ich

wußte, wie viel Zeit und Mühe es ihn gekostet hatte, diese fünfhundert Thaler zusammenzubringen.

„Als aber die Banditen, nachdem sie diese erste Beute getheilt, statt uns unsere Reise fortsetzen zu lassen, sich auf mich stürzten, als ich sah, wie sich mein Vater anstrengte, um mich zu vertheidigen, als ich die Thränen meiner Mutter erblickte und hörte, wie sie diese Leute anflehte, da begriff ich, daß ein großes, unbekanntes Unglück mich bedrohte, und schrie um Barmherzigkeit, in dem natürlichen Gefühle, das uns antreibt, um Hülfe zu rufen, denn ich wußte wohl, daß ich vergeblich rief und daß mich an diesem wilden Orte Niemand hören würde.

„Ohne sich um mein Geschrei, um die Thränen meiner Mutter und das Ringen meines Vaters zu bekümmern, banden sie mir auch die Hände auf den Rücken und schickten sich an, während sie mich mit der Gluth ihrer abscheulichen Blicke, die ich begriff, so hellsehend machte mich der Schrecken, gleichsam versengten, mit Würfeln, die sie aus der Tasche zogen, auf dem Sacktuch von einem derselben zu spielen.

„Was mich am meisten erschreckte, war der Umstand, daß ich keinen Einsatz auf dem gemeinen Teppich erblickte.

„Während der ganzen Zeit, welche die Würfel von Hand zu Hand gingen, bebte ich, denn ich sah ein, daß ich der Gegenstand war, um den sie spielten.

„Plötzlich ließ einer von ihnen ein Triumphgeschrei vernehmen, stand auf, während die Andern Gotteslästerungen ausstießen und die Zähne blökten, lief auf mich zu, schloß mich in seine Arme und drückte seine Lippen auf die meinigen.

„Bei der Berührung eines glühenden Eisens könnte ich keinen herzzerreißenderen Schrei ausgestoßen haben.

„„Oh, mein Gott! den Tod! den Tod!““ rief ich.

„Meine Mutter wälzte sich auf der Erde, mein Vater war ohnmächtig.

„Ich hatte nur noch eine Hoffnung: daß einer oder der andere von den Banditen, welche verloren hatten, mich in einem Augenblick der Wuth, mit einem Stoße des

Messers, das sie krampfhaft in ihren Händen hielten, tödten würde.

„Ich erwartete den Stoß, ich hoffte darauf, ich rief ihn herbei.

„Plötzlich erschien ein Mann zu Pferd auf dem Fußpfad.

„Es hatte mit einer von den Wachen gesprochen, die ihn, ein Zeichen mit ihm wechselnd, vorüberließ.

„Dieser Mann, von mittlerem Wuchse, von eindrucksvoller Gesichtsbildung und einem entschlossenen Blicke, ritt ruhig und gelassen im gewöhnlichen Schritte seines Pferdes vorwärts.

„Als er ganz nahe bei mir war, hielt er an.

„Der Bandit, der mich in seine Arme genommen hatte und mich fortzuführen anfing, wandte sich bei dem ersten Pfiffe um, den dieser Mann mit dem Stiele seiner Peitsche hören ließ.

„Der Bandit ließ mich auf den Boden gleiten.

„„Komm hierher,““ sagte der Unbekannte.

„Und als der Bandit zögerte, formte der Unbekannte einen Winkel mit seinem Arm und legte zwei von einander entfernte Finger auf seine Brust. Der Bandit, als ob dieses Zeichen der Befehl eines allmächtigen Herrn gewesen wäre, näherte sich spornstreichs dem Unbekannten.

Dieser neigte sich an das Ohr des Banditen und sprach leise das Wort:

„„Mac.““

„Er sprach nur dieses Wort, ich bin dessen sicher, ich, die ich schaute, wie man das Messer anschaut, das uns tödten soll, ich, die ich horchte, wie man horcht, wenn das Wort, das man erwartet, Leben oder Tod bedeutet.

„„Benac,““ antwortete der Bandit.

„Gezähmt wie ein Löwe und knurrend wie er, kam er sodann zu mir zurück, löste den Strick, der meine Faustgelenke fesselte, und that dasselbe bei meinem Vater und bei meiner Mutter.

„Da das Geld schon getheilt war, so kam Jeder und

legte seinen Theil auf einen Stein. Nicht ein Stück fehlte an den fünfhundert Thalern.

„Mittlerweile erwachte ich wieder zum Leben in den Armen meines Vaters und meiner Mutter.

„„Nun geht,““ sagte er zu den Banditen.

„Die Banditen gehorchten und kehrten bis auf den letzten in den Wald zurück.

„„Lorenza Feliciani,““ sprach der Fremde, indem er mich mit seinem übermenschlichen Blicke gleichsam bedeckte, „„setze nun Deine Reise fort, Du bist frei.““

„Mein Vater und meine Mutter dankten dem Fremden, der mich kannte und den wir nicht kannten. Dann stiegen wir wieder in den Wagen. Ich folgte ihnen nur ungern, denn ich weiß nicht welche seltsame, unwiderstehliche Macht mich zu meinem Retter hinzog.

„Er war unbeweglich an demselben Platze geblieben, als wollte er uns fortwährend beschützen.

„Ich schaute ihn an, so lange ich ihn sehen konnte, und erst als ich ihn gänzlich aus dem Gesichte verloren hatte, hörte der Druck auf, der meine Brust zusammenschnürte.

„Zwei Stunden nachher waren wir in Subiaco.“

„Aber wer war denn dieser außerordentliche Mensch?“ fragte die Prinzessin, bewegt durch die Einfachheit der Erzählung.

„Wollen Sie die Gnade haben, mich noch ferner anzuhören, Madame,“ sagte Lorenza. „Ach! es ist noch nicht Alles zu Ende.“

„Ich höre,“ sprach Madame Louise.

Die junge Frau fuhr fort:

„Wir kamen zwei Stunden nach diesem Ereigniß nach Subiaco.

„Auf dem ganzen Wege hatten wir, mein Vater, meine Mutter und ich, uns nur von dem seltsamen Retter unterhalten, der plötzlich, geheimnißvoll und mächtig, als ein Abgesandter des Himmels vor uns erschienen war.

„Weniger leichtgläubig als ich, hielt ihn mein Vater

für den Anführer von einer der Banden, welche, obgleich um Rom her in Bruchstücke vertheilt, unter derselben Autorität stehen und von Zeit zu Zeit von dem obersten Haupte inspicirt werden, das, mit unbeschränkter Macht bekleidet, belohnt, straft und theilt.

„Aber ich, die ich hinsichtlich der Erfahrung nicht mit meinem Vater in die Schranken treten konnte, ich, die ich meinem Instinkte gehorchte, die ich unter der Herrschaft meiner Dankbarkeit stand, ich glaubte nicht, ich konnte nicht glauben, dieser Mensch sei ein Bandit.

„In meinen Gebeten, die ich jeden Abend an die Jungfrau richtete, sprach ich auch eigene Worte, welche dazu bestimmt waren, die Gnade der Mutter Gottes auf meinen unbekannten Retter herabzurufen.

„Schon an demselben Tage trat ich in das Kloster. Die Mitgift war wieder gefunden, nichts verhinderte meine Aufnahme. Ich war trauriger, aber auch mehr in mein Schicksal ergeben als je. Italienerin und abergläubisch, ergriff mich der Gedanke, es sei Gott daran gelegen, mich rein, unversehrt und fleckenlos zu besitzen, da er mich von diesen Banditen befreit, welche ohne Zweifel vom Teufel angeregt worden, um die Krone der Unschuld zu beflecken, die Gott allein von meiner Stirne lösen sollte. Ich warf mich auch mit allem Feuer meines Charakters in die eifrigen Bestrebungen meiner Oberen und meiner Eltern. Man ließ mich eine Bitte um Dispensation von dem Noviciat an das Oberhaupt der Kirche richten. Ich schrieb sie, ich unterzeichnete sie. Sie war von meinem Vater in den Ausdrücken eines so heißen Verlangens abgefaßt worden, daß Seine Heiligkeit in dieser Bitte eine glühende Sehnsucht nach der Einsamkeit einer der Welt überdrüssigen Seele zu sehen glaubte. Sie bewilligte Alles, was ich von ihr verlangte, und das Noviciat von einem Jahre, von zwei Jahren zuweilen für die Andern, wurde aus besonderer Gunst für mich auf einen Monat festgestellt.

„Man kündigte mir diese Nachricht an, die mir weder

Schmerz noch Freude machte. Man hätte glauben sollen, ich wäre bereits todt für die Welt und man operirte an einem Leichname, dessen unempfindlicher Schatten allein noch lebte.

„Vierzehn Tage lang hielt man mich eingeschlossen, aus Furcht, der weltliche Geist könnte mich erfassen. Am Morgen des fünfzehnten Tages erhielt ich Befehl, mit den andern Schwestern in die Kapelle hinabzugehen.

„In Italien sind die Klosterkapellen öffentliche Kirchen. Der Papst glaubt ohne Zweifel, es sei einem Priester nicht erlaubt, Gott an irgend einem Ort, wo er sich offenbart, seinen Anbetern zu entziehen.

„Ich trat in das Chor und nahm einen Stuhl. Zwischen den grünen Vorhängen, welche die Gitter dieses Chors schloßen, oder vielmehr scheinbar schloßen, war Raum genug, daß man in das Schiff hinausschauen konnte.

„Ich sah durch diesen Raum, welcher gleichsam auf die Erde ging, einen Mann, der allein mitten unter der niedergefallenen Menge stehen geblieben war. Dieser Mann schaute mich an, oder verschlang mich vielmehr mit den Augen. Ich fühlte die seltsame Bewegung des Unbehagens, die ich bereits empfunden hatte, die übermenschliche Wirkung, die mich gleichsam aus mir selber herauszog, wie ich durch ein Blatt Papier, ein Brett, und sogar durch eine Platte hatte meinen Bruder eine Nadel mit einem Magnet ziehen sehen.

„Ach! besiegt, unterjocht, ohne Kraft gegen diese Anziehung, neigte ich mich gegen ihn, faltete die Hände, wie man sie vor Gott faltet, und sagte zugleich mit den Lippen und dem Herzen zu ihm:

„„Dank, Dank.““

„Meine Schwestern schauten mich erstaunt an.

„Sie hatten meine Bewegung nicht begriffen, und ebenso wenig meine Worte; sie folgten der Richtung meiner Hände, meiner Augen, meiner Stimme. Sie erhoben sich auf ihren Sitzen, um ebenfalls in das Schiff zu schauen.

„Auch ich schaute zitternd hinab.

„Sie fragten mich, aber ich konnte nur erröthen, erbleichen, stammeln.

„Seit diesem Augenblick, Madame," rief Lorenza voll Verzweiflung, „seit diesem Augenblick bin ich in der Gewalt des Dämons!"

„Ich sehe nichts Uebernatürliches in Allem dem, meine Schwester," erwiederte die Prinzessin mit einem Lächeln; „beruhigen Sie sich also und fahren Sie fort."

„Oh! weil Sie nicht fühlen können, was ich fühlte."

„Was fühlten Sie?"

„Völlige Besessenheit: mein Herz, meine Seele, meine Vernunft, der Dämon besaß Alles."

„Meine Schwester, ich fürchte sehr, dieser Dämon war die Liebe," sprach Madame Louise.

„Oh! die Liebe hätte mir kein solches Leiden bereitet, die Liebe hätte nicht mein Herz gepreßt, die Liebe hätte nicht meinen ganzen Leib geschüttelt, wie es der Sturmwind mit einem Baume thut, die Liebe hätte mir nicht den schlimmen Gedanken eingegeben, der mir kam."

„Nennen Sie diesen schlimmen Gedanken, mein Kind."

„Ich hätte Alles meinem Beichtvater gestehen sollen, nicht wahr, Madame?"

„Ganz gewiß."

„Nun, der Dämon, der mich besaß, blies mir im Gegentheil ganz leise ein, ich sollte das Geheimniß bewahren. Es war vielleicht nicht eine Nonne in das Kloster eingetreten, ohne in der Welt, von der sie schied, eine Liebeserinnerung zurückzulassen. Viele hatten einen Namen im Herzen, während sie den Namen Gottes anriefen. Der Gewissensrath war an dergleichen Geständnisse gewöhnt. Ich, die ich so fromm, so schüchtern, so rein unschuldig war, ich, die ich vor dieser unseligen Reise nach Subiaco nie ein Wort mit einem andern Mann, als mit meinem Bruder ausgetauscht hatte, ich, die ich nur zweimal meinen Blick mit dem Unbekannten gekreuzt, bildete mir ein, Madame, man würde mir mit diesem Mann eine von jenen

Intriguen zuschreiben, wie sie, ehe sie den Schleier genommen, jede von unsern Schwestern mit ihren beklagten Geliebten gehabt hatte."

„In der That, ein schlimmer Gedanke," sprach Madame Louise, „aber es ist immer noch ein sehr unschuldiger Dämon, der Dämon, welcher einer Frau, die er besitzt, solche Gedanken einflößt. Fahren Sie fort."

„Am andern Tage rief man mich in das Sprachzimmer. Ich ging hinab und fand eine von meinen Nachbarinnen vor der Via Frattina in Rom, eine junge Frau, die meinen Verlust sehr beklagte, weil wir jeden Abend mit einander plauderten und sangen.

„Hinter ihr bei der Thüre stand ein Mann in einen Mantel gehüllt und wartete auf sie, wie es ein Diener gethan hätte. Dieser Mann wandte sich nicht gegen mich; ich aber wandte mich gegen ihn. Er sprach nicht mit mir, und dennoch errieth ich ihn: es war abermals mein unbekannter Beschützer.

„Dieselbe Unruhe, welche ich bereits empfunden, verbreitete sich in meinem Herzen. Ich fühlte mich ganz und gar umfesselt von der Gewalt dieses Mannes. Ohne die Gitter, die mich gefangen hielten, wäre ich sicherlich sein gewesen. Aus seinem Mantel gingen seltsame Ausstrahlungen hervor, die mich blendeten. In seinem hartnäckigen Stillschweigen war ein Geräusch, das ich allein hörte und das eine harmonische Sprache mit mir sprach.

„Ich raffte alle Gewalt zusammen, die ich über mich haben konnte, und fragte meine Nachbarin von der Via Frattina, wer der Mann wäre, der sie begleitete.

„Sie kannte ihn nicht; ihr Gatte hätte mit ihr gehen sollen; doch im Augenblick der Abreise war er begleitet von diesem Mann nach Hause gekommen und hatte zu ihr gesagt:

„„Ich kann Dich nicht nach Subiaco führen, aber mein Freund hier wird Dich begleiten.""

„Sie hatte nicht mehr verlangt, so groß war ihre

Sehnsucht gewesen, mich wiederzusehen, und so war sie denn in Gesellschaft des Unbekannten gekommen.

„Meine Nachbarin war eine fromme Frau; sie erblickte in der Ecke des Sprachzimmers eine Madonna, welche im Rufe einer großen Wunderthäterin stand, wollte nicht weggehen, ohne ihr Gebet an sie gerichtet zu haben, und kniete vor ihr nieder.

„Während dieser Zeit trat der Mann geräuschlos ein, näherte sich mir langsam, öffnete seinen Mantel und tauchte seine Blicke wie zwei glühende Strahlen in die meinigen.

„Ich erwartete, daß er sprechen würde; meine Brust hob sich gleichsam und stieg wie eine Welle seinem Wort entgegen; aber er streckte nur, indem er sich dem Gitter näherte, das uns trennte, seine zwei Hände über meinem Haupte aus. Sogleich bemeisterte sich meiner eine unerhörte Extase; er lächelte mir zu. Ich gab ihm sein Lächeln zurück, während ich zugleich die Augen, gelähmt von einer unbeschreiblichen Mattigkeit, schloß. Mittlerweile, als hätte er sich nur von seiner Gewalt über mich überzeugen wollen, verschwand er; je mehr er sich entfernte, desto mehr erlangte ich wieder meine Sinne; ich war indessen noch unter dieser seltsamen Hallucination, als meine Nachbarin von der Via Frattina, welche ihr Gebet vollendet, wieder aufstand, von mir Abschied nahm, mich umarmte, und ebenfalls wegging.

„Als ich mich Abends auskleidete, fand ich unter meinem Brustschleier ein Billet, das nur folgende drei Zeilen enthielt:

„„In Rom wird derjenige, welcher eine Nonne liebt, mit dem Tode bestraft. Werdet Ihr den Tod dem Manne geben, dem Ihr das Leben zu verdanken habt?““

„Von diesem Tage an, Madame, war die Besessenheit vollkommen, denn ich belog Gott, da ich ihm nicht gestand, daß ich an diesen Mann ebenso viel oder mehr dachte, als an ihn.“

Selbst erschrocken über das, was sie gesagt, hielt Lo-

renza inne, um das so sanfte und verständige Antlitz der Prinzessin zu befragen.

„Dies Alles ist nicht Besessenheit,“ sprach mit festem Tone Madame Louise von Frankreich. „Ich wiederhole Ihnen, es ist eine unglückliche Leidenschaft, und ich habe Ihnen bereits gesagt, die weltlichen Dinge dürfen bis hieher nicht gelangen, wenn nicht im Zustande des Beklagens.“

„Des Beklagens, Madame,“ rief Lorenza. „Wie! Sie sehen mich in Thränen, im Gebet, Sie sehen, daß ich Sie auf meinen Knieen anflehe, mich der höllischen Gewalt dieses Mannes zu entreißen, und Sie fragen mich, ob ich beklage! Oh! es ist mehr als ein Beklagen, ich habe Gewissensbisse.“

„Doch bis zu dieser Stunde...“ sprach Madame Louise.

„Warten Sie das Ende ab,“ versetzte Lorenza, „und dann, ich bitte Sie, Madame, beurtheilen Sie mich nicht zu streng.“

„Die Nachsicht und die Sanftmuth sind mir vorgeschrieben, und ich stehe jedem Leiden zu Befehl.“

„Ich danke, oh ich danke! Sie sind wahrlich der tröstende Engel, den ich gesucht.

„Wir gingen drei Tage in der Woche in die Kapelle hinab; jedem von diesen Gottesdiensten wohnte der Unbekannte bei. Ich hatte widerstehen wollen, ich hatte gesagt, ich wäre krank, ich war entschlossen, nicht hinabzugehen. Menschliche Schwäche! wenn die Stunde kam, ging ich unwillkührlich, und als ob eine meinem Willen überlegene Gewalt mich forttriebe, hinab; war er dann noch nicht gekommen, so hatte ich einige Augenblicke der Ruhe und des Wohlbehagens; sobald er aber sich näherte, fühlte ich ihn kommen. Ich hätte sagen können: „„Er ist hundert Schritte entfernt, er ist auf der Schwelle der Pforte, er ist in der Kirche,““ und dies ohne nach ihm zu schauen; war er dann an seinem gewöhnlichen Platze angelangt, so wandten sich meine Augen, die ich auf mein Gebetbuch zur heiligsten Anrufung geheftet hatte, ab, um auf ihm zu verweilen.

„So lange dann der Gottesdienst dauerte, konnte ich weder lesen, noch beten. Mein ganzer Sinn, mein ganzer Wille, meine ganze Seele lagen in meinen Blicken, und alle meine Blicke gehörten diesem Manne, der mich, ich fühlte es wohl, Gott streitig machte.

„Anfangs hatte ich ihn nicht ohne Bangen anschauen können; hernach wünschte ich ihn herbei; endlich lief ich ihm mit dem Geiste entgegen. Und häufig, wie man in einem Traume sieht, kam es mir vor, als erblickte ich ihn in der Nacht auf der Straße, oder als fühlte ich ihn unter meinem Fenster vorübergehen.

„Dieser Zustand war meinen Gefährtinnen nicht entgangen. Die Superiorin wurde davon in Kenntniß gesetzt und diese benachrichtigte meine Mutter. Drei Tage, ehe ich meine Gelübde ablegen sollte, sah ich die drei einzigen Verwandten, die ich in der Welt hatte, meinen Vater, meine Mutter und meinen Bruder in meine Zelle eintreten.

„Sie kamen, um mich noch einmal zu umarmen, wie sie sagten; aber ich sah, daß sie einen andern Zweck hatten, denn sobald ich mit meiner Mutter allein war, befragte mich diese. Unter solchen Umständen läßt sich leicht der Einfluß des Dämons erkennen, denn statt ihr Alles zu sagen, wie ich es hätte thun sollen, leugnete ich Alles hartnäckig ab.

„Der Tag, an welchem ich den Schleier nehmen sollte, war unter einem seltsamen Kampfe gekommen, ich wünschte und befürchtete zugleich die Stunde, die mich ganz und gar Gott hingeben würde, und fühlte, daß wenn der Dämon eine äußerste Versuchung bei mir unternehmen wollte, er dies zu dieser feierlichen Stunde thun müßte.“

„Und dieser seltsame Mann hatte Ihnen nicht mehr geschrieben seit dem ersten Briefe, den Sie in Ihrem Brustschleier fanden?“

„Nie, Madame.“

„Sie hatten bis zu dieser Zeit nie mit ihm gesprochen?"

„Nie, wenn nicht geistig."

„Nie ihm geschrieben?"

„Oh! nie."

„Fahren Sie fort . . . Sie waren bei dem Tage, wo Sie den Schleier nahmen."

„An diesem Tage, wie ich Eurer Hoheit sagte, sollte ich meine Qualen endigen sehen; denn obgleich mit einer seltsamen Süßigkeit vermischt, war es doch eine unbeschreibliche Marter für eine christlich gebliebene Seele, besessen zu sein von einem Gedanken, von einer stets gegenwärtigen und unvorhergesehenen Form, von einer Form, welche sowohl dadurch, daß sie mir geflissentlich gerade in den Augenblicken meines Kampfes gegen sie erschien, als durch die Hartnäckigkeit höhnte, mit der sie mich unüberwindlich beherrschte. Es gab auch Augenblicke, wo ich diese heilige Stunde mit allen meinen Wünschen herbeirief. Wenn ich Gott gehören werde, sagte ich mir, wird mich Gott beschützen, wie er mich bei dem Angriffe der Banditen beschützt hat. Ich vergaß, daß mich Gott bei dem Angriffe der Banditen nur durch die Vermittelung dieses Mannes beschützt hatte.

„Die Stunde der Ceremonie war indessen gekommen. Ich ging bleich, unruhig, aber minder aufgeregt als gewöhnlich in die Kirche hinab; mein Vater, meine Mutter, mein Bruder, die Nachbarin von der Via Frattina, die mich besucht hatte, alle unsere anderen Freunde waren in der Kirche, alle Einwohner der benachbarten Dörfer liefen herbei, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, ich wäre schön, und ein schönes Opfer, sagt man, ist dem Herrn angenehmer.

„Der Gottesdienst begann. Ich beschleunigte ihn mit allen meinen Wünschen, mit allen meinen Gebeten, denn er war nicht in der Kirche, und ich fühlte mich, da er abwesend, hinreichend Herrin meines freien Willens. Schon wandte sich der Priester gegen mich, schon zeigte er mir

den Christus, dem ich mich weihen sollte, schon streckte ich die Arme nach diesem einzigen und alleinigen Retter aus, der den Menschen gegeben ist, als das gewöhnliche Zittern, das mir sein Nahen verkündigte, meine Glieder zu schütteln anfing, als der Schlag, der meine Brust zusammenpreßte, mir ankündigte, er habe den Fuß auf die Schwelle der Kirche gesetzt, als endlich die unwiderstehliche Anziehungskraft meine Augen auf die dem Altar entgegengesetzte Seite führte, so sehr sie sich auch anstrengten, Christus treu zu bleiben.

„Mein Verfolger stand bei dem Predigtstuhl und schaute mich hartnäckiger als je an.

„Von diesem Augenblicke gehörte ich ihm; kein Gottesdienst, keine Gebete, keine Ceremonie mehr.

„Ich glaube, daß man mich nach dem Ritus befragte, aber ich antwortete nicht. Ich erinnere mich, daß man mich am Arm zog, und daß ich schwankte, wie ein lebloses Ding, das man von seiner Base versetzt. Man zeigte mir eine Scheere, auf der ein Sonnenstrahl seinen furchtbaren Blitz wiederscheinen ließ: ich veränderte keine Miene bei diesem Blitz. Einen Augenblick nachher fühlte ich das kalte Eisen auf meinem Halse, das Knirschen des Stahles in meinem Haare.

„In diesem Augenblick kam es mir vor, als verließen mich alle meine Kräfte, als stürzte meine Seele aus meinem Körper, um zu ihm zu gehen, und ich fiel auf den Boden, seltsamer Weise nicht wie eine ohnmächtige Person, sondern wie eine Person, welche der Schlaf überwältigt hat. Ich hörte ein gewaltiges Gemurmel, dann wurde ich taub, stumm, unempfindlich. Die Ceremonie wurde mit einem furchtbaren Tumult unterbrochen."

Die Prinzessin faltete mitleidig die Hände.

„Nicht wahr," sprach Lorenza, „das ist ein schreckliches Ereigniß, in welchem sich leicht der Dazwischentritt des Feindes Gottes und der Menschen erkennen läßt."

„Nehmen Sie sich in Acht," erwiederte die Prinzessin mit dem Ausdrucke zarter Theilnahme, „nehmen Sie sich

in Acht, arme Frau, ich glaube, Sie haben zu viel Hang, dem Wunderbaren zuzuschreiben, was nur die Wirkung einer natürlichen Schwäche ist. Als Sie diesen Mann sahen, wurden Sie ohnmächtig, und nichts Anderes; fahren Sie fort."

„Oh! Madame, Madame, sagen Sie mir das nicht," rief Lorenza, „oder warten Sie wenigstens, um ein Urtheil zu fällen, bis Sie Alles gehört haben. Nichts Wunderbares!" sprach sie, „aber nicht wahr, dann wäre ich zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine Stunde, nachdem ich in Ohnmacht gefallen, wieder zu mir gekommen? Ich hätte mich mit meinen Schwestern besprochen, ich hätte wieder Muth und Vertrauen unter ihnen gefaßt?"

„Ganz gewiß," antwortete Madame Louise; „nun, ist es nicht so gegangen?"

„Madame," sprach Lorenza hastig und mit dumpfem Tone, „als ich wieder zu mir kam, war es Nacht. Eine rasche, gestoßene Bewegung erschütterte mich seit einigen Minuten. Ich hob den Kopf in die Höhe, im Glauben, ich wäre unter dem Gewölbe der Kapelle oder unter den Vorhängen meiner Zelle. Ich sah Felsen, Bäume, Wolken, und mitten unter Allem dem fühlte ich einen lauen Athem, der mein Gesicht liebkoste. Ich glaubte, die Schwester Krankenwärterin lasse mir ihre Pflege angedeihen, und wollte ihr danken ... Madame, mein Kopf ruhte an der Brust eines Mannes, und dieser Mann war mein Verfolger. Ich schaute mich an, ich betastete mich, um mich zu versichern, ob ich lebte, oder wenigstens ob ich wachte. Ich schrie laut auf. Ich war weiß gekleidet und hatte auf der Stirne einen Kranz von weißen Rosen, wie eine Braut oder eine Todte."

Die Prinzessin stieß einen Schrei aus; Lorenza ließ ihr Haupt in ihre beiden Hände fallen.

„Am andern Tag," fuhr Lorenza schluchzend fort, „am andern Tag forschte ich nach der abgelaufenen Zeit; wir waren am Mittwoch. Ich war folglich drei Tage

ohne Bewußtsein geblieben; was während dieser drei Tage vorgefallen ist, weiß ich durchaus nicht."

LI.

Der Graf von Fönix.

Lange Zeit überließ ein tiefes Stillschweigen die zwei Frauen, die eine ihren schmerzlichen Betrachtungen, die andere ihrem leicht begreiflichen Erstaunen.

Madame Louise unterbrach zuerst das Stillschweigen.

„Und Sie haben nichts gethan, um diese Entführung zu erleichtern?" fragte sie.

„Nichts, Madame."

„Und Sie wissen nicht, wie Sie aus dem Kloster gekommen sind?"

„Ich weiß es nicht."

„Ein Kloster ist jedoch gut geschlossen, gut bewacht, es hat Gitter vor den Fenstern, beinahe unübersteigbare Mauern und eine Pförtnerin, welche ihre Schlüssel nicht von der Seite läßt. So ist es besonders in Italien, wo die Regeln noch strenger sind, als in Frankreich."

„Was soll ich Ihnen sagen, Madame, da ich vergebens seit jenem Augenblick meine Erinnerungen durchwühle, ohne etwas zu finden?"

„Aber Sie haben ihm Ihre Entführung vorgeworfen?"

„Gewiß."

„Was antwortete er Ihnen, um sich zu entschuldigen?"

„Er liebe mich."

„Was sagten Sie ihm?"

„Er mache mir bange."

„Sie liebten ihn also nicht?"

„Oh! nein! nein!"

„Waren Sie dessen sicher?"

„Ach! Madame, es war ein seltsames Gefühl, was

ich für diesen Mann empfand. Ist er da, so gehöre ich nicht mehr mir, sondern ihm; was er will, will ich; meine Seele hat keine Macht, mein Geist hat keinen Willen mehr; ein Blick bezähmt, bezaubert mich. Bald scheint er mir bis in die Tiefe meines Herzens Gedanken zu treiben, die nicht die meinigen sind, bald ist es, als zöge er aus mir heraus Ideen, welche mir bis dahin so gut verborgen waren, daß ich sie nicht einmal geahnet hatte. Oh! Sie sehen wohl, Madame, daß hier Zauberei obwaltet."

„Es ist wenigstens seltsam, wenn es nicht übernatürlich ist," sprach die Prinzessin. „Doch wie lebten Sie nach der Entführung mit diesem Mann?"

„Er bezeigte mir eine innige Zärtlichkeit, eine aufrichtige Zuneigung."

„Es war vielleicht ein verdorbener Mensch?"

„Ich glaube es nicht; im Gegentheil, er hat etwas vom Apostel in der Art und Weise, wie er spricht."

„Ah! Sie lieben ihn, gestehen Sie es?"

„Nein, nein, Madame," antwortete die junge Frau mit einer schmerzlichen Geberde, „nein, ich liebe ihn nicht."

„Dann hätten Sie fliehen, die Behörden anrufen, Ihre Eltern auffordern sollen."

„Madame, er überwachte mich dermaßen, daß ich nicht fliehen konnte."

„Warum schrieben Sie nicht?"

„Wir hielten überall auf dem Wege in Häusern an, welche ihm zu gehören schienen, wo Jedermann ihm gehorchte. Wiederholt verlangte ich Tinte, Feder und Papier; aber diejenigen, an welche ich mich wandte, waren ohne Zweifel von ihm unterrichtet, denn nicht Einer antwortete mir."

„Doch wie reisten Sie?"

„Anfangs in einer Postchaise; aber in Mailand fanden wir keine Postchaise mehr, sondern eine Art von rollendem Hause, in welchem wir unsern Weg fortsetzten."

„Er war aber wohl zuweilen genöthigt, Sie allein zu lassen?"

„Ja; dann näherte er sich mir und sprach: „„Schlafe."" Und ich entschlummerte und erwachte erst wieder bei seiner Rückkehr."

Madame Louise schüttelte den Kopf mit einer ungläubigen Miene und erwiederte:

„Es war nicht Ihr ernstlicher Wille, zu entfliehen, sonst wäre es Ihnen gelungen."

„Ach! es scheint mir doch wohl, Madame .... Vielleicht war ich aber auch bezaubert."

„Von seinen Liebesworten, von seinen Schmeicheleien?"

„Er sprach selten von Liebe mit mir, Madame, und außer einem Kusse auf die Stirne am Abend und einem Kusse auf die Stirne am Morgen erinnere ich mich keiner Liebkosung von ihm."

„Seltsam, in der That seltsam!" murmelte die Prinzessin.

Doch von einem Verdachte beherrscht, fügte sie bei:

„Wiederholen Sie mir, daß Sie ihn nicht lieben."

„Ich wiederhole es Ihnen, Madame."

„Sagen Sie mir noch einmal, daß kein irdisches Band Sie an ihn fesselt."

„Ich sage es Ihnen noch einmal."

„Daß er, wenn er Sie zurückfordert, kein Recht geltend zu machen haben wird."

„Keines!"

„Doch wie sind Sie hierher gekommen? Sprechen Sie, denn ich begreife das nicht."

„Madame, ich benützte einen heftigen Sturm, der uns jenseits einer Stadt, welche man, wie ich glaube, Nancy nennt, überfiel. Er verließ seinen Platz an meiner Seite und ging in die zweite Abtheilung seines Wagens, um mit einem Greise zu sprechen, der diese zweite Abtheilung bewohnte; ich sprang auf sein Pferd und floh."

„Und was bewog Sie, Frankreich den Vorzug zu geben, statt nach Italien zurückzukehren?"

„Ich bedachte, daß ich nicht nach Rom zurückkehren

konnte, weil man glauben mußte, ich hätte im Einverständniß mit diesem Mann gehandelt; ich war dort entehrt, meine Eltern würden mich nicht aufgenommen haben.

„Ich beschloß also nach Paris zu fliehen und hier verborgen zu leben, oder nach irgend einer Hauptstadt zu reisen, wo ich allen Blicken und besonders den seinigen entgehen könnte.

„Als ich nach Paris kam, war die ganze Stadt in Bewegung über Ihren Rückzug zu den Carmeliterinnen; Jedermann rühmte Ihre Frömmigkeit, Ihre Fürsorge für die Armen, Ihr Mitleid für die Betrübten. Das war für mich ein Lichtstrahl, Madame, ich faßte die Ueberzeugung, Sie allein wären edelmüthig genug, mich aufzunehmen, mächtig genug, mich zu beschützen."

„Sie appelliren immer an meine Macht, mein Kind; er ist also sehr mächtig."

„Oh! ja."

„Lassen Sie hören, wer ist er denn? Aus Zartgefühl habe ich bis jetzt diese Frage verschoben; doch wenn ich Sie beschützen soll, muß ich wissen, gegen wen."

„Oh! Madame, auch hierüber kann ich Ihnen durchaus keine Aufklärung geben. Ich weiß ganz und gar nicht, wer und was er ist: ich weiß nur, daß ein König nicht mehr Achtung, ein Gott nicht mehr Anbetung einflößt, als die Leute für ihn haben, denen er sich enthüllt."

„Aber sein Name? wie heißt er?"

„Madame, ich habe ihn mit sehr verschiedenen Namen nennen hören, es sind mir jedoch nur zwei im Gedächtniß geblieben. Der eine ist der, welchen ihm der von mir bereits erwähnte Greis gibt, der unser Reisegefährte war von Mailand bis zu der Stunde, wo ich ihn verlassen habe: der andere ist der, welchen er sich selbst gab."

„Wie hieß der Name, mit dem ihn der Greis nannte?"

„Acharat ... ist das nicht ein antichristlicher Name, Madame?"

„Und der, welchen er sich selbst gab?"

„Joseph Balsamo."

„Und er?"

„Er! . . . kennt die ganze Welt, erräth die ganze Welt; er ist Genosse von allen Zeiten; er lebte in allen Zeitaltern; er spricht . . . oh! mein Gott! vergeben Sie ihm diese Blasphemien! er spricht von Alexander, von Cäsar, von Karl dem Großen, als ob er sie gekannt hätte, und diese Leute sind doch, wie ich glaube, vor sehr langer Zeit gestorben; aber auch von Kaiphas, von Pilatus, von unserem Herrn Jesus Christus, gerade als ob er seinem Märterthum beigewohnt hätte."

„Er ist also ein Charlatan," versetzte die Prinzessin.

„Madame, ich weiß nicht genau, was im Französischen der Name bedeutet, den Sie so eben ausgesprochen, aber ich weiß, daß es ein gefährlicher, furchtbarer Mann ist, vor dem sich Alles beugt, vor dem Alles fällt, Alles zusammensinkt, den man für wehrlos hält, während er bewaffnet ist, den man allein glaubt, während er Menschen aus der Erde hervorruft. Und dies ohne Kraftanwendung, ohne Gewalt, mit einem Worte, einer Geberde, . . . lächelnd."

„Es ist gut," sprach die Prinzessin, „wer dieser Mensch auch sein mag, seien Sie unbesorgt, Sie sollen beschützt werden."

„Durch Sie, nicht wahr, Madame?"

„Ja, durch mich, und zwar so lange, als Sie nicht selbst auf diesen Schutz Verzicht leisten werden. Aber glauben Sie nicht mehr, und suchen Sie mich besonders nicht an die übernatürlichen Erscheinungen glauben zu machen, welche Ihr kranker Geist erzeugt hat. Die Mauern von Saint-Denis werden in jedem Fall für Sie ein sicherer Wall gegen die höllische Macht sein, und sogar gegen eine Macht, welche noch viel mehr zu fürchten ist, gegen die menschliche Macht. Sagen Sie nun, Madame, was gedenken Sie zu thun?"

„Mit diesen Juwelen, welche mir gehören, gedenke ich meine Mitgift in ein Kloster zu bezahlen, in dieses, wenn es möglich ist."

Hiebei legte Lorenza auf einen Tisch kostbare Armspangen, werthvolle Ringe, einen prächtigen Diamant und herrliche Ohrgehänge. Alles zusammen mochte etwa zwanzig tausend Thaler werth sein.

„Diese Juwelen gehören Ihnen?" fragte die Prinzessin.

„Sie gehören mir, Madame, er hat sie mir geschenkt und ich gebe sie Gott zurück. Ich wünsche nur Eines."

„Sprechen Sie."

„Daß sein arabisches Pferd Dscherid, das Werkzeug meiner Befreiung, ihm zurückgegeben werde, wenn er es fordert."

„Doch Sie, nicht wahr, Sie wollen um keinen Preis zu ihm zurückkehren?"

„Ich gehöre nicht ihm."

„Es ist wahr, Sie haben es mir gesagt. Sie wollen also fortwährend in das Kloster von Saint-Denis eintreten, Madame, und hier die Religionsübungen fortsetzen, welche in Subiaco durch das seltsame Ereigniß, das Sie mir erzählt, unterbrochen worden sind?"

„Das ist mein innigster Wunsch, Madame, und ich flehe Sie auf meinen Knieen um Gewährung an."

„Seien Sie ruhig, mein Kind," sprach die Prinzessin, „von heute an werden Sie unter uns leben, und wenn Sie uns bewiesen haben, wie viel Ihnen daran gelegen ist, diese Gunst zu erreichen, wenn Sie durch das musterhafte Benehmen, das ich von Ihnen erwarte, dieselbe verdient haben, dann werden Sie dem Herrn gehören, und ich stehe Ihnen dafür, Niemand soll Sie von Saint-Denis entführen, wenn die Superiorin über Ihnen wacht."

Lorenza stürzte sich zu den Füßen ihrer Beschützerin und ergoß sich in Ausdrücken des zärtlichsten, des aufrichtigsten Dankes.

Plötzlich aber erhob sie sich auf ein Knie, horchte, erbleichte, zitterte.

„Oh! mein Gott!" sagte sie, „mein Gott! mein Gott!"

„Was?" fragte Madame Louise.

„Mein ganzer Körper zittert, sehen Sie es nicht? Er kommt! er kommt!"

„Wer?"

„Er, der geschworen hat, mich zu verderben."

„Dieser Mann?"

„Ja, dieser Mann. Sehen Sie nicht, wie meine Hände zittern?"

„In der That."

„Oh!" rief sie, „der Schlag in mein Herz, er naht, er naht."

„Sie täuschen sich."

„Nein, nein, Madame. Wider meinen Willen zieht er mich an, halten Sie mich zurück, halten Sie mich zurück."

Madame Louise nahm die junge Frau beim Arm und sprach:

„Beruhigen Sie sich doch, mein armes Kind; mein Gott, und wäre er es auch, Sie sind hier in Sicherheit."

„Er naht! er naht! sage ich Ihnen," rief Lorenza, erschrocken, vernichtet, die Augen starr, den Arm nach der Thüre ausgestreckt.

„Wahnsinn! Wahnsinn!" sprach die Prinzessin. „Dringt man so bei Madame Louise von Frankreich ein? . . . Dieser Mann müßte der Ueberbringer eines Befehls vom König sein."

„Oh! Madame, ich weiß nicht, wie er hereingekommen ist," rief Lorenza sich zurückwerfend; „aber ich weiß mit Bestimmtheit, er steigt die Treppe herauf . . . er ist zehn Schritte von hier . . . kaum . . . hier ist er! . . ."

Plötzlich öffnete sich die Thüre; die Prinzessin wich unwillkührlich erschrocken über dieses seltsame Zusammentreffen zurück.

Eine Schwester erschien.

„Wer ist da?" fragte Madame, „und was wollen Sie?"

„Madame," antwortete die Schwester, „ein Edelmann

ist so eben im Kloster erschienen und will Eure Königliche Hoheit sprechen."

„Sein Name?"

„Der Herr Graf von Fönix."

„Ist er es?" fragte die Prinzessin Lorenza, „kennen Sie diesen Namen?"

„Ich kenne diesen Namen nicht, aber er ist es, Madame, er ist es."

„Was will er?" fragte die Prinzessin die Nonne.

„Beauftragt mit einer Sendung an den König von Frankreich durch Seine Majestät den König von Preußen, wünscht er, wie er sagt, die Ehre zu haben, Eure Königliche Hoheit eine Minute zu sprechen."

Madame Louise dachte einen Augenblick nach, wandte sich dann gegen Lorenza um und sprach:

„Gehen Sie in dieses Cabinet."

Lorenza gehorchte.

„Und Sie, meine Schwester," fuhr die Prinzessin fort, „lassen Sie den Herrn eintreten."

Die Schwester verbeugte sich und ging ab.

Die Prinzessin versicherte sich, daß die Thüre des Cabinets geschlossen war, kehrte zu ihrem Fauteuil zurück, setzte sich und erwartete nicht ohne eine gewisse Unruhe das Ereigniß, welches in Erfüllung gehen sollte.

Beinahe in demselben Augenblick erschien die Schwester wieder.

Hinter ihr schritt der Mann, der sich, wie wir gesehen, am Tage der Vorstellung beim König unter dem Namen des Grafen von Fönix hatte ankündigen lassen.

Er hatte dieselbe Kleidung wie damals, nämlich eine in ihrem Schnitt sehr strenge preußische Uniform; er trug die militärische Perrücke und den schwarzen Kragen; seine großen, so ausdrucksvollen Augen senkten sich in Gegenwart von Madame Louise, aber nur um so viel Achtung zu zollen, als ein Mensch, so hoch er auch als einfacher Edelmann gestellt sein mag, einer Tochter von Frankreich an Achtung schuldig ist.

Sogleich aber schlug er sie wieder auf, als hätte er zu große Demuth zu offenbaren befürchtet, und sprach:

„Madame, ich danke Eurer Königlichen Hoheit für die Gunst, die sie mir zu erweisen die Gnade hatte. Ich zählte indessen darauf, denn ich weiß, daß Eure Hoheit edelmüthig Alles unterstützt, was unglücklich ist."

„In der That, mein Herr, ich versuche es," sprach die Prinzessin voll Würde, denn sie hoffte nach einer Unterredung von zehn Minuten denjenigen niederzuschmettern, der Schutz von Andern forderte, nachdem er seine eigenen Kräfte mißbraucht hatte.

Der Graf verbeugte sich, ohne daß es schien, als hätte er den Doppelsinn der Worte der Prinzessin begriffen.

„Was vermag ich für Sie, mein Herr?" fuhr Madame Louise in demselben ironischen Tone fort.

„Alles, Madame."

„Sprechen Sie."

„Eure Königliche Hoheit, die ich ohne wichtige Beweggründe gewiß nicht in der Zurückgezogenheit, die sie sich erkohren, belästigt haben würde, hat, wenigstens wie ich glaube, einer Person, die mich in jeder Beziehung interessirt, eine Zufluchtsstätte gegeben."

„Wie heißt diese Person, mein Herr?"

„Lorenza Feliciani."

„Und was ist diese Person für Sie? Ist es Ihre Verbündete, Ihre Verwandtin, Ihre Schwester?"

„Es ist meine Frau."

„Ihre Frau?" sprach die Prinzessin, indem sie die Stimme erhob, um im Cabinet gehört zu werden; „Lorenza Feliciani ist die Gräfin von Fönix?"

„Lorenza Feliciani ist die Gräfin von Fönix, ja, Madame," antwortete der Graf mit der größten Ruhe.

„Ich habe keine Gräfin von Fönix unter den Carmeliterinnen, mein Herr," versetzte trocken die Prinzessin.

Doch der Graf betrachtete sich noch nicht als geschlagen und fuhr fort:

„Madame, vielleicht ist Eure Hoheit noch nicht ganz

überzeugt, daß Lorenza Feliciani und die Gräfin von Fönix eine und dieselbe Person sind?"

„Nein, ich gestehe es, und Sie haben richtig errathen; meine Ueberzeugung ist in dieser Beziehung noch nicht vollständig."

„Es beliebe Eurer Hoheit, Befehl zu geben, daß Lorenza Feliciani vorgeführt werde, und sie wird keinen Zweifel mehr bewahren. Ich bitte Eure Hoheit um Verzeihung wegen meiner Beharrlichkeit, aber ich bin dieser Frau zärtlich zugethan, und sie selbst beklagt es, wie ich glaube, daß sie von mir getrennt ist."

„Glauben Sie das?"

„Ja, Madame, ich glaube es, so armselig auch mein Verdienst sein mag."

„Oh!" dachte die Prinzessin, „Lorenza hat wahr gesprochen; dieser Mensch ist in der That ein gefährlicher Mensch."

Der Graf beobachtete eine ruhige Haltung und verschloß sich in die Schranken der strengsten Höflichkeit.

„Versuchen wir es zu lügen," dachte Madame Louise.

„Mein Herr," sprach sie, „ich kann Ihnen nicht eine Frau zurückgeben, die nicht hier ist. Ich begreife, daß Sie diese Frau mit so viel Dringlichkeit suchen, wenn Sie dieselbe wirklich lieben, wie Sie sagen; doch wenn Sie eine Aussicht haben wollen, sie zu finden, so suchen Sie anderswo."

Der Graf hatte bei seinem Eintritt einen raschen Blick auf alle Gegenstände geworfen, welche das Zimmer von Madame Louise enthielt, und seine Augen hatten einen Moment, nur einen Moment, doch dieser einzige Blick hatte genügt, auf dem Tische verweilt, der in einer dunklen Ecke des Zimmers stand, und auf diesem Tische lagen die Juwelen, welche Lorenza als ihre Mitgift für das Kloster der Carmeliterinnen angeboten. An dem Funkeln, das sie im Schatten auswarfen, hatte sie der Graf von Fönix erkannt.

„Wenn Eure Königliche Hoheit ihre Erinnerungen zu Hülfe rufen wollte,“ sprach der Graf, „es ist dies eine Gewalt, die Sie sich anzuthun die Gnade haben mögen, so würden Sie sich entsinnen, daß Lorenza Feliciani so eben in diesem Zimmer gewesen ist, da sie auf jenen Tisch die Juwelen gelegt, welche noch dort liegen, und sich dann zurückgezogen hat, nachdem ihr die Ehre zu Theil geworden, mit Eurer Königlichen Hoheit sich zu besprechen.“

Der Graf von Fönix faßte gleichsam im Fluge den Blick auf, den die Prinzessin nach dem Cabinet warf.

„Sie hat sich in jenes Cabinet begeben,“ vollendete er.

Die Prinzessin erröthete, der Graf fuhr fort:

„Ich erwarte nur noch das Belieben Ihrer Hoheit, um ihr zu befehlen, daß sie eintrete, was sie, wie ich gar nicht zweifle, auf der Stelle thun wird.“

Die Prinzessin erinnerte sich, daß sich Lorenza von innen eingeschlossen hatte, und daß sie folglich nichts zwingen konnte, herauszukommen, als der Impuls ihres eigenen Willens. Sie suchte den Aerger, den sie darüber empfand, daß sie vergebens vor dem Manne gelogen, vor dem man nichts verbergen konnte, nicht länger zu verhehlen, und erwiederte:

„Aber wenn sie nun hereinkommt, was wird sie thun?“

„Nichts, Madame, sie wird nur Eurer Hoheit sagen, daß sie mir zu folgen wünsche, da sie meine Frau sei.“

Dieses letzte Wort beruhigte die Prinzessin, denn sie erinnerte sich der Betheurungen von Lorenza.

„Ihre Frau,“ sagte sie, „sind Sie dessen sicher?“

Die Entrüstung drang durch diese Worte hervor.

„Es hat in der That den Anschein, als glaubte mir Eure Hoheit nicht,“ entgegnete der Graf mit höflichem Tone. „Es ist indessen nichts Unglaubliches, daß der Graf von Fönix Lorenza Feliciani geheirathet hat, und daß er, da er sie geheirathet, seine Frau zurückfordert.“

„Abermals seine Frau,“ rief Madame Louise voll Ungeduld, „Sie wagen zu behaupten, Lorenza Feliciani sei Ihre Frau?“

„Ja, Madame," antwortete der Graf mit vollkommen natürlichem Ausdruck, „ich wage es, dies zu behaupten, denn es ist so."

„Verheirathet, Sie sind verheirathet?"

„Ich bin verheirathet."

„Mit Lorenza?"

„Mit Lorenza."

„Auf gesetzliche Weise?"

„Allerdings, und wenn Sie auf einer Ableugnung beharren, welche mich verletzt, Madame . . ."

Nun! was werden Sie thun?"

„Ich werde Ihnen meinen vollkommen geordneten und von dem Priester, der uns getraut, unterzeichneten Heirathsschein vorlegen."

Die Prinzessin bebte, so viel Ruhe brach ihre Ueberzeugung.

Der Graf öffnete eine Portefeuille und entfaltete ein viereckig zusammengelegtes Papier.

„Hier ist der Beweis von dem, was ich sage, Madame, sowie von dem Rechte, mit welchem ich diese Frau zurückfordere; die Unterschrift dient als Urkunde: will Eure Hoheit den Schein lesen und die Unterschrift betrachten?"

„Eine Unterschrift," murmelte die Prinzessin mit einem Zweifel, der noch viel demüthigender war, als es ihr Zorn gewesen; „doch wenn diese Unterschrift . . ."

„Diese Unterschrift ist die des Pfarrers von St. Johann in Straßburg, welchen der Herr Prinz Louis, Cardinal von Rohan, sehr gut kennt, und wenn Seine Eminenz hier wäre . . ."

„Der Herr Cardinal ist gerade hier," rief die Prinzessin, entflammte Blicke auf den Grafen heftend. „Seine Eminenz hat Saint-Denis nicht verlassen, sie befindet sich in diesem Augenblick bei den Stiftsherren der Kathedrale, und es ist folglich nichts leichter, als die Bewahrheitung, die Sie uns vorschlagen."

„Das ist ein großes Glück für mich, Madame," ant-

wortete der Graf, indem er phlegmatisch seinen Schein wieder in sein Portefeuille steckte, „denn durch diese Bewahrheitung werde ich hoffentlich den ganzen ungerechten Argwohn, den Eure Hoheit gegen mich gefaßt hat, sich zerstreuen sehen."

„So viel Unverschämtheit empört mich in der That," sprach die Prinzessin und schüttelte heftig ihre Glocke. „Meine Schwester, meine Schwester!"

Die Nonne, welche kurz zuvor den Grafen von Fönix eingeführt hatte, lief herbei.

„Mein Piqueur soll sogleich zu Pferde steigen und dieses Billet dem Herrn Cardinal von Rohan überbringen," sprach die Prinzessin; „man wird ihn im Kapitel der Kathedrale finden; er komme ohne Verzug hierher, ich erwarte ihn."

Und während die Prinzessin sprach, schrieb sie hastig ein paar Zeilen, welche sie der Nonne übergab.

Dann fügte sie leise bei:

„Man stelle zwei Schützen von der Maréchaussée in den Gang und Niemand entferne sich ohne meine Erlaubniß, geht!"

Der Graf hatte die verschiedenen Phasen des bei Madame Louise nun festgestellten Entschlusses, mit ihm bis zum Ende zu kämpfen, verfolgt, und während die Prinzessin schrieb, ohne Zweifel entschlossen, ihm den Sieg streitig zu machen, näherte er sich dem Kabinet und sprach, das Auge auf die Thüre geheftet, die Hände ausgestreckt und von einer mehr methodischen, als nervösen Bewegung geschüttelt, ganz leise einige Worte.

Als die Prinzessin sich umwandte, sah sie ihn in dieser Stellung und fragte ihn:

„Was machen Sie da?"

„Madame, ich beschwöre Lorenza Feliciani, persönlich hierher zu kommen, um durch ihre Worte und ihren einer Willen zu bezeugen, daß ich weder ein Betrüger, noch ein Fälscher bin, und dies unbeschadet aller anderer Beweise, welche Eure Hoheit fordern wird."

„Mein Herr!“

„Lorenza Feliciani,“ rief der Graf, Alles, selbst den Willen der Prinzessin beherrschend; „Lorenza Feliciani, verlasse dieses Kabinet und komm' hierher, komm', komm'.“

Doch die Thüre blieb geschlossen.

„Komm', ich will es!“ wiederholte der Graf.

Da knarrte der Schlüssel im Schlosse, und die Prinzessin sah zu ihrem unsäglichen Schrecken die junge Frau eintreten, welche ihre Augen ohne irgend einen Ausdruck des Zornes oder des Hasses auf den Grafen heftete.

„Was machen Sie denn, mein Kind, was machen Sie?“ rief Madame Louise, „und warum kehren Sie zu diesem Mann zurück, den Sie geflohen haben? Sie waren hier in Sicherheit, wie ich Ihnen sagte.“

„Sie ist auch in meinem Haus in Sicherheit, Madame,“ erwiederte der Graf.

Dann wandte er sich gegen die junge Frau um und sprach:

„Nicht wahr, Lorenza, Du bist bei mir in Sicherheit?“

Im höchsten Maße erstaunt, faltete die Prinzessin die Hände und sank in einen Lehnstuhl.

„Lorenza,“ sprach der Graf mit einem sanften Tone, in welchem sich jedoch der Ausdruck des Befehles fühlbar machte, „Lorenza, man beschuldigt mich, ich habe Dir Gewalt angethan. Sprich, habe ich mich in irgend einer Beziehung einer Gewaltthat gegen Dich schuldig gemacht?“

„Nie,“ antwortete die junge Frau mit einer klaren, festen Stimme, aber ohne diese Verneinung mit irgend einer Bewegung zu begleiten.

„Was soll dann die Entführungsgeschichte bedeuten, die Sie mir erzählt haben?“ rief die Prinzessin.

Lorenza blieb stumm; sie schaute den Grafen an, als ob das Leben und das Wort, welches der Ausdruck desselben ist, von ihm kommen müßten.

„Ihre Hoheit wünscht ohne Zweifel zu wissen, warum Du das Kloster verlassen hast? Erzähle Alles, was von

dem Augenblick an, wo Du im Chor ohnmächtig geworden bist, bis zu dem, wo Du in der Postchaise wieder erwachtest, vorfiel."

Lorenza blieb schweigsam.

„Erzähle die Sache in allen ihren Einzelnheiten, ohne etwas wegzulassen," fuhr der Graf fort. „Ich will es."

Lorenza konnte sich eines Schauers nicht erwehren.

„Ich erinnere mich nicht," sprach sie.

„Suche in Deinen Erinnerungen, und Du wirst Dich entsinnen."

„Ah! ja, ja! in der That," sagte Lorenza mit demselben monotonen Ausdruck, „ich erinnere mich."

„Sprich!"

„Als ich in dem Augenblick, wo die Scheere mein Haar berührte, ohnmächtig wurde, trug man mich in meine Zelle und legte mich auf mein Bett. Meine Mutter blieb bis zum Abend bei mir, und da ich nicht zum Bewußtsein kam, schickte man nach dem Wundarzt des Dorfes; dieser fühlte mir den Puls, hielt einen Spiegel vor meine Lippen und erklärte, da er wahrnahm, daß meine Arterien ohne Schläge und mein Mund ohne Athem waren, ich sei todt."

„Woher wissen Sie denn dies Alles?" fragte die Prinzessin.

„Ihre Hoheit wünscht zu erfahren, woher Du dies Alles wissest," wiederholte der Graf.

„Es ist seltsam!" sprach Lorenza, „ich sah und hörte; nur konnte ich die Augen nicht öffnen, nicht sprechen, mich nicht bewegen; ich war wie in eine Lethargie versunken."

„Tronchin hat mir in der That von Personen erzählt, welche in eine Lethargie verfallen waren und lebendig begraben wurden," sagte die Prinzessin.

„Fahre fort Lorenza."

„Meine Mutter gerieth in Verzweiflung und wollte nicht an meinen Tod glauben; sie erklärte sie würde die

nächste Nacht und den kommenden Tag noch bei mir zubringen. Sie that, wie sie gesagt hatte, aber die sechs und dreißig Stunden, während welcher sie mich bewachte, vergingen, ohne daß ich eine Bewegung machte, ohne daß ich einen Seufzer von mir gab.

„Dreimal kam der Priester und jedes Mal sagte er meiner Mutter, es heiße sich gegen Gott empören, meinen Leib auf der Erde zurückbehalten wollen, während Gott bereits meine Seele habe; denn da ich unter allen Bedingungen des Heils und in dem Augenblick gestorben, wo ich die Worte habe sprechen wollen, welche meinen ewigen Bund mit dem Herrn besiegelten, so zweifle er nicht daran, daß meine Seele geraden Wegs zum Himmel aufgefahren.

„Meine Mutter beharrte so fest auf ihrem Willen, daß es ihr gestattet wurde, noch die Nacht vom Montag auf den Dienstag bei mir zu wachen.

„Am Dienstag befand ich mich immer noch in demselben Zustande der Bewußtlosigkeit.

„Meine Mutter entfernte sich besiegt. Die Nonnen schrieen über Gottlosigkeit. Die Kerzen wurden in der Kapelle angezündet, wo ich nach dem Gebrauche einen Tag und eine Nacht ausgesetzt werden sollte.

„Als meine Mutter weggegangen war, kamen die Leichenbestatterinnen in mein Zimmer; da ich das Gelübde nicht ausgesprochen hatte, so zog man mir ein weißes Kleid an, umgab meine Stirne mit einem Kranze von weißen Rosen, legte meine Arme kreuzweise auf meine Brust und verlangte sodann nach dem Sarg.

„Der Sarg wurde in mein Zimmer gebracht; ein gewaltiger Schauer durchlief meinen ganzen Leib, denn ich wiederhole Ihnen, durch meine geschlossenen Lider sah ich Alles, als ob meine Augen weit geöffnet gewesen wären.

„Man nahm mich und legte mich in den Sarg.

„Dann trug man mich mit entblößtem Antlitz, wie dies bei uns Italienerinnen der Brauch ist, in die Kapelle und stellte meinen Sarg, angezündete Kerzen rings um

mich her und einen Weihkessel zu meinen Füßen, mitten in das Chor.

„Den ganzen Tag kamen die Bauern von Subiaco in die Kapelle, beteten für mich und sprengten Weihwasser auf meinen Leib.

„Es kam der Abend. Die Besuche hörten auf; man schloß die Thüren der Kapelle, mit Ausnahme der kleinen Pforte, von innen, und die Schwester Krankenwärterin blieb allein bei mir.

„Ein furchtbarer Gedanke erfüllte mich während meines Schlummers, der Gedanke, daß am andern Tage die Beerdigung stattfinden sollte, und ich fühlte, daß ich lebendig begraben werden würde, wenn mir nicht eine unbekannte Macht zu Hülfe käme.

„Ich hörte eine nach der andern die Stunden schlagen: es schlug neun Uhr, dann zehn Uhr, dann eilf Uhr.

„Jeder Schlag wiederhallte in meinem Herzen; denn ich hörte gräßlicher Weise mein eigenes Todtengeläute.

„Wie gewaltig ich mich anstrengte, um diesen eisigen Schlaf zu besiegen, um die ehernen Bande zu brechen, die mich im Grunde meines Sarges gefesselt hielten, weiß nur Gott allein, doch er sah es, denn er hatte Mitleid mit mir.

„Es schlug Mitternacht.

„Bei dem ersten Schlage kam es mir vor, als würde mein ganzer Körper von einer krampfhaften Bewegung der ähnlich geschüttelt, welche ich gewöhnlich fühlte, wenn sich mir Acharat näherte; dann empfand ich eine Erschütterung im Herzen, dann sah ich ihn an der Thüre der Kapelle erscheinen."

„Und es war ein Schrecken, was Dich hiebei erfaßte?" fragte der Graf von Fönir.

„Nein, es war Glück, es war Freude, es war Begeisterung, denn ich begriff, daß er kam, um mich dem verzweiflungsvollen Tode zu entreißen, den ich so sehr befürchtete. Er ging langsam auf meinen Sarg zu, schaute

mich einen Augenblick mit einem Lächeln voll Traurigkeit an und sprach:

„Stehe auf und gehe."

„Die Bande, welche meinen Leib gefesselt hielten, brachen sich sogleich; bei dieser mächtigen Stimme stand ich auf und setzte einen Fuß aus meinem Sarge.

„„Bist Du glücklich, daß Du lebst?"" fragte er mich.

„„Ah! ja,"" antwortete ich.

„„Nun, so folge mir.""

„An den Leichendienst gewöhnt, den sie bei mir verrichtete, wie sie ihn bei so vielen andern Schwestern verrichtet hatte, schlief die Krankenwärterin auf einem Stuhle. Ich ging an ihr vorüber, ohne sie aufzuwecken, und folgte demjenigen, welcher mich zum zweiten Male dem Tode entriß.

„Wir kamen in den Hof. Ich sah den mit glänzenden Sternen besäten Himmel wieder, den ich wiederzusehen nicht mehr gehofft hatte. Ich fühlte die frische Nachtluft, welche die Todten nicht mehr fühlen, während sie für das Leben so süß ist."

„„Ehe Du dieses Kloster verlässest,"" fragte er mich, „„wähle zwischen Gott und mir. Willst Du Nonne werden? Willst Du mir folgen?""

„Ich will Dir folgen," antwortete ich.

„„So komm,"" sprach er zum zweiten Male.

„Wir gelangten zu der Pforte des Thurms; sie war geschlossen.

„„Wo sind die Schlüssel?"" fragte er mich.

„„In den Taschen der Schwester Pförtnerin.""

„„Und wo sind diese Taschen?""

„„Auf einem Stuhle bei Ihrem Bett.""

„„Gehe geräuschlos zu ihr, nimm die Schlüssel, wähle den der Pforte und bring ihn mir.""

„Ich gehorchte. Die Thüre der Loge war nicht von innen geschlossen. Ich trat ein und ging gerade auf den Stuhl zu. Ich durchsuchte die Taschen, fand die Schlüssel

und unter dem Bunde den des Thurmes und brachte ihn zurück.

„Fünf Minuten nachher öffnete sich der Thurm und wir befanden uns auf der Straße.

„Dann nahm ich ihn beim Arm und wir eilten an das äußerste Ende des Dorfes Subiaco. Hundert Schritte von dem letzten Hause wartete eine bespannte Postchaise. Wir stiegen ein, und sie entfernte sich im Galopp."

„Und es wurde Ihnen keine Gewalt angethan, es wurde keine Drohung ausgesprochen, Sie folgten diesem Mann freiwillig?"

Lorenza blieb stumm.

„Ihre königliche Hoheit fragt Dich, Lorenza, ob ich Dich durch eine Drohung oder eine Gewaltthat gezwungen habe, mir zu folgen?"

„Nein."

„Und warum folgten Sie ihm?"

„Sage, warum Du mir gefolgt bist."

„Weil ich Dich liebte," sprach Lorenza.

Der Graf von Fönix wandte sich mit einem triumphirenden Lächeln gegen die Prinzessin um.

LII.

Seine Eminenz der Cardinal von Rohan.

Was unter den Augen der Prinzessin vorging, war so außerordentlich, daß sie, der starke und zugleich zarte Geist, sich fragte, ob der Mann, den sie vor sich sah, nicht wirklich ein Zauberer wäre, der über die Herzen und Geister nach seinem Willen verfügte.

Doch der Graf von Fönix wollte nicht hiebei stehen bleiben.

„Das ist noch nicht Alles, Madame," sagte er, „Eure Hoheit hat aus dem Munde von Lorenza nur einen Theil unserer Geschichte gehört; sie könnte Zweifel hegen,

wenn sie aus ihrem Munde nicht auch das Uebrige hören würde."

Dann wandte er sich gegen die junge Frau um und sprach:

„Erinnerst Du Dich unserer Reise, liebe Lorenza, und daß wir mit einander Mailand, den Laco Maggiore, das Berner Oberland, den Rigi und den herrlichen Rhein, der die Tiber des Norden ist, besucht haben?"

„Ja," sprach die junge Frau mit ihrem monotonen Ausdruck.

„Nicht wahr, mein Kind, fortgezogen durch diesen Mann? Sie wichen einer unwiderstehlichen Kraft, von der Sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnten?" fragte die Prinzessin.

„Warum glauben Sie das, Madame, während Alles, was Eure Hoheit gehört, ihr das Gegentheil beweist? Wenn Sie übrigens einen fühlbareren Beweis, einen materiellen Zeugen brauchen, so nehmen Sie diesen Brief von Lorenza. Ich säh mich gegen meinen Willen genöthigt, sie in Mainz zu lassen; sie beklagte meine Abwesenheit und sehnte sich nach mir, denn in meiner Abwesenheit schrieb sie mir dieses Billet, welches Eure Hoheit lesen mag."

Der Graf zog einen Brief aus seinem Portefeuille und übergab ihn der Prinzessin.

Die Prinzessin las:

„Komm zurück, Acharat, Alles fehlt mir, wenn Du mich verläßt. Mein Gott! wann werde ich für die Ewigkeit Dir gehören?

„Lorenza."

Der Prinzessin stand, die Flamme des Zornes auf der Stirne, auf und näherte sich Lorenza, mit dem Billet in der Hand.

Diese ließ sie auf sich zukommen, ohne sie zu sehen, ohne sie zu hören; sie schien nur den Grafen zu sehen und zu hören.

„Ich begreife," sprach rasch derjenige, welcher ent-

schlossen schien, sich bis zum Ende zum Dolmetscher der jungen Frau zu machen: „Eure Hoheit zweifelt und will wissen, ob das Billet wirklich von ihr ist; Eure Hoheit wird von ihr selbst Aufklärung erhalten. Lorenza antworte, wer hat dieses Billet geschrieben?"

Er nahm das Billet und drückte es in die Hand seiner Frau, welche diese Hand sogleich auf ihr Herz legte.

„Lorenza," sprach sie.

„Und Lorenza weiß, was in diesem Briefe steht?"

„Gewiß."

„Nun so sage der Prinzessin, was in dem Briefe steht, damit sie nicht glaube, ich täusche sie, wenn ich behaupte, Du liebest mich. Sage es ihr, ich will es."

Lorenza schien eine Anstrengung zu machen; dann las sie, ohne das Billet zu entfalten, ohne ihre Augen darauf zu richten:

„Komm zurück, Acharat, Alles fehlt mir, wenn Du mich verläßt. Mein Gott, wann werde ich für die Ewigkeit Dir gehören?

„Lorenza."

„Das ist nicht zu glauben," sprach die Prinzessin, „und ich glaube Ihnen nicht, denn in Allem dem liegt etwas Unerklärliches, Uebernatürliches."

„Es war dieser Brief," fuhr der Graf von Fönix fort, als hätte er Madame Louise nicht gehört, „was mich bestimmte, unsere Verbindung zu beschleunigen. Ich liebte Lorenza ebenso sehr, als sie mich liebte. Unsere Stellung war eine falsche. Ueberdies konnte mir bei dem abenteuerlichen Leben, das ich führe, ein Unglück begegnen; ich konnte sterben, und wenn ich starb, sollten nach meinem Wunsche alle meine Güter Lorenza gehören: sobald wir nach Straßburg kamen, heiratheten wir uns auch."

„Sie heiratheten sich?"

„Ja."

„Unmöglich."

„Warum dies, Madame?" versetzte lächelnd der Graf,

„ich frage Sie, was war dabei Unmögliches, daß der Graf von Fönix Lorenza Feliciani heirathete?"

„Sie hat mir selbst gesagt, sie sei nicht Ihre Frau."

Der Graf wandte sich ohne der Prinzessin zu antworten an Lorenza und fragte sie:

„Erinnerst Du Dich, an welchem Tage wir uns heiratheten?"

„Ja," antwortete sie, „es war am dritten Mai."

„Wo dies?"

„In Straßburg."

„In welcher Kirche?"

„In der Kathedrale selbst, in der St. Johanns-Kapelle."

„Leistetest Du irgend einen Widerstand gegen diese Verbindung?"

„Nein; ich war zu glücklich."

„Siehst Du, Lorenza," fuhr der Graf fort, „die Prinzessin glaubt, man habe Dir Gewalt angethan. Man hat ihr gesagt, Du hassest mich."

Und während der Graf diese Worte sprach, nahm Lorenza bei der Hand.

Der Leib der jungen Frau zitterte ganz vor Glück.

„Ich Dich hassen!" sprach sie, „Oh! nein, ich liebe Dich. Du bist gut, Du bist edelmüthig, Du bist mächtig."

„Und seitdem Du meine Frau bist, sprich, Lorenza, habe ich je meine Gattenrechte mißbraucht?"

„Nein, Du hast mich geehrt wie Deine Tochter, und ich bin eine reine, fleckenlose Freundin."

Der Graf wandte sich gegen die Prinzessin um, als wollte er zu ihr sagen: „Sie hören?"

Von einem Schrecken ergriffen, wich sie bis zu den Füßen des elfenbeinernen Christus zurück, der auf einem Grund von schwarzem Sammet an der Wand des Kabinets befestigt war.

„Ist das Alles, was Eure Hoheit zu wissen wünscht?" sprach der Graf, indem er die Hand von Lorenza wieder fallen ließ.

„Mein Herr," rief die Prinzessin, „nähern Sie sich mir nicht, und Sie auch nicht."

In diesem Augenblick hörte man das Geräusch eines Wagens, der vor der Abtei hielt.

„Ah!" rief die Prinzessin, „das ist der Cardinal, „wir werden endlich erfahren, woran wir uns zu halten haben."

Der Graf von Fönix verbeugte sich, sprach einige Worte zu Lorenza und wartete mit der Ruhe eines Mannes, der die Gabe besäße, die Ereignisse zu leiten und zu beherrschen.

Einen Augenblick nachher öffnete sich die Thüre und man meldete Seine Eminenz den Herrn Cardinal von Rohan.

Durch die Gegenwart eines Dritten beruhigt, nahm die Prinzessin wieder ihren Platz in ihrem Lehnstuhl und sprach:

„Laßt ihn eintreten."

Der Cardinal trat ein. Doch er hatte nicht sobald die Prinzessin begrüßt, als er Balsamo erblickend erstaunt ausrief:

„Ah! Sie sind es, mein Herr?"

„Sie kennen den Herrn?" fragte die Prinzessin.

„Ja," antwortete der Cardinal.

„Dann werden Sie uns sagen, wer er ist?" rief die Prinzessin.

„Nichts ist leichter," sagte der Cardinal, „der Herr ist ein Zauberer."

„Ein Zauberer!" murmelte die Prinzessin.

„Verzeihen Sie, Madame!" sagte der Graf, „Seine Eminenz wird sich sogleich erklären und zwar, wie ich hoffe, zur Befriedigung von Jedermann."

„Sollte der Herr Ihrer königlichen Hoheit auch eine Weissagung gemacht haben, daß ich sie in diesem Grade verstört sehe?"

„Den Trauschein! auf der Stelle den Trauschein!" rief die Prinzessin.

Der Cardinal schaute sie erstaunt an, denn er wußte nicht, was dieser Ausruf bedeuten sollte.

„Hier ist er," sprach der Graf, und bot den Schein dem Cardinal.

„Mein Herr," sprach die Prinzessin, „es handelt sich darum, zu wissen, ob diese Unterschrift gut, und ob dieser Schein gültig ist?"

Der Cardinal las das Papier, das ihm die Prinzessin reichte.

„Das ist ein in aller Form abgefaßter Trauschein, und diese Unterschrift ist die von Herrn Remy, dem Pfarrer der St. Johannes-Kapelle; doch was ist Eurer Hoheit daran gelegen?"

„Oh! es liegt mir viel daran, mein Herr; die Unterschrift ist also . . ."

„Sie ist gut, doch nichts sagt mir, sie sei nicht erpreßt worden."

„Erpreßt, nicht wahr? das ist möglich," rief die Prinzessin.

„Und die Einwilligung von Lorenza ebenfalls, nicht wahr?" sprach der Graf mit einer Ironie, welche unmittelbar an die Prinzessin gerichtet war.

„Doch sagen Sie, Herr Cardinal, durch welche Mittel hätte man diese Unterschrift erpressen können; wissen Sie das?"

„Durch diejenigen, welche diesem Herrn zu Gebot stehen, durch magische Mittel."

„Magische! Cardinal, behaupten Sie . . ."

„Der Herr ist ein Zauberer, ich habe es gesagt und widerrufe nicht."

„Eure Eminenz scherzt."

„Nein, und zum Beweise diene, daß ich in ihrer Gegenwart eine ernste Erklärung mit ihm haben werde."

„Ich wollte sie von Eurer Eminenz verlangen," versetzte der Graf.

„Vortrefflich; doch vergessen Sie nicht, daß ich es [illegible]n, welcher fragt," sagte hochmüthig der Cardinal.

„Und ich," entgegnete der Graf, „vergessen Sie nicht, daß ich alle Ihre Fragen selbst vor Ihrer Hoheit beantworten werde, wenn Sie darauf bestehen; aber ich bin fest überzeugt, Sie werden nicht darauf bestehen."

Der Cardinal erwiederte lächelnd:

„Mein Herr, die Rolle eines Zauberers ist in unserer Zeit schwer zu spielen. Ich sah Sie bei der Arbeit; Sie hatten großen Erfolg; doch ich sage Ihnen zum Voraus, nicht Jedermann wird die Geduld und besonders den Edelmuth der Frau Dauphine haben."

„Der Frau Dauphine!" rief die Prinzessin.

„Ja, Madame," sprach der Graf, „ich habe die Ehre gehabt, Ihrer Königlichen Hoheit vorgestellt zu werden."

„Und wie haben Sie diese Ehre anerkannt? Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie."

„Ah!" erwiederte der Graf, „schlechter als ich wollte; denn ich hege keinen persönlichen Haß gegen die Menschen, und besonders gegen die Frauen."

„Aber was hat denn der Herr meiner erhabenen Nichte gethan?" sagte Madame Louise.

„Madame," antwortete der Graf, „ich habe das Unglück gehabt, ihr die Wahrheit zu sagen, die sie von mir verlangte."

„Ja, die Wahrheit, eine Wahrheit, wegen der sie in Ohnmacht gefallen ist."

„Ist das mein Fehler," entgegnete der Graf mit jener mächtigen Stimme, welche in gewissen Augenblicken so gut donnerte, „ist es mein Fehler, wenn diese Wahrheit so furchtbar war, daß sie eine solche Wirkung hervorbringen mußte? Habe ich die Prinzessin aufgesucht? Habe ich ihr vorgestellt zu werden verlangt? Nein, ich vermied sie im Gegentheil; man führte mich beinahe mit Gewalt zu ihr; sie befragte mich gleichsam befehlsweise."

„Aber was war denn die furchtbare Wahrheit, die Sie ihr gesagt haben?" fragte die Prinzessin.

„Diese Wahrheit, Madame, ist der Schleier der Zukunft, den ich zerrissen habe.“

„Der Zukunft?“

„Ja, Madame, der Zukunft, welche Eurer Königlichen Hoheit so bedrohlich vorkam, daß sie in ein Kloster zu fliehen, sie am Fuße der Altäre durch ihre Gebete und ihre Thränen zu bekämpfen suchte.“

„Mein Herr!“

„Ist es mein Fehler, Madame, wenn diese Zukunft, welche Sie als eine Heilige geahnet haben, mir dem Propheten enthüllt worden ist, und wenn die Frau Dauphine erschrocken über diese Zukunft, welche sie persönlich bedroht, in Ohnmacht fiel, als sie ihr enthüllt wurde?“

„Sie hören,“ sagte der Cardinal.

„Ach! ach!“ seufzte die Prinzessin.

„Denn ihre Regierung ist verdammt,“ rief der Graf, „als die unglücklichste, unseligste Regierung der ganzen Monarchie.“

„Mein Herr!“ rief die Prinzessin.

„Was Sie betrifft, Madame,“ fuhr der Graf fort, „vielleicht haben Ihre Gebete Gnade erlangt, doch Sie werden nichts von Allem dem sehen, denn Sie sind in den Armen des Herrn, wenn diese Dinge sich ereignen. Beten Sie, Madame, beten Sie!“

Beherrscht durch diese prophetische Stimme, welche so gut den Bangigkeiten ihrer eigenen Seele entsprach, fiel die Prinzessin vor dem Crucifix auf die Kniee und fing wirklich an, inbrünstig zu beten.

Da wandte sich der Graf gegen den Cardinal, ging ihm in eine Fenstervertiefung voran und sprach:

„Nun ist die Reihe an uns, Herr Cardinal; was wollen Sie von mir?“

Der Cardinal trat zu dem Grafen.

Die Personen waren folgendermaßen gestellt:

Die Prinzessin betete inbrünstig am Fuße des Crucifixes; Lorenza stand unbeweglich, stumm, die Augen offen und starr, als ob sie nichts sehen würden, mitten im Zim=

mer. Die zwei Männer waren in der Fenstervertiefung, der Graf auf den Fensterriegel gestützt, der Cardinal halb durch den Vorhang verborgen.

„Was wollen Sie von mir?" wiederholte der Graf, „sprechen Sie."

„Ich will wissen, wer Sie sind."

„Sie wissen es."

„Ich?"

„Allerdings. Haben Sie nicht gesagt, ich sei ein Zauberer?"

„Sehr gut. Doch dort nannte man Sie Joseph Balsamo; hier nennt man Sie den Grafen von Fönix."

„Nun, was beweist das? daß ich den Namen geändert habe und sonst nichts."

„Ja; doch wissen Sie daß solche Aenderungen von Seiten eines Mannes wie Sie Herrn von Sartines viel zu denken geben dürften?"

Der Graf lächelte.

„Oh! mein Herr, das ist ein kleiner Krieg für einen Rohan! Wie, Eure Eminenz argumentirt über Worte! **Verba et voces**, sagt der Lateiner. Hat man mir nichts Schlimmeres vorzuwerfen?"

„Sie werden, glaube ich, spöttisch," sagte der Cardinal.

„Ich werde es nicht, das ist mein Charakter."

„Dann will ich mir ein Vergnügen bereiten."

„Welches?"

„Ich werde machen, daß Sie Ihren Ton herabstimmen."

„Machen Sie das, mein Herr."

„Ich bin überzeugt, ich huldige dadurch der Frau Dauphine."

„Das wird durchaus nicht unnütz sein, so wie Sie mit ihr stehen," versetzte Balsamo phlegmatisch.

„Und wenn ich Sie verhaften ließe, mein Herr Planetenleser, was würden Sie sagen?"

„Ich würde sagen, Sie haben sehr Unrecht, Herr Cardinal."

„In der That!" versetzte die Eminenz mit einer niederschmetternden Verachtung; „und wer würde das finden?"

„Sie selbst, Herr Cardinal."

„Ich gebe auf der Stelle Befehl dazu, dann wird man genau erfahren, wer der Baron Joseph Balsamo, Graf von Fönix, der erhabene Sprößling eines Stammbaumes ist, dessen Samen ich auf keinem genealogischen Felde Europas gefunden habe."

„Mein Herr, warum haben Sie sich nicht bei Ihrem Freund dem Herrn von Breteuil nach mir erkundigt?"

„Herr von Breteuil ist nicht mein Freund."

„Das heißt, er ist es nicht mehr, aber er war es, und zwar einer Ihrer besten Freunde; denn Sie hatten ihm einen gewissen Brief geschrieben."

„Welchen Brief?" fragte der Cardinal, näher tretend.

„Noch näher, Herr Cardinal, noch näher; ich möchte nicht gern laut sprechen, denn ich befürchte, ich könnte Sie gefährden."

Der Cardinal näherte sich dem Grafen noch mehr.

„Welchen Brief meinen Sie?" sagte er.

„Oh! Sie wissen es wohl."

„Sprechen Sie immerhin."

„Nun! einen Brief, den Sie von Wien nach Paris schrieben, um die Heirath des Dauphin zu hintertreiben."

Der Prälat machte eine Bewegung des Schreckens.

„Dieser Brief . . .?" stammelte er.

„Ich weiß ihn auswendig."

„Das ist ein Verrath von Herrn von Breteuil."

„Warum dies?"

„Weil ich ihn, als die Heirath beschlossen war, zurückforderte."

„Und er sagte Ihnen?"

„Er sei verbrannt."

„Er wagte es nicht, Ihnen zu sagen, er sei verloren gegangen."

„Verloren gegangen?"

„Ja . . . Sie begreifen, ein verlorener Brief kann wiedergefunden werden."

„Somit ist der Brief, den ich an Herrn von Breteuil geschrieben habe . . .?"

„Ja."

„Von dem er mir sagte, er habe ihn verbrannt . . .?"

„Ja."

„Und den er verloren hatte . . .?"

„Von mir gefunden worden. Oh! mein Gott! durch einen Zufall, als ich durch den Marmorhof in Versailles ging."

„Und Sie haben ihn nicht wieder Herrn von Breteuil zustellen lassen?"

„Ich habe mich wohl gehütet."

„Warum dies?"

„Weil ich in meiner Eigenschaft als Zauberer wußte, daß Eure Eminenz, der ich so wohl will, mir auf den Tod grollte; Sie begreifen daher? Ein entwaffneter Mann, welcher weiß, daß er einen Wald durchwandernd angegriffen werden wird, und am Saume dieses Waldes eine geladene Pistole findet . . ."

„Nun?"

„Dieser Mann ist ein Dummkopf, wenn er die Pistole aus den Händen läßt."

Den Cardinal ergriff ein Schwindel, und er stützte sich auf das Fenstergesimse.

Nach einem Augenblick des Zögerns, dessen Veränderungen der Graf auf seinem Gesichte verschlang, sprach er:

„Es sei. Doch man soll nicht sagen, ein Prinz meines Hauses habe sich vor der Drohung eines Charlatan gebeugt. Mag dieser Brief verloren gegangen sein, mögen Sie ihn gefunden haben, sollte er der Frau Dauphine selbst gezeigt werden, sollte mich dieser Brief als Politiker zu Grunde richten, ich werde meine Rolle als redlicher Unterthan, als getreuer Botschafter behaupten. Ich werde sagen, was wahr ist, nämlich, daß ich diese Verbindung den Interessen meines Landes schädlich gefunden habe, und mein Land wird mich beschützen, oder beklagen."

„Und wenn sich Jemand fände,“ versetzte der Graf, „welcher behaupten würde, jung, schön, galant, in Betracht seines Namens Rohan und seines Titels als Prinz nichts fürchtend, habe der Botschafter dies nicht gesagt, weil er die österreichische Verbindung als den Interessen Frankreichs schädlich betrachtet, sondern weil dieser stolze Botschafter, Anfangs von der Erzherzogin Marie Antoinette liebreich aufgenommen, die Eitelkeit gehabt habe, in dieser Freundlichkeit etwas mehr zu sehen, als . . . . Freundlichkeit, was wird dann der getreue Unterthan, der redliche Botschafter sagen?“

„Er wird leugnen, mein Herr; denn von dem Gefühle, von welchem Sie behaupten, es habe bestanden, ist kein Beweis mehr übrig.“

„Ah! doch, mein Herr, Sie täuschen sich; es bleibt die Kälte der Frau Dauphine gegen Sie übrig.“

Der Cardinal zögerte.

„Hören Sie, mein Prinz,“ sagte der Graf, „glauben Sie mir, statt uns zu entzweien, wie es bereits geschehen wäre, wenn ich nicht mehr Klugheit besäße, als Sie, bleiben wir gute Freunde.“

„Gute Freunde?“

„Warum nicht? Die guten Freunde sind diejenigen, welche uns Dienste leisten.“

„Habe ich je solche von Ihnen gefordert?“

„Sie hatten Unrecht; denn seit den zwei Tagen, die Sie in Paris sind . . .“

„Ich?“

„Ja, Sie. Ei, mein Gott! warum wollen Sie mir das verbergen, mir, der ich ein Zauberer bin? Sie haben die Prinzessin in Soissons verlassen, Sie sind mit Post durch Villers-Cotterets und Damartin, das heißt auf dem kürzesten Wege nach Paris gekommen und haben von ihren guten Freunden in Paris Dienste verlangt, die sie Ihnen verweigerten. Nach welcher Weigerung Sie wieder mit Post nach Compiègne abgereist sind, und zwar in Verzweiflung.“

Der Cardinal schien vernichtet.

„Und welche Art von Diensten konnte ich denn von Ihnen erwarten, wenn ich mich an Sie gewendet hätte?" fragte er.

„Die Dienste, die man von einem Mann verlangt, welcher Gold macht!"

„Und was nützt es mich, daß Sie Gold machen?"

„Pest! wenn man fünfmal hundert tausend Franken in acht und vierzig Stunden zu bezahlen hat; sind es fünfmal hundert tausend Franken?"

„Ja, es ist so."

Sie fragen, wozu es nütze, einen Freund zu haben, welcher Gold macht? Es nützt dazu, daß man die fünfmal hundert tausend Franken, die man bei Niemand hat finden können, bei ihm finden wird."

„Und wo dies?" fragte der Cardinal.

„In der Rue Saint-Claude, im Marais."

„Woran werde ich das Haus erkennen?"

„An einem Greifenkopf von Bronze, der als Klopfer an der Thüre dient."

„Wann kann ich mich dort einfinden?"

„Uebermorgen, Monseigneur, gegen sechs Uhr Abends, und denn . . ."

„Und dann?"

„So oft es Ihnen Vergnügen macht, dahin zu kommen. Doch sehen Sie, unsere Unterredung endigt zu rechter Zeit, denn die Prinzessin hat so eben ihr Gebet beschlossen."

Der Cardinal war besiegt; er versuchte es nicht länger, zu widerstehen, näherte sich der Prinzessin und sprach:

„Madame, ich bin genöthigt, zu gestehen, daß der Herr Graf von Fönix vollkommen Recht hat, daß der Schein, den er bei sich trägt, durchaus gültig ist, und daß mich die Erklärungen, die er mir gegeben, völlig befriedigt haben."

Der Graf verbeugte sich.

„Was befiehlt Eure Königliche Hoheit?" fragte er.

„Ein letztes Wort zu dieser jungen Frau."

Der Graf verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung.

„Sie wollen aus eigenem Antrieb und freiem Willen das Kloster von Saint-Denis verlassen, wohin Sie gekommen sind, um sich eine Zufluchtsstätte von mir zu erbitten?"

„Ihre Hoheit fragt," sprach rasch Balsamo, „ob Du aus freiem Willen das Kloster von Saint-Denis verlassen wollest, wohin Du gekommen, um Dir eine Zufluchtsstätte zu erbitten. Antworte, Lorenza."

„Ja, mit meinem freien Willen," sprach die junge Frau.

„Und dies um Ihrem Gatten, dem Grafen von Fönix, zu folgen?"

„Und dies um mir zu folgen?" wiederholte der Graf.

„Oh! ja," sprach die junge Frau.

„Dann halte ich keines von Beiden zurück," sprach die Prinzessin, „denn dies hieße den Gefühlen Gewalt anthun. Doch wenn Etwas in Allem dem ist, was aus der natürlichen Ordnung der Dinge heraustritt, so falle die Strafe des Herrn auf denjenigen, welcher zu seinen Gunsten oder in seinen Interessen die Harmonie der Natur gestört hat. Gehen Sie, Herr Graf von Fönix, gehen Sie, Lorenza Feliciani, ich halte Sie nicht zurück . . . Nur nehmen Sie Ihre Juwelen wieder."

„Sie gehören den Armen, Madame," sprach der Graf von Fönix, „und von Ihren Händen vertheilt, wird das Almosen Gott zweimal angenehm sein. Ich verlange nur mein Pferd Dscherid."

„Sie können es im Vorübergehen fordern, mein Herr. Gehen Sie!"

Der Graf verbeugte sich vor der Prinzessin und bot seinen Arm Lorenza; diese stützte sich darauf und ging weg, ohne ein Wort zu sprechen.

„Ah! Herr Cardinal!" sagte die Prinzessin, traurig den Kopf schüttelnd, „es gibt unbegreifliche, unselige Dinge in der Luft, die wir einathmen."

LIII.

Die Rückkehr von Saint-Denis.

Gilbert war, wie wir erzählt haben, in die Menge zurückgekehrt, als er Philipp verließ.

Doch es war diesmal nicht mehr das vor Erwartung und Freude hüpfende Herz, was er in die brausende Woge warf, sondern die Seele, geschworen durch einen Schmerz, den der gute Empfang von Philipp und seine freundlichen Anerbietungen nicht zu mildern vermocht hatten.

Andrée vermuthete nicht, daß sie grausam gegen Gilbert gewesen war. Die schöne, reine Jungfrau wußte durchaus nicht, daß es zwischen ihr und dem Sohne ihrer Amme irgend einen Berührungspunkt weder in Beziehung auf den Schmerz, noch in Beziehung auf die Freude geben könnte. Sie zog über niedere Sphären hin und warf auf sie ihren Schatten, oder ihr Licht, je nachdem sie selbst lächelnd oder traurig war. Diesmal hatte der Schatten ihrer Verachtung Gilbert eisig durchdrungen, und da sie nur den Impuls ihrer eigenen Natur befolgt, so wußte sie selbst nicht, daß sie verächtlich gewesen.

Aber Gilbert hatte wie ein entwaffneter Athlet im vollen Herzen Blicke der Verachtung und stolze Worte empfangen, und Gilbert besaß noch nicht genug Philosophie, um sich nicht, ganz blutend wie er war, den Trost der Verzweiflung zu geben.

Von dem Augenblick an, wo er in die Menge zurückgekehrt war, kümmerte er sich weder mehr um Pferde noch um Menschen. Er raffte alle seine Kräfte zusammen und stürzte, auf die Gefahr zu verirren oder sich zermalmen zu lassen, wie ein verwundeter Eber durch das Volk, und brach sich so Bahn.

Als die dichtesten Volkshaufen durchbrochen waren, fing der junge Mann an, freier zu athmen, schaute umher, sah den grünen Rasen, die Einsamkeit und das Wasser.

Ohne zu wissen, wohin er ging, war er bis zur Seine

gelaufen und befand sich nun ungefähr der Ile de Saint-Denis gegenüber. Erschöpft, nicht von der Müdigkeit des Körpers, sondern von den Qualen des Geistes, sank er auf den Boden, schloß seinen Kopf in seine beiden Hände und fing an wüthend zu brüllen, als ob diese Sprache des Löwen besser seine Schmerzen ausdrückte, denn das Geschrei und das Wort des Menschen.

War nicht in der That die ganze schwankende, unentschiedene Hoffnung, welche einen verstohlenen Schimmer auf die Wünsche hatte fallen lassen, von denen er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben wagte, war nicht diese ganze Hoffnung erloschen? Auf welche Stufe der gesellschaftlichen Leiter Gilbert auch durch die Kraft des Genies, der Wissenschaft oder des Studiums stieg, er blieb immer Gilbert für Andrée, das heißt ein Ding oder ein Mensch, dies waren ihre eigenen Ausdrücke, um welchen sich zu bekümmern ihr Vater Unrecht gehabt, da es sich nicht der Mühe lohnte, die Augen bis zu ihm zu erniedrigen.

Einen Augenblick hatte er geglaubt, wenn sie ihn in Paris sähe, wenn sie hörte, er sei zu Fuß gekommen, wenn sie seinen Entschluß, mit seiner Dunkelheit zu kämpfen, bis er sie überwunden, erführe, so würde Andrée dieser Anstrengung Beifall spenden. Und nun hatte nicht nur das macte animo bei dem edlen Kinde seinen Erfolg verfehlt, sondern er hatte für so viel Kraftaufwand und eine so erhabene Entschlossenheit nichts geerntet, als die verächtliche Gleichgültigkeit, welche Andrée stets gegen den Gilbert von Taverney geoffenbart.

Mehr noch, hatte sie sich nicht beinahe geärgert, als sie erfahren, daß seine Augen die Kühnheit gehabt hatten, in ihr Notenbuch zu schauen? Hätte Gilbert das Notenbuch nur mit der Fingerspitze berührt, so wäre es ohne Zweifel nur noch zum Verbrennen gut gewesen.

Bei schwachen Herzen sind eine Täuschung, eine Verrechnung nichts Anderes, als ein Schlag, unter welchem sich die Liebe beugt, um sich stärker und beharrlicher wieder zu erheben. Sie offenbaren ihre Leiden durch Klagen,

durch Thränen, sie haben die Passivität des Lammes unter dem Messer. Mehr noch, die Liebe dieser Märtyrer vergrößert sich häufig durch Schmerzen, welche sie tödten sollten; sie sagen, ihre Sanftmuth werde ihre Belohnung finden; diese Belohnung ist das Ziel, auf das sie losgehen, mag der Weg gut oder schlecht sein; nur werden sie, wenn der Weg schlecht ist, später ankommen, doch sie werden ankommen.

Nicht so ist es mit den starken Herzen, mit den eigenwilligen Temperamenten, mit den mächtigen Organisationen. Solche Herzen erzürnen sich bei dem Anblick ihres fließenden Blutes, und ihre Energie erhält einen so wilden Zuwachs, daß man sie von da an mehr für gehässig, als für liebend halten sollte. Man darf sie deshalb nicht anklagen: bei ihrem berühren sich die Liebe und der Haß so nahe, daß sie den Uebergang von der einen zum andern nicht fühlen.

Wußte Gilbert, als er sich niedergeschmettert von seinen Schmerzen auf dem Boden wälzte, wußte er, ob er Andrée liebte oder haßte? Nein, er litt nur. Doch da er einer langen Geduld nicht fähig war, so warf er sich aus seiner Niedergeschlagenheit heraus, um auf irgend einen energischen Entschluß zu sinnen und diesen zu verfolgen.

„Sie liebt mich nicht," dachte er, „das ist wahr; aber ich konnte, ich durfte auch gar nicht darauf hoffen, sie würde mich lieben; ich hatte nur das Recht, von ihr die zarte Theilnahme zu verlangen, die man den Unglücklichen spendet, welche die Kraft haben, gegen ihr Mißgeschick zu ringen. Was ihr Bruder begriffen hat, hat sie nicht begriffen. Er sagte mir: „„Wer weiß? vielleicht wirst Du ein Colbert, ein Vauban werden!"" Wenn ich das Eine oder das Andere würde, so ließe er mir Gerechtigkeit widerfahren und gäbe mir seine Schwester als Belohnung für den Ruhm, den ich mir erworben, wie er sie gegen meine angeborene Aristokratie gegeben hätte, wenn ich als seines Gleichen auf die Welt gekommen wäre. Doch für sie! oh! ich fühle es wohl. . .

oh! Colbert, oh! Vauban wären für sie immer nur Gilbert, denn, was sie an mir verachtet, ist das, was nichts tilgen, nichts vergolden, nichts bedecken kann . . . es ist die Niedrigkeit meiner Geburt. Als ob ich, vorausgesetzt ich erreiche mein Ziel, nicht mehr hätte wachsen müssen, um bis zu ihr zu gelangen, als wenn ich neben ihr geboren worden wäre. Oh! tolles Geschöpf! wahnsinniges Wesen! Oh! Weib! Weib! das heißt Unvollkommenheit. Trau' diesem schönen Blicke, dieser offenen Stirne, diesem verständigen Lächeln, dieser Haltung einer Königin: das ist Fräulein von Taverney, das heißt eine Frau, welche ihre Schönheit würdig macht, eine Welt zu beherrschen . . . Ihr täuscht Euch: es ist eine in aristokratischen Vorurtheilen aufgeschraubte und darein eingewickelte Person der Provinz. Alle die schönen jungen Leute mit leeren Gehirnen und windigem Geiste, welche alle Mittel besaßen, um Alles zu lernen, und nichts wissen, sind für sie gleichgestellt; diese sind Dinge und Menschen, welchen sie Aufmerksamkeit schenken muß . . . Gilbert ist ein Hund, weniger als ein Hund: sie erkundigte sich, glaube ich, nach Mahon, nach Gilbert hätte sie sich nicht erkundigt. Oh! sie weiß also nicht, daß ich so stark bin als diese Leute, daß ich, wenn ich den ihrigen ähnliche Kleider trage, so schön sein werde, als sie, daß ich überdies einen unbeugsamen Willen besitze, und daß ich, wenn ich will . . .

Ein furchtbares Lächeln trat auf die Lippen von Gilbert, der den Satz unvollendet ließ.

Langsam und die Stirne faltend, senkte er sodann seinen Kopf auf seine Brust.

Was ging in diesem Augenblick in dieser dunkeln Seele vor? Unter welch einem furchbaren Gedanken beugte sich diese bleiche, schon durch die Nachtwachen gelb gewordene, durch das Nachdenken durchfurchte Stirne? Wer wird es sagen?

Etwa der Bootsmann, der auf seinem Fahrzeug, das Lied von Heinrich IV. trällernd, den Fluß hinabsteuerte? Oder die lustige Wäscherin, welche von Saint-Denis zu-

rückkam, nachdem sie den Zug gesehen, und die, sich von ihrem Wege abwendend, um in einiger Entfernung von ihm vorüberzugehen, vielleicht diesen jungen Müßiggänger, der mitten unter Stangen, welche mit Wäsche beladen waren, auf dem Rasen ausgestreckt lag, für einen Dieb hielt?

Nach einer halben Stunde tiefen Nachsinnens erhob sich Gibert kalt und entschlossen; er stieg zur Seine hinab, trank reichlich Wasser, schaute dann umher und sah zu seiner Linken die fernen Wogen des Volkes beim Ausgange von Saint-Denis.

Mitten unter dieser Menge unterschied man die ersten Carrossen, welche, von den Schaaren bedrängt, im Schritte fuhren; sie folgten der Straße nach Saint-Ouen.

Nach dem Willen der Dauphine sollte ihr Einzug ein Familienfest sein. Die Familie bediente sich auch ihres Vorrechts; man sah, wie sie sich so nahe zu dem königlichen Schauspiele stellte, daß viele Pariser auf die Sitze der Livreebedienten stiegen und sich, ohne deshalb beunruhig zu werden, an die schweren Tragriemen der Wagen hingen.

Gilbert hatte bald die Carrosse von Andrée erkannt. Philipp galoppirte oder tänzelte vielmehr an dem Wagenschlage.

„Es ist gut," sagte er, „ich muß wissen, wohin sie fährt, und damit ich weiß, wohin sie fährt, muß ich ihr folgen."

Gilbert folgte.

Die Dauphine sollte in der Muette in kleinem Comité mit dem König, dem Dauphin, dem Herrn Grafen von Provence, dem Herrn Grafen d'Artois zu Nacht speisen, wobei Ludwig **XV.** die Schicklichkeit so sehr vergaß, daß er in Saint-Denis die Frau Dauphine einlud, ihr die Liste der Gäste übergab und ihr einen Bleistift mit der Aufforderung reichte, diejenigen von den Gästen, welche ihr nicht genehm wären, auszustreichen.

Als die Dauphine zu dem Namen von Madame Dubarry kam, der den Schluß bildete, fühlte sie, wie ihre

Lippen erbleichten und zitterten; doch unterstützt durch die Instructionen der Kaiserin, ihrer Mutter, rief sie alle ihre Kräfte zu Hülfe, gab mit einem reizenden Lächeln die Liste und den Stift dem König zurück und sagte, sie sei sehr glücklich, mit einem Male in die innige Gemeinschaft seiner Familie aufgenommen zu werden.

Gilbert wußte das nicht, und erst bei der Muette erkannte er die Equipagen von Madame Dubarry und Zamore, der auf seinem großen Schimmel hockte.

Zum Glück war es bereits düster; Gilbert warf sich in ein Gesträuch, legte sich platt auf den Bauch und wartete.

Der König ließ seine Schwiegertochter mit seiner Geliebten zu Nacht speisen, und zeigte sich von einer reizenden Heiterkeit, besonders als er sah, daß die Frau Dauphine Madame Dubarry noch besser aufnahm, als sie es in Compiègne gethan hatte.

Aber der Herr Dauphin schützte, finster und sorgenvoll, ein heftiges Kopfweh vor und entfernte sich, ehe man sich zu Tische gesetzt hatte.

Das Abendbrod dauerte bis eilf Uhr.

Die Leute vom Gefolge, und die stolze Andrée mußte gestehen, daß sie zu diesen Leuten gehörte, die Leute vom Gefolge speisten in den Pavillons bei dem Klang der Musik, die ihnen der König schickte. Da die Pavillons zu klein waren, so nahmen fünfzig Herren ihr Abendbrod an Tischen, die man auf dem Rasen aufgeschlagen hatte, wobei sie von fünfzig Lackeien in königlicher Livree bedient wurden.

Beständig in einem Gebüsch verborgen, verlor Gilbert nichts von diesem Anblick. Er zog aus seiner Tasche ein Stück Brod, das er in Clichy-la-Garenne gekauft hatte, und speiste wie die Andern, während er zugleich die Abfahrenden überwachte.

Die Frau Dauphine erschien nach dem Abendbrod auf dem Balcon: sie hatte sich von ihren Gästen verabschiedet. Der König stand bei ihr, Madame Dubarry hielt sich mit dem Takt, den auch ihre Feinde an ihr be-

wunderten, im Hintergrund des Zimmers und war so aus dem Gesichte gestellt.

Jeder ging unten am Balcon vorüber, um den König und Ihre königliche Hoheit zu begrüßen. Die Frau Dauphine kannte schon viele von denen, welche sie begleitet hatten, der König nannte ihr diejenigen, welche sie nicht kannte. Von Zeit zu Zeit floß ein anmuthiges Wort, ein glücklicher Einfall von ihren Lippen und gewährte den Menschen, an die ihre Rede gerichtet war, Freude.

Gilbert sah von ferne diese ganze Niedrigkeit und sagte sich:

„Ich bin größer, als alle diese Leute da, denn um alles Gold der Welt würde ich nicht thun, was sie thun."

Es kam die Reihe an Herrn von Taverney und seine Familie.

Gilbert erhob sich auf ein Knie.

„Herr Philipp," sprach die Dauphine, „ich gebe Ihnen Urlaub, um Ihren Herrn Vater und Ihr Fräulein Schwester nach Paris zu führen."

Gilbert hörte diese Worte, die in der Stille der Nacht und unter der tiefen Aufmerksamkeit von denjenigen, welche horchten und schauten, an sein Ohr klangen.

Die Frau Dauphine fügte bei:

„Herr von Taverney, ich kann Ihnen noch keine Wohnung geben; reisen Sie daher mit dem Fräulein nach Paris, bis ich mein Haus in Versailles eingerichtet habe; mein Fräulein, denken Sie ein wenig an mich."

Der Baron ging mit seinem Sohn und mit seiner Tochter vorbei. Viele Andere kamen nach ihnen, die Dauphine hatte ihnen ähnliche Dinge zu sagen, aber für Gilbert war dies gleichgültig.

Er schlüpfte aus dem Gesträuche hervor und folgte dem Baron unter dem verworrenen Geräusch von zweihundert Lackeien, die ihren Herren nachliefen, von fünfzig Kutschern, die den Lackeien antworteten, und von sechzig Wagen, welche wie eben so viele Donner auf dem Pflaster rollten.

Da Herr von Taverney einen Wagen von Hofe hatte, so wartete dieser Wagen auf der Seite. Er stieg mit Andrée und Philipp ein, und der Schlag schloß sich hinter ihnen.

„Mein Freund," sagte Philipp zu dem Lackei, der den Schlag schloß, „steigt mit dem Kutscher auf den Bock."

„Warum denn? warum denn?" fragte der Baron.

„Weil der arme Teufel seit dem Morgen steht und folglich sehr müde sein muß," antwortete Philipp.

Der Baron brummte ein paar Worte, welche Gilbert nicht hören konnte. Der Lackei stieg zu dem Kutscher hinauf.

Gilbert näherte sich.

In der Sekunde, wo der Wagen abfahren sollte, sah man, daß einer von den Zugriemen los war. Der Kutscher stieg ab und der Wagen blieb noch einen Augenblick auf der Stelle.

„Es ist sehr spät," sagte der Baron.

„Ich bin furchtbar müde," murmelte Andrée; „werden wir wenigstens ein Lager finden?"

„Ich hoffe es," erwiederte Philipp. „Ich habe la Brie und Nicole unmittelbar von Soissons nach Paris geschickt und ihnen einen Brief an einen meiner Freunde gegeben, den ich beauftragte, einen kleinen Pavillon zu miethen, welchen seine Mutter und seine Schwester im vorigen Jahre bewohnt haben. Es ist keine Luxuswohnung, wohl aber ein bequemer Aufenthaltsort. Sie suchen nicht zu erscheinen, Sie wünschen nur zu warten."

„Es wird meiner Treue immerhin so viel werth sein als Taverney," sprach der Baron.

„Leider, ja, mein Vater," versetzte Philipp mit einem schwermüthigen Lächeln.

„Werde ich Bäume haben?" fragte Andrée.

„Ja, und zwar sehr schöne. Nur dürftest Du dieselben aller Wahrscheinlichkeit nach nicht lange genießen, denn sobald die Heirath vollzogen ist, wirst Du vorgestellt werden."

„Wir machen einen schönen Traum, suchen wir nicht zu frühe daraus zu erwachen. Philipp, hast Du dem Kutscher die Adresse gegeben?“

Gilbert horchte ängstlich.

„Ja, mein Vater,“ sagte Philipp.

Gilbert, der Alles gehört, hatte einen Augenblick die Hoffnung, auch die Adresse zu hören.

„Gleichviel,“ sagte er, „ich werde ihnen folgen. Es ist nur eine Stunde von hier nach Paris.“

Der Zugriemen war wieder befestigt, der Kutscher auf seinen Sitz gestiegen, und der Wagen fing an zu rollen.

Doch die Pferde des Königs gehen rasch, wenn die Reihe sie nicht zwingt, sachte zu gehen, so rasch, daß sie den armen Gilbert an die Straße von Lachaussée, an seine Entkräftung, seine Ohnmacht erinnerten.

Er strengte sich an, erreichte den hinteren Fußtritt, den der müde Lackei leer gelassen hatte, klammerte sich daran, setzte sich auf und fuhr fort.

Aber beinahe in demselben Augenblick kam ihm der Gedanke, er sei hinten auf den Wagen von Andrée, das heißt auf den Platz eines Bedienten gestiegen.

„Nein! nein!“ murmelte der unbeugsame junge Mann, „man soll nicht sagen, ich habe nicht bis zum letzten Augenblick gekämpft; meine Beine sind müde, doch meine Arme sind es nicht.“

Und er faßte mit seinen beiden Händen den Fußtritt, auf den er die Spitze seiner Schuhe gestellt hatte, ließ sich unter dem Sitze fortschleppen, und erhielt sich, trotz der Stöße und Schläge, lieber mit der Kraft seiner Arme in dieser schwierigen Lage, als daß er mit seinem Gewissen capitulirt hätte.

„Ich werde ihre Adresse erfahren,“ murmelte er, „ich werde sie erfahren. Noch eine schlimme Nacht, doch morgen ruhe ich auf meinem Stuhle aus, indem ich Musik abschreibe. Es bleibt mir übrigens Geld, und ich kann mir zwei Stunden Schlaf verschaffen, wenn ich will.“

Dann dachte er, Paris wäre sehr groß, und er würde

vielleicht verloren sein, er, der es nicht kannte, wenn der Baron', sein Sohn und seine Tochter in dem Hause angekommen wären, das Philipp für sie gewählt.

Zum Glück war es bald Mitternacht und der Tag kam um halb vier Uhr Morgens.

Während er dies Alles bedachte, bemerkte Philipp, daß er über einen großen Platz geführt wurde, in dessen Mitte sich eine Reiterstatue erhob.

„Halt, das wird wohl die Place des Victoires sein," sagte er zugleich freudig und überrascht.

Der Wagen drehte sich, Andrée schaute aus dem Kutschenschlag.

Philipp sprach:

„Das ist die Statue des verstorbenen Königs. Wir sind unserem Ziele nahe."

Man fuhr einen ziemlich jähen Abhang hinab; Gilbert wäre beinahe unter die Räder gerollt.

„Wir sind an Ort und Stelle," sprach Philipp.

Gilbert ließ seine Füße die Erde berühren und sprang auf die andere Seite der Straße, wo er sich hinter einem Weichsteine niederkauerte.

Philipp stieg zuerst aus dem Wagen, läutete und empfing, sich umwendend, Andrée in seinen Armen.

Der Baron stieg zuletzt aus.

„Nun!" sagte er, „werden uns diese Maulaffen die Nacht auf der Straße zubringen lassen?"

In diesem Augenblick erklangen die Stimmen von la Brie und Nicole, und eine Thüre öffnete sich.

Die drei Reisenden schlüpften in einen düsteren Hof, dessen Thor sich hinter ihnen schloß. Der Wagen und die Lackeien entfernten sich wieder; sie kehrten zu den Stallungen des Königs zurück.

Das Haus, in welchem die drei Reisenden verschwunden waren, hatte nichts Merkwürdiges; aber der Wagen beleuchtete im Vorüberfahren das Nachbarhaus und Gilbert las: Hotel d'Armenonville.

Er hatte nur noch die Straße in Erfahrung zu bringen.

Er ging an die nächste Ecke, an diejenige, bei welcher der Wagen verschwunden war, und fand zu seinem großen Erstaunen bei dieser Ecke den Brunnen, an welchem er zu trinken pflegte.

Er machte zehn Schritte in einer Straße, welche parallel mit der, die er verlassen, rückwärts ging, und erkannte den Bäcker, bei dem er sein Brod kaufte.

Er zweifelte noch und kehrte bis zur Straßenecke zurück. Bei dem entfernten Schimmer eines Scheinwerfers las er nun auf einem Grunde von weißem Stein die zwei Worte, die er drei Tage zuvor, als er mit Rousseau aus dem Walde von Meudon vom Pflanzensammeln zurückkehrte, gelesen hatte, die Worte: „Rue Plastrière!"

Andrée war also hundert Schritte von ihm, minder weit, als es in Taverney von seinem kleinen Zimmer beim Gitter des Schlosses war.

Hienach kehrte er zu seiner Thüre zurück, in der Hoffnung, das Ende des Bindfadens, der die innere Klinke hob, werde nicht hineingezogen worden sein.

Gilbert hatte seinen glücklichen Tag. Es hingen ein paar Fäden heraus; mit Hülfe dieser Fäden zog er das Ganze an sich, und die Thüre gab nach.

Der junge Mann fand tappend und tastend die Treppe, stieg Stufe für Stufe hinauf, ohne Geräusch zu machen, und berührte endlich mit der Spitze seiner Finger das Vorlegeschloß seines Zimmers, an welchem Rousseau aus Gefälligkeit den Schlüssel gelassen hatte.

Nach Verlauf von zehn Minuten hatte die Müdigkeit den Sieg über seine innere Unruhe davon getragen, und Gilbert war in tiefen Schlaf versunken.

LIV.

Der Pavillon.

Spät zurückgekehrt, rasch sich niederlegend, in schweren Schlaf versinkend, hatte Gilbert vergessen, an seiner Dachluke den Leinwandfetzen zu befestigen, mit welchem er das Licht der aufgehenden Sonne auffing.

Diese Sonne traf um fünf Uhr Morgens auf seine Augen und erweckte ihn bald; er erhob sich unruhig, er könnte zu lange geschlafen haben.

Gilbert, ein Mann vom Lande, wußte vortrefflich die Stunde an der Stellung der Sonne und an der mehr oder minder warmen Farbe ihrer Strahlen zu erkennen. Er lief an die Luke und befragte seine Uhr.

Die Bläſſe des Lichtes, das kaum die Gipfel der hohen Bäume beleuchtete, beruhigte ihn; statt zu spät aufgestanden zu sein, war er zu früh aufgestanden.

Gilbert machte seine Toilette an seiner Dachluke, dachte an die Ereignisse des vorhergehenden Tages und setzte mit Entzücken seine beschwerte Stirne der frischen Morgenluft aus; dann erinnerte er sich, daß Andrée in einer benachbarten Straße bei dem Hotel d'Armenonville wohnte, und suchte zu errathen, in welchem von allen diesen Häusern Andrée wohnen dürfte.

Der Anblick der Schatten, die er überrschaute, erinnerte ihn an die Worte des Mädchens, welche er am vorhergehenden Tage gehört hatte.

„Gibt es Bäume dort?" hatte Andrée Philipp gefragt.

„Warum wählte sie nicht den unbewohnten Pavillon im Garten?" sagte Gilbert zu sich selbst.

Diese Betrachtung führte natürlich den jungen Mann dahin, daß er sich mit dem Pavillon beschäftigte.

Durch ein seltsames Zusammentreffen mit seinem Gedanken, lenkten ein Geräusch und eine ungewöhnliche Bewegung seinen Blick nach dieser Seite. Eines von den

Fenstern dieses Pavillon, ein Fenster, das seit langer Zeit verurtheilt zu sein schien, erschütterte sich unter einer ungeschickten oder schwachen Hand; das Holz gab oben nach, aber ohne Zweifel durch die Feuchtigkeit an die Randleisten des Kreuzstockes befestigt, widerstand es und weigerte sich, nach außen aufzugehen.

Endlich erkrachte das Eichenholz bei einem heftigeren Stoße und zwei ungestüm geöffnete Flügel ließen ein Mädchen erblicken, das noch ganz roth von der Anstrengung war und seine staubigen Hände schüttelte.

Dieses Mädchen, welches etwas aufgedunsen vom Schlafe sich in der frischen Luft reckte, war Mademoiselle Nicole.

Es blieb kein Zweifel. Philipp hatte am Tage vorher seinem Vater und seiner Schwester gesagt, la Brie und Nicole bereiten ihre Wohnung. Dieser Pavillon war also die bereit gehaltene Wohnung. Das Haus der Rue Coq-Héron, in welchem die Reisenden verschwunden waren, stieß also mit seinen Gärten von hinten an die Rue Plastrière.

Die Bewegung von Gilbert war so hastig und ausdrucksvoll gewesen, daß Nicole, obgleich ziemlich entfernt, hätte sie sich nicht der müßigen Beschauung überlassen, welche zur Zeit des Erwachens ein Glück wird, unsern Philosophen in dem Augenblick, wo er sich von seiner Luke zurückzog, gesehen haben müßte.

Gilbert zog sich um so schneller zurück, als er sich um keinen Preis von Nicole an einer Dachluke hätte entdecken lassen mögen; hätte er in einem ersten Stocke gewohnt, hätte man durch sein offenes Fenster hinter ihm reiche Tapeten und kostbare Meubles erblicken können, so würde Gilbert weniger bange gehabt haben, sich sehen zu lassen. Doch die Mansarde des fünften Stockes classificirte ihn noch zu tief in den niederen gesellschaftlichen Rangstufen, als daß er nicht eifrigst bemüht gewesen sein sollte, sich zu verbergen. Ueberdies gewährt es in dieser Welt stets einen großen Vortheil, zu sehen, ohne gesehen zu werden.

Wenn sodann Andrée wußte, daß er da war, würde das nicht genügen, Andrée zum Ausziehen oder dazu zu veranlassen, daß sie nicht in dem Garten spazieren ginge?

Ach! der Stolz von Gilbert vergrößerte ihn noch in seinen eigenen Augen. Welches Gewicht hatte Gilbert für Andrée und in welcher Hinsicht konnte Andrée einen Fuß bewegen, um sich Gilbert zu nähern oder sich von ihm zu entfernen? Gehörte sie nicht zu jener Race von Frauen, welche vor einem Bedienten oder Bauern aus dem Bade steigen, weil ein Bedienter oder ein Bauer keine Menschen sind?

Nicole aber gehörte nicht zu dieser Race, und sie mußte er also vermeiden.

Deßhalb hatte sich Gilbert hauptsächlich so ungestüm zurückgezogen.

Doch Gilbert konnte sich nicht zurückgezogen haben, um vom Fenster entfernt zu bleiben; er näherte sich also sachte, und wagte es, sein Auge an die Ecke der Dachluke zu drücken.

Ein zweites Fenster, das im Erdgeschoß gerade unter dem ersten lag, hatte sich geöffnet und eine weiße Gestalt erschien an diesem Fenster: es war Andrée, welche so eben erst erwacht sein mochte, Andrée in einem Morgenmantel und beschäftigt, den Pantoffel zu suchen, der ihrem kleinen, noch schlummernden Fuße entschlüpft war und sich unter einen Stuhl verirrt hatte.

Gilbert mochte sich immerhin schwören, so oft er Andrée sah, er wolle sich einen Wall aus seinem Hasse machen, statt sich seiner Liebe zu überlassen: dieselbe Wirkung wurde durch dieselbe Ursache hervorgebracht; er war genöthigt, sich an eine Wand anzulehnen, sein Herz schlug, als ob es bersten sollte, und seine Schläge machten das Blut durch den ganzen Körper brausen.

Allmälig beruhigten sich jedoch die Pulsadern des jungen Mannes, und er konnte nachdenken. Es handelte sich darum, wie wir schon gesagt haben, zu sehen, ohne gesehen zu werden. Er nahm einen von den Röcken von

Therese, heftete ihn mittelst einer Nadel an einen Strick, der sein Fenster in seiner ganzen Breite durchzog, und konnte unter diesem improvisirten Vorhang Andrée sehen, ohne daß er gesehen zu werden befürchten mußte.

Andrée ahmte Nicole nach; sie reckte ihre schönen weißen Arme, welche durch ihre Ausdehnung einen Augenblick das Morgengewand trennten; dann legte sie sich auf das Fenstergesimse, um die Gärten der Umgebung bequemer zu betrachten.

Ihr Gesicht drückte nun eine entschiedene Zufriedenheit aus; sie, welche so selten den Menschen zulächelte, lächelte ohne Hintergedanken den Dingen zu. Auf allen Seiten war sie von großen Bäumen beschattet; auf allen Seiten war sie von Grün umgeben.

Das Haus von Gilbert zog die Blicke von Andrée auf sich, wie alle die andern Häuser, welche einen Gürtel für den Garten bildeten. Von dem Platze wo Andrée war, konnte man nicht mehr davon sehen, als die Mansarden, sowie auch nur die Mansarden allein zu Andrée sehen konnten. Es fesselte also ihre Aufmerksamkeit nicht. Was konnte dem stolzen jungen Mädchen an der Race liegen, welche da oben wohnte?

Andrée blieb also nach ihrer Forschung überzeugt, sie wäre allein und an den Grenzen dieses stillen Aufenthaltsortes würde kein neugieriges oder lustiges Gesicht von jenen spöttischen Parisern erscheinen, welche von den Provinzfrauen so sehr gefürchtet werden.

Dieses Resultat war von unmittelbarer Folge. Andrée ließ ihr Fenster weit offen, damit die Morgenluft auch die letzten Winkel ihres Zimmers baden konnte, ging auf ihren Kamin zu, zog eine Klingelschnur und fing an sich anzukleiden, oder vielmehr in dem Halbschatten des Zimmers auszukleiden.

Nicole kam, machte die Riemen eines ledernen Necessaire los, das sich aus der Zeit der Königin Anna herschrieb, nahm den Schildpattkamm und entrollte die Haare von Andrée.

In einem Augenblick wogten die langen Flechten und die buschigen Locken wie ein Mantel über die Schultern des Mädchens herab.

Gilbert stieß einen unterdrückten Seufzer aus. Kaum erkannte er die schönen Haare von Andrée, welche die Mode und die Etiquette gewöhnlich mit Puder bedeckten; doch er erkannte Andrée, Andrée halb entkleidet und hundertmal schöner in ihrer Nachläßigkeit, als sie es in dem prunkhaftesten Aufputze gewesen wäre. Sein krampfhaft zusammengezogener Mund hatte keinen Speichel mehr, seine Finger brannten vor Fieber, sein Auge erlosch in seiner Starrheit.

Der Zufall gab es, daß Andrée, während sie sich frisiren ließ, den Kopf in die Höhe hob und daß sich ihre Augen auf die Mansarde von Gilbert richteten.

„Ja, ja, schau', schau'," murmelte Gilbert, „Du magst immerhin schauen, Du wirst nichts sehen, während ich Alles sehe."

Gilbert täuschte sich, Andrée sah etwas; dies war der flatternde Rock, der sich um den Kopf des jungen Mannes rollte und ihm als Turban diente.

Sie zeigte mit dem Finger Nicole diesen seltsamen Gegenstand.

Nicole unterbrach das verwickelte Geschäft, das sie unternommen hatte, bezeichnete mit dem Kamm die Dachluke und schien ihre Gebieterin zu fragen, ob dies der Gegenstand sei, den sie meine.

Diese Telegraphie, welche Gilbert mit seinen verliebten Blicken verschlang, hatte, ohne daß er es vermuthete, einen dritten Zuschauer.

Gilbert fühlte plötzlich eine ungestüme Hand den Rock von Therese von seiner Stirne ziehen und war wie vom Blitz getroffen, als er Rousseau erblickte.

„Was Teufels machen Sie da, mein Herr?" rief der Philosoph mit gefalteter Stirne und einer ärgerlichen Grimasse, während er ängstlich den von seiner Frau entlehnten Rock betrachtete.

Gilbert bemühte sich, die Aufmerksamkeit von Rousseau von der Dachluke abzulenken, und erwiederte:

„Nichts, mein Herr, durchaus nichts."

„Nichts; warum verbergen Sie sich dann unter diesem Rock?"

„Die Sonne verwundete mich."

„Wir sind im Westen und die Sonne verwundet Sie in dem Augenblick, wo sie aufgeht; Sie haben sehr zarte Augen, junger Mann!"

Gilbert stammelte ein paar Worte, fühlte, daß er sich verwickeln würde, und verbarg endlich seinen Kopf in seinen Händen.

„Sie lügen und Sie haben Angst," sprach Rousseau; „Sie haben also schlimm gehandelt?"

Und nach dieser furchtbaren Logik, welche Gilbert vollends niederschmetterte, stellte sich Rousseau breit vor das Fenster.

Hingerissen durch ein zu natürliches Gefühl, als daß es einer Erklärung bedürfte, stürzte Gilbert, der so eben noch zitterte, an dem Fenster gesehen zu werden, an dieses, sobald Rousseau daran stand.

„Ah! ah!" sagte Rousseau mit einem Tone, der die Adern von Gilbert gestehen machte, „der Pavillon ist nun bewohnt."

Gilbert sprach keine Sylbe.

„Und zwar von Leuten," fuhr der argwöhnische Philosoph fort, „von Leuten, welche mein Haus kennen, denn sie deuten darauf."

Gilbert sah ein, daß er zu weit vorgegangen war, und machte eine Bewegung rückwärts.

Weder die Bewegung, noch die Ursache, welche dieselbe veranlaßte, entgingen Rousseau; er begriff, daß Gilbert gesehen zu werden zitterte.

„Nein," sagte er, indem er den jungen Mann bei dem Handgelenke faßte, „nein, mein junger Freund, es steckt etwas darunter, daß man Ihre Mansarde bezeichnet; stellen Sie sich hierher, wenn es Ihnen beliebt."

Und er führte ihn entblößt gerade vor das Fenster.

„Oh! nein, mein Herr, nein, ich bitte Sie!" rief Gilbert, während er sich krümmte und drehte, um zu entkommen.

Doch um zu entkommen, was einem behenden, starken jungen Mann wie Gilbert leicht gewesen wäre, hätte er einen Kampf beginnen müssen, und einen Kampf mit Rousseau zu beginnen, einen Kampf mit seinem Gott, daran verhinderte ihn seine Ehrfurcht.

„Sie kennen diese Frauen, und diese Frauen kennen Sie?" sprach Rousseau.

„Nein, nein, nein, mein Herr."

„Wenn Sie dieselben nicht kennen und wenn Sie ihnen unbekannt sind, warum wollen Sie sich nicht zeigen?"

„Herr Rousseau, nicht wahr Sie hatten zuweilen in Ihrem Leben Geheimnisse? Nun wohl! ich bitte Sie um Mitleid für ein Geheimniß."

„Ah! Verräther," rief Rousseau, „ja, ich kenne die Geheimnisse dieser Art; Du bist ein Geschöpf der Grimm, der Holbach; sie haben Dich eine Rolle lernen lassen, um mein Wohlwollen zu gewinnen; Du hast Dich bei mir eingeschlichen und lieferst mich aus; oh! ich dreifacher Dummkopf, der ich bin, oh! ich einfältiger Liebhaber der Natur, ich glaubte einen von meines Gleichen zu unterstützen und bringe einen Spion in mein Haus."

„Einen Spion!" rief Gilbert empört.

„Laß hören, an welchem Tag wirst Du mich verkaufen, Judas?" sprach Rousseau, indem er sich mit dem Rocke von Therese, den er maschinenmäßig in der Hand behalten, drapirte und sich vor Schmerz erhaben dünkte, während er leider nur lächerlich war.

„Mein Herr, Sie verleumden mich," sagte Gilbert.

„Dich verleumden, kleine Schlange," rief Rousseau, „da ich Dich ertappe, wie Du durch Geberden mit meinen Feinden correspondirst, wie Du ihnen, was weiß ich? vielleicht durch Zeichen den Gegenstand meines jüngsten Werkes mittheilst!"

„Mein Herr, wäre ich zu Ihnen gekommen, um das Geheimniß Ihrer Arbeit zu verrathen, so würde ich eher Ihre Manuscripte, welche auf Ihrem Schreibtische liegen, copirt, als durch Zeichen den Gegenstand mitgetheilt haben, den Sie behandeln."

Dies war richtig und Rousseau fühlte so wohl, er habe eine von den Ungeheuerlichkeiten gesagt, die ihm in seinen Monomanien des Schreckens entschlüpften, daß er sich ärgerte.

„Mein Herr," sagte er, „ich bin in Verzweiflung für Sie, doch die Erfahrung hat mich streng gemacht; mein Leben ist in Täuschungen hingegangen; ich bin von Allen verrathen, verleugnet, preisgegeben, gemartert, verkauft worden. Ich bin einer von den berühmten Unglücklichen, welche die Regierungen in den Bann der Gesellschaft thun. In einer solchen Lage ist es erlaubt, argwöhnisch zu sein. Sie aber sind mir verdächtig und werden mein Haus verlassen."

Gilbert war auf eine solche Rede nicht gefaßt.

Er, Gilbert, sollte weggejagt werden!

Er schloß seine Fäuste krampfhaft und ein Blitz, der Rousseau beben machte, schoß aus seinen Augen.

Doch dieser Blitz ging ohne Dauer vorüber und erlosch ohne Geräusch.

Gilbert hatte gedacht, daß er weggehend das so süße Glück, Andrée in jedem Augenblick des Tages zu sehen, und zugleich die Freundschaft von Rousseau verlieren würde; dies war ein Unglück und eine Schmach.

Er fiel aus der Höhe seines unbändigen Stolzes herab und sprach, seine Hände faltend:

„Mein Herr, hören Sie mich, ein Wort, nur ein einziges Wort."

„Ich bin unbarmherzig!" rief Rousseau; „die Menschen haben mich durch ihre Ungerechtigkeiten wilder gemacht, als einen Tiger. Sie correspondiren mit meinen Feinden, gehen Sie zu ihnen, ich verhindere Sie nicht:

verbinden Sie sich mit ihnen, ich widersetze mich nicht, aber verlassen Sie mein Haus."

„Mein Herr, diese zwei Mädchen sind nicht Ihre Feindinnen; es ist Fräulein Andrée und Nicole."

„Wer ist Fräulein Andrée?" fragte Rousseau, dem dieser wiederholt von Gilbert ausgesprochene Name nicht ganz fremd war, „wer ist Fräulein Andrée?"

„Fräulein Andrée, mein Herr, ist die Tochter des Baron von Taverney, es ist, oh! entschuldigen Sie mich, daß ich Ihnen solche Dinge sage, doch Sie zwingen mich dazu, es ist diejenige, welche ich mehr liebe, als Sie Fräulein Galley, Frau von Warens, oder irgend Jemand geliebt haben; es ist diejenige, welcher ich zu Fuß, ohne Geld, ohne Brod, gefolgt bin, bis ich auf der Landstraße von Müdigkeit entkräftet, vor Schmerz gelähmt niederstürzte; es ist diejenige, welche ich gestern in Saint-Denis wiedergesehen, hinter der ich bis zur Muette gelaufen bin, die ich abermals, ohne daß sie mich gesehen, von der Muette bis zu der der Ihrigen benachbarten Straße begleitet habe; es ist diejenige, welche ich zufällig diesen Morgen als die Bewohnerin jenes Pavillon wiederfand; es ist diejenige endlich, der zu Liebe ich gern ein Turenne, ein Richelieu, oder ein Rousseau werden möchte."

Rousseau kannte das menschliche Herz und verstand sich auf die Tonleiter dieser Schreie; er wußte, daß der beste Komödiant nicht den von Thränen gedrängten Ton, mit welchem Gilbert sprach, nicht die fieberhafte Geberde haben konnte, mit der er seine Worte begleitete.

„Diese junge Dame ist also Fräulein Andrée?" sagte er.

„Ja, Herr Rousseau."

„Sie kennen sie also?"

„Ich bin der Sohn ihrer Amme."

„Sie logen somit vorhin, als Sie sagten, Sie kennen sie nicht, und wenn Sie kein Verräther sind, sind Sie ein Lügner."

„Mein Herr," entgegnete Gilbert, „Sie zerreißen mir

das Herz und würden mir in der That minder wehe thun, wenn Sie mich auf der Stelle tödteten."

„Bah! Phrasenmacherei, Styl von Diderot und Marmontel; Sie sind ein Lügner, mein Herr."

„Nun wohl! ja, ja," versetzte Gilbert, „ich bin ein Lügner, mein Herr, und schlimm genug für Sie, wenn Sie eine solche Lüge nicht verstehen.... Ein Lügner! ... ein Lügner! ... Ah! ich gehe ... leben Sie wohl! ich gehe in Verzweiflung und Sie werden meine Verzweiflung auf dem Gewissen haben."

Rousseau streichelte sich das Kinn und schaute diesen jungen Mann an, der so auffallende Aehnlichkeiten mit ihm hatte.

„Das ist ein großes Herz oder ein großer Schurke," sagte er; „doch im Ganzen, wenn man gegen mich conspirirt, warum sollte ich die Fäden der Verschwörung nicht in meinen Händen halten?"

Gilbert hatte vier Schritte gegen die Thüre gemacht und erwartete, die Hand auf das Schloß gelegt, ein letztes Wort, das ihn ganz fortjagen oder zurückrufen würde.

„Genug über diesen Gegenstand, mein Sohn," sprach Rousseau. „Sind Sie in einem Grade verliebt, wie Sie es sagen, ach! desto schlimmer für Sie. Doch es ist spät, Sie haben den gestrigen Tag verloren, wir müssen heute mit einander dreißig Seiten copiren. Geschwinde, Gilbert, geschwinde!"

Gilbert ergriff die Hand des Philosophen und drückte sie an seine Lippen; er hätte sicherlich mit der Hand eines Königs nicht dasselbe gethan.

Doch ehe er wegging und während Gilbert ganz erschüttert an der Thüre stand, näherte sich Rousseau zum letzten Male dem Fenster und schaute die zwei jungen Mädchen an.

In diesem Augenblick hatte Andrée gerade ihren Mantel fallen lassen und nahm ein Kleid aus den Händen von Nicole.

Sie sah diesen bleichen Kopf, diesen unbeweglichen

Körper, machte eine ungestüme Bewegung rückwärts, und befahl Nicole, das Fenster zu schließen.

Nicole gehorchte.

„Vorwärts," sagte Rousseau, „mein alter Kopf hat ihr bange gemacht; dieses junge Gesicht erschreckte sie nicht so sehr. Oh! schöne Jugend," fügte er seufzend bei.

O gioventù primavera del età,
O primavera gioventù del anno!*)

Und er hing das Kleid von Therese wieder an den Nagel und ging schwermüthig die Treppe hinter Gilbert hinab, gegen dessen Jugend er in diesem Augenblick den Ruf vertauscht hätte, welcher den von Voltaire im Gleichgewichte hielt, von Voltaire, mit dem er die Bewunderung der ganzen Welt theilte.

LV.

Das Haus der Rue Saint-Claude.

Die Rue Saint-Claude, in welche der Graf von Fönix den Cardinal von Rohan beschieden hatte, war zu jener Zeit nicht so sehr verschieden von dem, was sie jetzt ist, daß man nicht die Spuren der Oertlichkeiten finden könnte, die wir zu schildern versuchen wollen.

Sie mündete, wie sie es heut zu Tage thut, nach der Rue Saint-Louis und dem Boulevard aus, indem sie durch eben diese Rue Saint-Louis zwischen dem Kloster der Nonnen vom heiligen Sacrament und dem Hotel de Voysins zog, während sie gegenwärtig an ihrem Ende eine Kirche und ein Spezereimagazin trennt.

Wie heut zu Tage, verband sie sich mit dem Boulevard durch einen ziemlich jähen Abhang.

Sie war fünfzehn Häuser und sieben Laternen reich.

---

*) O Jugend Frühling des Alters, o Frühling Jugend des Jahres.

Zwei Sackgassen machten sich hier bemerkbar.

Die eine links, und diese erstreckte sich in das Hotel de Voysins; die andere rechts griff in den großen Garten der Nonnen vom heiligen Sacrament ein.

Diese letztere Sackgasse wurde rechts von den Bäumen des Klosters beschattet, links von der großen, grauen Mauer eines Hauses begrenzt, das sich in der Rue Saint-Claude erhob.

Dem Gesichte eines Cyklopen ähnlich, hatte diese Mauer nur ein einziges Auge, oder, wenn man lieber will, nur ein Fenster und dieses Fenster war, fest vergittert mittelst eiserner Stangen, abscheulich schwarz.

Gerade unter diesem Fenster, das sich niemals öffnete, man sah dies an den Spinnengeweben, die dasselbe von außen überzogen hatten, gerade unter diesem Fenster, sagen wir, war eine mit breiten Nägeln beschlagene Thüre, welche andeutete, nicht daß man eintrat, sondern daß man von dieser Seite in das Haus eintreten konnte.

Keine Wohnungen in dieser Sackgasse; nur zwei Einwohner. Ein Schuhflicker in einer hölzernen Kiste und eine Strumpfflickerin in einem Faß, welche Beide sich unter den Acacien des Klosters aufhielten, die von Morgens um neun Uhr an einen kühlen Schatten auf den staubigen Boden warfen.

Am Abend kehrte die Strumpfflickerin in ihre Wohnung zurück; der Schuhflicker legte ein Schloß an seinen Palast und nichts bewachte mehr das Gäßchen, wenn nicht das düstere, verdrießliche Auge des von uns erwähnten Fensters.

Außer der genannten Thüre hatte das Haus, das wir so genau als möglich zu beschreiben unternommen, einen Haupteingang in der Rue Saint-Claude. Dieser Eingang, ein Thorweg mit Bildhauerarbeiten von einem Relief, das an die Architektur in der Zeit von Ludwig **XIII.** erinnerte, war an seinem Klopfer mit dem Greifenkopf verziert, den der Graf von Fönix dem Cardinal von Rohan als besonderes Merkmal bezeichnet hatte.

Die Fenster gingen nach dem Boulevard und waren schon vom Morgen an aufgezogen, um die Sonne einzulassen.

Paris war zu dieser Zeit und besonders in diesem Quartier nicht sehr sicher. Man wunderte sich also nicht, wenn man die Fenster vergittert und die Mauern ganz mit eisernen Spitzen besetzt sah.

Wir sagen dies, weil das erste Stockwerk unseres Hauses nicht wenig einer Festung glich. Gegen die Feinde, gegen die Diebe und gegen die Verliebten bot es Balcone mit tausend scharfen Spitzen; ein tiefer Graben umgab das Gebäude auf der Seite des Boulevard, und um in dieses Fort von der Straße aus zu gelangen, hätte man Leitern von dreißig Fuß gebraucht. Die Mauer hatte zweiunddreißig und maskirte oder begrub vielmehr den Ehrenhof.

Dieses Haus, vor welchem jeder Vorübergehende heut zu Tage erstaunt, unruhig, neugierig stehen bleiben würde, bot im Jahr 1770 keinen sehr auffallenden Anblick; es stand im Gegentheil im Einklang mit dem Quartier, und wenn die guten Bewohner der Rue Saint-Louis und die nicht minder guten der Rue Saint-Claude die Umgebung dieses Hotel flohen, so geschah es nicht wegen des Hotel selbst, denn sein Ruf war noch unbefleckt, sondern wegen des öden Boulevard, der übel berüchtigten Porte-Saint-Louis und des Pont-aux-Chour, dessen zwei über eine schwarze Dohle gesprengte Bogen jedem Pariser, der ein wenig mit den Ueberlieferungen vertraut war, als die unnahbaren Säulen von Gades erschienen.

Das Boulevard führte in der That auf dieser Seite zu nichts als zur Bastille. Man sah hier nicht mehr als zehn Häuser im Raume einer Viertelstunde; das Bauherrnamt hatte es auch nicht für geeignet erachtet, dieses Nichts, diese Leere zu beleuchten, und so war es nach acht Uhr im Sommer und nach vier Uhr im Winter das Chaos mit der Zuthat von Dieben.

Es kehrte indessen über das Boulevard um neun Uhr

Abends, drei Viertelstunden nach dem Besuche in Saint-Denis, eine rasche Carrosse zurück.

Das Wappen des Grafen von Fönix schmückte die Felder dieser Carrosse. Der Graf selbst ritt ihr zwanzig Schritte auf Dscherid voran, der seinen langen Schweif zischen ließ, während er die undurchsichtige Wärme des staubigen Pflasters einathmete.

In dem Wagen mit den geschlossenen Vorhängen ruhte Lorenza, welche auf den Kissen entschlummert war.

Das Thor öffnete sich wie durch einen Zauber vor dem Geräusch der Räder, und der Wagen, nachdem er in die schwarzen Tiefen der Rue Saint-Claude eingedrungen, verschwand in dem Hofe des von uns geschilderten Hauses.

Das Thor schloß sich hinter ihm.

Es bedurfte indessen sicherlich keines so geheimnißvollen Verfahrens; Niemand war da, um den Grafen von Fönix zurückkehren zu sehen, oder ihn in irgend einer Beziehung zu belästigen, hätte er auch in den Kisten seines Wagens den Schatz der Abtei mitgebracht.

Nun einige Worte über das Innere dieses Hauses, mit dem wir nothwendig unsere Leser bekannt machen müssen, da es unsere Absicht ist, sie mehr als einmal dahin zurückzuführen.

In dem von uns erwähnten Hofe, worin ausdauerndes Gras, wie eine fortlaufende Mine spielend, durch eine beständige Arbeit die Pflastersteine zu trennen versuchen, sah man rechts die Ställe, links die Remisen und im Hintergrund eine Freitreppe, die zu einer Thüre führte, zu welcher man, gleichviel auf der einen oder auf der andern Seite, auf zwölf Stufen hinanstieg.

Unten bestand das Hotel, wenigstens das was davon zugänglich war, aus einem ungeheuren Vorzimmer, aus einem Speisesaal, der sich durch einen großen Luxus auf Schenktischen aufgehäuften Silberzeugs auszeichnete, und einem Salon, welcher in jüngster Zeit erst, ohne Zweifel um die neuen Miethsleute aufzunehmen, meublirt worden war. Wenn man diesen Salon verließ und in das Vor-

zimmer zurückkehrte, befand man sich vor einer großen Treppe, welche in den ersten Stock führte. Dieser erste Stock bestand aus drei Herrschaftszimmern.

Doch ein geschickter Geometer hätte, mit dem Auge den Umfang des Hotel messend und seinen Durchmesser berechnend, darüber erstaunen können, daß sich so wenig Wohnung in einen so ausgedehnten Raume finde.

Dies kam davon her, daß in dem ersten scheinbaren Hause ein zweites verborgenes und nur demjenigen, welcher es bewohnte, bekanntes Haus bestand. In der That, in dem Vorzimmer, neben einer Statue des Harpokrates, der, den Finger auf den Lippen, das Stillschweigen zu empfehlen schien, dessen Emblem er ist, spielte, in Bewegung gesetzt durch eine Feder, eine kleine in den Zierrathen der Architektur verborgene Thüre. Diese Thüre gewährte Zugang zu einer Treppe, welche in einem Corridor angebracht war und die Breite dieses Corridors hatte, der, ungefähr in der Höhe des andern ersten Stockes, zu einem kleinen Zimmer führte, das sein Licht durch zwei auf einen inneren Hof gehende vergitterte Fenster erhielt.

Dieser innere Hof war das Gehäuse, welches das zweite Gebäude umschloß und vor aller Augen verbarg.

Das Zimmer, zu dem diese Treppe führte, war offenbar ein Männerzimmer. Die Bettvorlagen und die Teppiche vor den Fauteuils und Canapés bestanden aus dem herrlichsten Pelzwerk, das Africa und Indien liefern. Es waren Häute von Löwen, Tigern und Panthern mit funkelnden Augen und noch drohenden Zähnen. Mit Corduanleder von der reichsten, harmonischsten Zeichnung tapezirt, waren die Wände mit Waffen aller Art geschmückt, von dem Tomahawk des Huronen bis zum Crid des Malaien, von dem Kreuzschwerte der alten Ritter bis zum Kandschar des Arabers, von der mit Elfenbein incustirten Büchse des sechszehnten Jahrhunderts bis zur golddamascirten Flinte des achtzehnten.

Man hätte vergebens bei diesem Zimmer einen andern

Ausgang gesucht, als den der Treppe; vielleicht gab es einen oder mehrere, aber unbekannte, unsichtbare.

Ein deutscher Bedienter von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, der einzige, den man seit mehreren Tagen in diesem weiten Gebäude hatte umherirren sehen, verschloß den Thorweg mit dem Riegel, öffnete den Kutschenschlag, während der Kutscher bereits unempfindlich die Pferde ausspannte, zog die entschlummerte Lorenza aus dem Wagen und trug sie in seinen Armen bis in das Vorzimmer; hier legte er sie auf einen mit einem rothen Teppich bedeckten Tisch, und zog über ihre Füße den langen Schleier, der die junge Frau umhüllte.

Dann ging er hinaus, um an den Laternen des Wagens die Lichter eines siebenarmigen Leuchters anzuzünden, den er ganz entflammt zurückbrachte.

Doch während dieses Zwischenraums, so kurz er auch gewesen, war Lorenza verschwunden.

Hinter dem Kammerdiener war in der That der Graf von Fönix eingetreten; er hatte Lorenza ebenfalls in seine Arme genommen und sodann durch die verborgene Thüre und über die geheime Treppe in das Waffenzimmer getragen, nachdem er sorgfältig die zwei Thüren hinter sich verschlossen.

Sobald er hier war, drückte er mit der Fußspitze auf eine Feder, welche an einer Ecke des Kamins mit hohem Mantel angebracht war. Sogleich drehte sich eine Thüre, welche nichts Anderes war, als die Platte dieses Kamins, auf zwei schweigsamen Angen, der Graf ging unter dem Simswerk durch und verschloß wieder mit dem Fuße, wie er sie geöffnet, die geheimnißvolle Thüre.

Auf der andern Seite des Kamins fand er eine zweite Treppe, und nachdem er fünfzehn mit Utrechter Sammet überzogene Stufen hinaufgestiegen, erreichte er die Schwelle eines Zimmers, ziemlich ausgeschlagen mit Atlaß, worauf Blumen von so lebhaften Farben und von so gut gezeichneten Formen brochirt waren, daß man sie hätte für natürliche Blumen halten können. Die mit ähn-

lichen Stoffen überzogenen Meubles waren von vergoldetem Holz; zwei große Armoires von Schildplatt und mit Messing eingelegt, ein Clavier und ein Putztisch von Rosenholz, ein schönes, manchfarbiges Bett, Porzellane von Sèvres bildeten den unerläßlichen Theil des Geräthes; Stühle, Fauteuils und Sofas, symmetrisch in einem Raume von dreißig Fuß im Gevierte aufgestellt, schmückten den Rest der Wohnung, welche im Uebrigen nur aus einem Ankleidecabinet und aus einem an das Zimmer stoßenden Boudoir bestand.

Zwei durch dicke Vorhänge verkleidete Fenster gaben dem Zimmer Licht; da es aber zu dieser Stunde Nacht war, so hatten die Vorhänge nichts zu verbergen.

Das Boudoir und das Ankleidecabinet hatten keine Oeffnung. Lampen, welche ein wohlriechendes Oel verzehrten, beleuchteten sie bei Tag wie bei Nacht und wurden, sich durch den Plafond erhebend, von unsichtbaren Händen unterhalten.

In diesem Zimmer kein Geräusch, kein Hauch; man hätte glauben sollen, es wäre hundert Meilen von der Welt entfernt. Nur glänzte das Gold von allen Seiten; schöne Gemälde lächelten an den Wänden, und lange böhmische Krystalle mit Facetten, welche in allen Farben des Regenbogens spielten, erleuchteten sich wie glühende Augen, als der Graf, nachdem er Lorenza auf einen Sofa gelegt, unzufrieden mit dem zitternden Lichte des Boudoir, das Feuer aus dem silbernen Etui, das Gilbert so sehr in Anspruch genommen, springen ließ, und auf dem Kamin zwei mit rosenfarbigen Kerzen beladene Candelaber anzündete.

Dann kehrte er zu Lorenza zurück, setzte auf einen Haufen von Kissen, der vor ihr lag, ein Knie und sprach:

„Lorenza!“

Bei diesem Ruf erhob sich die junge Frau auf einen Ellenbogen, obgleich ihre Augen geschlossen blieben. Doch sie antwortete nicht.

„Lorenza," wiederholte er, „schläfst Du Deinen gewöhnlichen Schlaf, oder den magnetischen?"

„Ich schlafe den magnetischen Schlaf," antwortete Lorenza.

„So wirst Du mir antworten können, wenn ich Dich frage?"

„Ich glaube, ja."

„Gut."

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein; dann fuhr der Graf von Fönix fort:

„Schau' in das Zimmer von Madame Louise, das wir vor ungefähr drei Viertelstunden verlassen haben."

„Ich schaue," antwortete Lorenza.

„Und siehst Du darin?"

„Ja."

„Befindet sich der Cardinal von Rohan noch daselbst?"

„Ich sehe ihn nicht."

„Was macht die Prinzessin?"

„Sie betet, ehe sie sich zu Bette legt."

„Schau' in die Gänge und in die Höfe des Klosters, ob Du Seine Eminenz siehst."

„Ich sehe sie nicht."

„Schau' an die Pforte, ob ihr Wagen noch dort ist."

„Er ist nicht mehr dort."

„Folge der Straße, die wir verfolgt haben."

„Ich folge ihr."

„Siehst Du Wagen auf der Straße?"

„Oh ja, mehrere."

„Und erkennst Du in diesen Wagen den Cardinal?"

„Nein."

„Nähere Dich Paris."

„Ich nähere mich."

„Noch mehr."

„Ja."

„Noch mehr."

„Ah! ich sehe ihn."

„Wo dies?"

„An der Barrière.“

„Hat er angehalten?“

„Er hält in diesem Augenblick an. Ein Lackei steigt hinten vom Wagen herab.“

„Spricht er mit ihm?“

„Er ist im Begriff, mit ihm zu sprechen.“

„Horche, Lorenza. Es ist wichtig, daß ich erfahre, was der Cardinal zu diesem Menschen sagt.“

„Du hast mir nicht zu rechter Zeit zu horchen befohlen. Doch warte, warte, der Kammerdiener spricht mit dem Kutscher.“

„Was sagt er zu ihm?“

„Rue Saint-Claude im Marais, über das Boulevard.“

„Ich danke, Lorenza, ich danke.“

Der Graf schrieb ein paar Worte auf ein Papier, faltete das Papier um ein Kupferblättchen, das ihm ohne Zweifel Gewicht geben sollte, zog an einer Klingelschnur, drückte an einen Knopf, unter welchem sich ein Rachen öffnete, und ließ das Billet in die Oeffnung gleiten, die sich wieder schloß, nachdem sie es verschlungen hatte.

Auf diese Weise correspondirte der Graf mit Fritz, wenn er in den innern Zimmern eingeschlossen war.

Dann kehrte er zu Lorenza zurück und wiederholte:

„Ich danke.“

„Du bist also zufrieden mit mir?“ fragte die junge Frau.

„Ja, theure Lorenza.“

„Nun, so gib mir meine Belohnung.“

Balsamo lächelte und näherte seine Lippen denen von Lorenza, welche bei dieser Berührung am ganzen Leib bebte.

„Oh! Joseph! Joseph!“ flüsterte sie mit einem beinahe schmerzhaften Seufzer, „Joseph! wie liebe ich Dich!“

Und die junge Frau streckte die Arme aus, um Balsamo an ihr Herz zu drücken.

LVI.

Die doppelte Existenz. — Der Schlaf.

Balsamo wich rasch zurück, die zwei Arme von Lorenza faßten nur die Luft und fielen kreuzweise wieder auf ihre Brust herab."

„Lorenza," sprach Balsamo, „willst Du mit Deinem Freund plaudern?"

„Oh! ja," antwortete sie; „doch sprich selbst häufig mit mir: ich liebe so sehr Deine Stimme!"

„Lorenza, Du hast mir oft gesagt, Du wärest sehr glücklich, wenn Du, getrennt von der ganzen Welt, mit mir leben könntest."

„Ja, das wäre ein Glück."

„Nun, ich habe Deinen Wunsch verwirklicht, Lorenza. In diesem Zimmer kann uns Niemand verfolgen, Niemand erreichen; wir sind allein, ganz allein."

„Ah! desto besser."

„Sage mir, ob dieses Zimmer nach Deinem Geschmack ist?"

„Befiehl mir zu sehen."

„Sieh!"

„Oh! das reizende Zimmer!"

„Es gefällt Dir also?" fragte der Graf mit weichem Tone.

„Oh! ja; hier sind meine Lieblingsblumen, meine Vanille-Heliotrope, meine Purpurrosen, meine chinesischen Jasmine. Ich danke, mein zärtlicher Joseph, wie gut bist Du!"

„Ich thue, was ich kann, um Dir zu gefallen, Lorenza."

„Oh! Du thust hundertmal mehr, als ich verdiene."

„Du gibst das zu?"

„Ja."

„Du gibst zu, daß Du sehr böse gewesen bist?"

„Sehr böse! oh ja. Doch nicht wahr, Du verzeihst mir?"

„Ich werde Dir verzeihen, wenn Du mir das seltsame Geheimniß erklärt hast, gegen welches ich kämpfe, seitdem ich Dich kenne."

„Höre, Balsamo. Es sind in mir zwei sehr verschiedene Lorenza: eine, die Dich liebt und eine, die Dich haßt, wie es in mir zwei entgegengesetzte Existenzen gibt: die eine, während welcher ich alle Freuden des Paradieses genieße, die andere, in der ich alle Qualen der Hölle empfinde."

„Und diese zwei Existenzen sind die eine der Schlaf, die andere das Wachen, nicht wahr?"

„Ja."

„Und Du liebst mich, wenn Du schläfst, und hassest mich, wenn Du wachst?"

„Ja."

„Warum dies?"

„Ich weiß es nicht."

„Du mußt es wissen."

„Nein."

„Suche gut, schau' in Dich selbst, durchforsche Dein eigenes Herz."

„Ah! ja . . . Ich begreife nun."

„Sprich."

„Wenn Lorenza wacht, ist es die Römerin, ist es das abergläubische Mädchen Italiens: sie glaubt, die Wissenschaft sei ein Verbrechen und die Liebe eine Sünde. Dann hat sie Furcht vor dem gelehrten Balsamo, Furcht vor dem schönen Joseph. Ihr Beichtvater hat ihr gesagt, wenn sie Dich liebte, würde sie ihr Seelenheil verlieren, und sie wird Dich fliehen, immer, unabläßig, bis an das Ende der Welt."

„Und wenn Lorenza schläft?"

„Oh! dann ist es etwas Anderes; sie ist nicht mehr Römerin, sie ist nicht mehr abergläubisch, sie ist Frau. Dann sieht sie in das Herz und in den Geist von Balsamo; sie sieht, daß dieses Herz sie liebt, sie sieht, daß dieser Geist von erhabenen Dingen träumt. Dann begreift sie,

wie wenig sie im Vergleiche mit ihm ist. Und sie möchte gern bei ihm leben und sterben, damit die Zukunft ganz leise den Namen von Lorenza ausspräche, zu gleicher Zeit, wo sie laut den Namen aussprechen wird von .... Cagliostro!"

„Unter diesem Namen soll ich also berühmt werden?"

„Ja, ja, unter diesem Namen."

„Theure Lorenza! Du wirst also diese neue Wohnung lieben?"

„Sie ist reicher, als alle diejenigen, welche Du mir bis jetzt gegeben hast; doch nicht deshalb liebe ich sie."

„Und warum liebst Du sie?"

„Weil Du sie mit mir zu bewohnen versprichst."

„Ah! wenn Du schläfst, weißt Du also, daß ich Dich glühend, voll Leidenschaft liebe?"

Die junge Frau zog ihre beiden Kniee an sich, nahm sie in ihre Arme und sprach, während ein bleiches Lächeln ihre Lippen umspielte:

„Ja, ich sehe es. Ja, ich sehe es, und dennoch, dennoch," fügte sie mit einem Seufzer bei, „dennoch gibt es ein Ding, das Du mehr liebst als Lorenza."

„Was ist das?" fragte Balsamo bebend.

„Deinen Traum."

„Sage mein Werk."

„Deinen Ehrgeiz."

„Sage meinen Ruhm."

„Oh! mein Gott! mein Gott!"

Das Herz der jungen Frau preßte sich zusammen, stille Thränen floßen durch ihre geschlossenen Augenlider.

„Was siehst Du denn?" fragte Balsamo, erstaunt über die furchtbare Hellsichtigkeit, die ihn selbst zuweilen erschreckte.

„Oh! ich sehe eine Finsterniß, durch welche Gespenster hingleiten; einige von ihnen halten ihre gekrönten Häupter in der Hand, und Du, Du, Du bist mitten unter Allem dem, wie ein General mitten im Gefecht. Es scheint mir, Du hast die Macht Gottes, Du befiehlst, und man gehorcht Dir."

„Nun!“ versetzte Balsamo freudig, „macht Dich das nicht stolz auf mich?“

„Oh! Du bist so gut, daß Du nicht groß zu sein brauchst. Ueberdies suche ich mich in dieser ganzen Welt, die Dich umgibt, und sehe mich nicht. Oh! ich werde nicht mehr sein ... ich werde nicht mehr sein,“ murmelte sie traurig.

„Und wo wirst Du sein.“

„Ich werde todt sein.“

Balsamo bebte.

„Du todt, meine Lorenza!“ rief er; „nein, nein, wir werden mit einander leben, um uns zu lieben.“

„Du liebst mich nicht.“

„Oh! doch.“

„Wenigstens nicht genug, nicht genug,“ rief sie, während sie mit ihren beiden Armen den Kopf von Joseph ergriff; „nicht genug,“ fügte sie bei und drückte auf seine Stirne glühende Lippen, welche ihre Liebkosungen verdoppelten.

„Was wirfst Du mir vor?“

„Deine Kälte. Siehst Du, Du weichst zurück. Brenne ich Dich mit meinen Lippen, daß Du meine Küsse fliehst? Oh! gib mir die Ruhe des Mädchens, mein Kloster in Subiaco, die Nächte meiner einsamen Zelle zurück. Gib mir die Küsse zurück, die Du mir auf dem Flügel geheimnißvoller Lüfte sandtest, die ich in meinem Schlaf wie Sylphen mit goldenen Schwingen auf mich zukommen sah, daß meine Seele in Entzücken hinschmolz.“

„Lorenza! Lorenza!“

„Oh! fliehe mich nicht, Balsamo, fliehe mich nicht, ich bitte Dich inbrünstig, gib mir Deine Hand, daß ich sie drücke, Deine Augen, daß ich sie küsse; ich bin nun Dein Weib.“

„Ja, ja, meine theure Lorenza, Du bist mein vielgeliebtes Weib.“

„Und Du duldest, daß ich so bei Dir lebe, unnütz, verlassen; Du hast eine keusche, einsame Blume, deren Wohlgeruch Dich ruft, und Du stößt ihren Wohlgeruch zurück! Oh! ich fühle es wohl, ich bin nichts für Dich.“

„Du bist im Gegentheil Alles, meine Lorenza, denn Du bist es, die meine Kraft, meine Macht, mein Genie bildet, denn ohne Dich vermöchte ich nichts. Höre also auf, mich mit dem wahnsinnigen Fieber zu lieben, das die Nächte der Frauen Deines Landes stört. Liebe mich, wie ich Dich liebe."

„Oh! das ist nicht Liebe, was Du für mich fühlst."

„Es ist wenigstens Alles, was ich von Dir verlange; denn Du gibst mir Alles, was ich zu haben wünsche; denn dieser Besitz der Seele genügt mir, um glücklich zu sein."

„Glücklich!" versetzte Lorenza mit einer Miene der Verachtung; „Du nennst das glücklich sein?"

„Ja, denn für mich heißt glücklich sein, groß sein."

Lorenza stieß einen langen Seufzer aus.

„Oh! wenn Du wüßtest, was es ist, meine süße Lorenza, offen in dem Herzen der Menschen zu lesen, um sie durch ihre eigenen Leidenschaften zu beherrschen!"

„Ja, hiezu diene ich Dir, ich weiß es wohl."

„Das ist noch nicht Alles. Deine Augen lesen für mich in dem geschlossenen Buche der Zukunft. Was ich mit zwanzig Jahren der Arbeit und des Elends nicht lernen konnte, das lehrst Du mich, wann Du willst, meine süße, unschuldige, reine Taube. Meine Schritte, an welche so viele Feinde Hinterhalte legen, Du erleuchtest sie; meinen Geist, von welchem mein Leben, mein Vermögen, meine Freiheit abhängen, Du erweiterst ihn, wie das Auge des Luchses, das in der Nacht sieht. Deine schönen Augen, indem sie sich für den Tag dieser Welt schließen, öffnen sich zu einer übermenschlichen Klarheit und wachen für mich. Du machst mich frei, Du machst mich reich, Du machst mich mächtig."

„Und dafür machst Du mich unglücklich," rief Lorenza, von der tiefsten Liebe glühend.

Und gieriger als je, umschlang sie mit ihren beiden Armen Balsamo, der, ganz geschwängert von der elektrischen Flamme, nur noch schwach widerstand.

Er machte indessen eine Anstrengung und löste das lebendige Band, das ihn umgab.

„Lorenza! Lorenza!“ rief er, „habe Mitleid!“

„Ich bin Deine Frau,“ rief sie, „und nicht Deine Tochter! Liebe mich wie ein Gatte seine Frau liebt, und nicht wie mein Vater mich liebte.“

„Lorenza,“ sprach Balsamo, selbst vor Verlangen bebend, „ich flehe Dich an, fordere von mir keine andere Liebe, als die, welche ich Dir geben kann.“

„Aber das ist nicht Liebe,“ rief die junge Frau, verzweiflungsvoll ihre Arme zum Himmel erhebend, „nein, das ist nicht Liebe!“

„Oh! doch ist es Liebe ... aber heilige, reine Liebe, wie man sie einer Jungfrau schuldig ist.“

Lorenza machte eine ungestüme Bewegung, welche die langen Flechten ihrer schwarzen Haare entrollte. Ihr Arm, so weiß und zugleich so nervig, streckte sich beinahe drohend gegen den Grafen aus.

„Oh! was bedeutet denn das?“ sprach sie mit kurzem, trostlosem Tone. „Und warum hast Du gemacht, daß ich mein Vaterland, meinen Namen, meine Familie, Alles bis auf meinen Gott verließ? Denn Dein Gott gleicht dem meinigen nicht. Warum hast Du mich in Deine Nähe gezogen? Warum hast Du Dir die unumschränkte Herrschaft über mich genommen, welche aus mir Deine Sklavin, aus meinem Leben Dein Leben, aus meinem Blute Dein Blut macht? Hörst Du wohl? Warum hast Du Alles dies gethan, um mich hernach die Jungfrau Lorenza zu nennen?“

Balsamo seufzte ebenfalls, niedergebeugt unter dem unermeßlichen Schmerz dieser Frau mit dem gebrochenen Herzen.

„Ach!“ sagte er, „es ist Dein Fehler, oder vielmehr der Fehler Gottes; warum hat Gott aus Dir den Engel mit dem untrüglichen Blicke gemacht, mit dessen Hülfe ich das Weltall unterwerfen werde? Warum liesest Du in allen Herzen durch ihre materielle Hülle, wie man ein Blatt hinter einem Glase liest? Weil Du der Engel der Reinheit bist, Lorenza! weil Du der fleckenlose Demant bist,

weil nichts Schatten in Deinem Geiste macht, weil Gott, da er diese Gestalt so unbefleckt, so rein, so strahlend wie die seiner heiligen Mutter erblickt, die Gnade hat, wenn ich ihn im Namen der Elemente, die er geschaffen, anrufe, seinen heiligen Geist darein zu versenken, der gewöhnlich über den gemeinen, verunreinigten Wesen schwebt, weil er in ihnen keinen Platz ohne Beschmutzung findet, auf welchem er ruhen könnte. Als Jungfrau bist Du sehend, meine Lorenza; als Frau wärest Du nur noch Materie."

„Und Du liebst meine Liebe nicht mehr?" rief Lorenza und schlug voll Wuth ihre Hände aneinander, welche sich purpurroth färbten, „und Du liebst meine Liebe nicht mehr, als alle die Träume, die Du verfolgst, als alle die Chimären, die Du geschaffen hast? Und Du verdammst mich zur Keuschheit der Nonne mit den Versuchungen der unvermeidlichen Gluth Deiner Gegenwart? Ah! Joseph, Joseph, Du begehst ein Verbrechen, das sage ich Dir."

„Sprich nicht ruchlos, meine Lorenza," rief Balsamo; „denn ich leide wie Du. Sieh, sieh, lies in meinem Herzen, ich will es, und sage mir dann noch einmal, ich liebe Dich nicht."

„Aber warum widerstehst Du dann Dir selbst?"

„Weil ich Dich mit mir auf den Thron der Welt erheben will."

„Oh! Dein Ehrgeiz, Balsamo," murmelte die junge Frau, „Dein Ehrgeiz wird er Dir je geben, was Dir meine Liebe gibt?"

Wie sie von heißer Liebe ergriffen, ließ Balsamo sein Haupt auf die Brust von Lorenza fallen.

„Oh! ja, ja," rief sie, „ja, ich sehe endlich, daß Du mich mehr liebst, als Deinen Ehrgeiz, mehr als die Macht, mehr als Deine Hoffnung. Oh! Du liebst mich endlich, wie ich Dich liebe!"

Balsamo versuchte die berauschende Wolke, welche seinen Geist zu überfluthen anfing, von sich zu schütteln. Aber seine Anstrengung war vergeblich.

„Oh! da Du mich so sehr liebst, schone mich," sagte er.

Lorenza hörte nicht mehr; sie hatte aus ihren beiden Armen eine von jenen unsprengbaren Ketten gemacht, welche fester halten als stählerne Klammern, härter sind als der Demant.

„Ich liebe Dich, wie Du nur immer wollen magst," sprach sie, „als Schwester oder als Weib, als Jungfrau oder als Gattin, aber einen Kuß, einen einzigen."

Balsamo war unterjocht; besiegt, gelähmt durch so viel Liebe, ohne Kraft, um länger zu widerstehen, die Augen glühend, die Brust keuchend, den Kopf zurückgeworfen näherte er sich Lorenza, unüberwindlich angezogen, wie das Eisen vom Magnet.

Seine Lippen waren im Begriff die Lippen der jungen Frau zu berühren.

Plötzlich kehrte die Vernunft bei ihm zurück.

Seine Hände peitschten die mit berauschenden Dünsten beladene Luft.

„Lorenza!" rief er, „erwache, ich will es."

Die Kette, die er nicht hatte brechen können, wich sogleich, die Arme, die ihn umschlungen hielten, lösten sich, das glühende Lächeln, das die vertrockneten Lippen von Lorenza halb öffnete, verschwand hinsterbend wie ein Rest des Lebens beim letzten Seufzer; ihre geschlossenen Augen öffneten sich, ihre erweiterten Augensterne zogen sich zusammen; sie schüttelte mühsam die Arme, machte eine große Bewegung der Müdigkeit und fiel ausgestreckt, aber erwacht auf den Sofa.

Balsamo stieß, drei Schritte von ihr sitzend, einen tiefen Seufzer aus.

„Fahre wohl Traum! fahre wohl Glück!" sprach er leise.

LVII.

Die doppelte Existenz. — Das Wachen.

Sobald der Blick von Lorenza wieder seine Macht erlangt hatte, schaute sie rasch umher.

Nachdem sie jeden Gegenstand betrachtet, ohne daß eine von den tausend Nichtigkeiten, welche die Freude der Frauen bilden, den Ernst ihres Gesichtes zu entrunzeln schien, heftete sie ihre Augeu mit einem schmerzlichen Beben auf Balsamo.

Balsamo saß aufmerksam einige Schritte von ihr.

„Abermals Sie?" sagte sie zurückweichend.

Und alle Zeichen des Schreckens traten auf ihrem Antlitz hervor; ihre Lippen erbleichten, der Schweiß perlte an der Wurzel ihrer Haare.

Balsamo antwortete nicht.

„Wo bin ich?" fragte sie.

„Sie wissen, woher Sie kommen, Madame, und das muß Sie natürlich dahin führen, daß Sie errathen, wo Sie sind," erwiederte Balsamo.

„Ja, Sie haben Recht, meine Erinnerungen zurückzurufen, ich entsinne mich in der That. Ich weiß, daß ich von Ihnen verfolgt worden bin, verfolgt durch Sie, entrissen durch Sie den Armen der königlichen Vermittlerin, die ich zwischen Gott und mir gewählt hatte."

„Dann wissen Sie auch, daß diese Prinzessin, so mächtig sie sein mag, Sie nicht zu beschützen vermochte."

„Ja, Sie haben sie besiegt durch irgend eine magische Gewaltthat," rief Lorenza, die Hände faltend; „o mein Gott! mein Gott! befreie mich von diesem Dämon."

„Wo sehen Sie einen Dämon in mir, Madame?" versetzte Balsamo die Achseln zuckend; „einmal für allemal, ich bitte Sie, lassen Sie dieses Gepäcke kindischer Schwärmerei, das Sie von Rom mitgebracht, diesen ganzen Plunder thörichten Aberglaubens, den Sie, seitdem Sie das Kloster verlassen, nach sich schleppen."

„Oh! mein Kloster! wer wird mir mein Kloster zurückgeben?" rief Lorenza in Thränen zerfließend.

„In der That, es ist ein beklagenswerthes Ding um ein Kloster!" sagte Balsamo.

Lorenza stürzte nach einem der Fenster; sie öffnete die Vorhänge, hob sodann den Riegel auf, und ihre

gestreckte Hand stieß an eine von den dicken Stangen, welche mit einem eisernen Gitterwerk bedeckt und unter Blumen verborgen waren, durch die sie viel von ihrer Bedeutung verloren, ohne daß ihnen dadurch etwas von ihrer Wirksamkeit benommen war.

„Gefängniß für Gefängniß," sprach sie, „ich liebe mehr das, welches zum Himmel leitet, als das, welches in die Hölle führt."

Und sie drückte wüthend ihre zarten Fäuste auf die Stangen.

„Wenn Sie vernünftiger wären, Lorenza, würden Sie vor Ihrem Fenster nur Blumen ohne Gitter finden."

„War ich nicht vernünftig, als Sie mich in das andere rollende Gefängniß mit dem Vampyr einschloßen, den Sie Althotas nennen? Und dennoch verloren Sie mich nicht aus dem Blick, dennoch war ich Ihre Gefangene, dennoch, wenn Sie von mir gingen, bliesen Sie in mich den Geist, der mich besitzt und den ich nicht zu bekämpfen vermag? Wo ist er, der furchtbare Greis, der mich vor Schrecken sterben macht? Dort in jenem Winkel, nicht wahr? Wir wollen Beide schweigen und werden sogleich seine Geisterstimme aus der Erde hervorkommen hören!"

„Sie setzen Ihre Einbildungskraft in Verwirrung wie ein Kind," sprach Balsamo. „Althotas, mein Lehrer, mein Freund, mein zweiter Vater, ist ein harmloser Greis, der Sie nie gesehen, sich Ihnen nie genähert, oder wenn er sich Ihnen genähert, wenn er Sie gesehen, in der Verfolgung seines Werkes begriffen, Ihnen keine Aufmerksamkeit geschenkt hat."

„Seines Werkes," murmelte Lorenza, „und was ist denn sein Werk, sprechen Sie?"

„Er sucht das Lebenselixir, was alle erhabene Geister seit sechs tausend Jahren gesucht haben."

„Und was suchen Sie?"

„Ich? die menschliche Vollkommenheit."

„Oh! die Dämonen! die Dämonen!“ sprach Lorenza, die Hände zum Himmel erhebend.

„Gut,“ sagte Balsamo aufstehend, „Ihr Anfall faßt Sie wieder.“

„Mein Anfall?“

„Ja, Ihr Anfall; es gibt Eines, was Sie nicht wissen, Lorenza: Ihr Leben ist in zwei gleiche Perioden getheilt; während der einen sind Sie sanft, gut, vernünftig, während der andern sind Sie wahnsinnig.“

„Und unter dem leeren Vorwande des Wahnsinns schließen Sie mich ein?“

„Ach! es muß sein.“

„Oh! seien Sie grausam, barbarisch, ohne Mitleid; sperren Sie mich ein, tödten Sie mich, aber seien Sie kein Heuchler und geben Sie sich nicht das Ansehen, als beklagten Sie mich, während Sie mir das Innerste zerreißen.“

„Sprechen Sie,“ sagte Balsamo, ohne sich zu ärgern und sogar mit einem wohlwollenden Lächeln, „ist es eine Qual, ein zierliches, bequemes Zimmer zu bewohnen?“

„Gitter, Gitter auf allen Seiten, eiserne Stangen und keine Luft!“

„Diese Gitter sind im Interesse Ihres Lebens da, hören Sie, Lorenza?“

„Oh! er läßt mich am kleinen Feuer sterben und sagt, er denke an mein Leben, er nehme Antheil an meinem Leben!“

Balsamo näherte sich der jungen Frau und wollte mit einer freundschaftlichen Geberde ihre Hand ergreifen; doch sie wich zurück, als ob sie eine Schlange gestreift hätte, und rief:

„Oh! berühren Sie mich nicht.“

„Sie hassen mich also, Lorenza?“

„Fragen Sie den armen Sünder, ob er seinen Henker hasse.“

„Lorenza, Lorenza, weil ich das nicht werden will, nehme ich Ihnen ein wenig von Ihrer Freiheit. Wenn Sie nach Ihrem Willen ab- und zugehen könnten, wer weiß, was

Sie in einem von den Augenblicken Ihres Wahnsinns machen würden?"

„Was ich machen würde? Oh! möchte ich einen Tag frei sein, und Sie werden es sehen."

„Lorenza, Sie behandeln den Gatten schlecht, den Sie vor Gott gewählt."

„Ich habe Sie gewählt? Niemals!"

„Sie sind doch meine Frau."

„Oh! das ist gerade das Werk des Dämons."

„Arme Wahnsinnige!" sagte Balsamo mit einem zärtlichen Blicke.

„Doch ich bin Römerin," murmelte Lorenza, „und eines Tags, eines Tags werde ich mich rächen."

Balsamo schüttelte sanft den Kopf und fragte lächelnd:

„Nicht wahr, Sie sagen das, um mich zu erschrecken, Lorenza?"

„Nein, nein, ich werde thun, was ich sage."

„Christliche Frau, was sprechen Sie da!" rief Balsamo mit einer überraschenden Erhabenheit. „Ihre Religion, welche das Böse mit dem Guten vergelten heißt, ist also nur Heuchelei, da Sie diese Religion zu befolgen behaupten und Gutes mit Bösem vergelten."

Lorenza schien einen Augenblick von diesen Worten betroffen.

„Oh!" sprach sie, „der Gesellschaft ihre Feinde anzeigen ist keine Rache, sondern eine Pflicht."

„Wenn Sie mich als einen Nekromanten, als einen Zauberer anzeigen, so ist es nicht die Gesellschaft, die ich beleidige, es ist Gott, dem ich trotze. Warum, wenn ich Gott trotze, gibt sich Gott, der nur ein Zeichen zu machen braucht, um mich niederzuschmettern, nicht die Mühe, mich zu bestrafen, und überläßt diese Sorge den Menschen, welche schwach sind wie ich, dem Irrthum unterworfen wie ich?"

„Er vergißt, er duldet, er wartet, daß Sie sich bessern," murmelte die junge Frau.

„Und mittlerweile heißt er Sie Ihren Freund, Ihren Wohlthäter, Ihren Gatten verrathen."

„Meinen Gatten! oh! Gott sei Dank! nie hat mich Ihre Hand berührt, ohne mich erröthen, beben zu machen."

„Und, Sie wissen es, ich habe stets edelmüthig Ihnen diese Berührung zu ersparen gesucht."

„Es ist wahr, Sie sind keusch, und dies ist die einzige Belohnung, welche meinem Unglück zu Theil geworden. Oh! wenn ich Ihre Liebe hätte erdulden müssen!"

„O Geheimniß! undurchdringliches Geheimniß!" murmelte Balsamo, welcher mehr seinen Gedanken zu verfolgen, als den von Lorenza zu beantworten schien.

„Endigen wir," sagte Lorenza; „warum nehmen Sie mir meine Freiheit?"

„Warum, nachdem Sie mir dieselbe freiwillig geschenkt, wollen Sie mir sie wieder entziehen? Warum fliehen Sie denjenigen, welcher Sie beschützt? Warum verlangen Sie Beistand von einer Fremden gegen den, welcher Sie liebt? Warum drohen Sie unabläßig dem, welcher Sie nie bedroht, Geheimnisse zu enthüllen, die nicht die Ihrigen sind, und deren Gewicht Sie nicht kennen?"

„Oh!" sagte Lorenza, ohne diese Frage zu beantworten, „der Gefangene, der entschieden frei werden will, wird es immer, und Ihre eisernen Stangen werden mich ebenso wenig zurückhalten, als es Ihr wandernder Käfig gethan hat."

„Sie sind zum Glück für Sie fest," versetzte Balsamo mit einer drohenden Ruhe."

„Gott wird mir einen Sturm wie den von Lothringen, er wird mir einen Blitz schicken, der sie bricht."

„Glauben Sie mir, beten Sie zu Gott, daß er nichts dergleichen thut; glauben Sie mir, mißtrauen Sie diesen romanhaften Exaltationen, Lorenza; hören Sie mich wohl, ich spreche mit Ihnen als Freund."

Es lag so viel gedrängter Zorn in der Stimme von Balsamo, so viel düsteres Feuer brütete in seinen Augen, seine weiße, muskelige Hand zog sich auf eine so seltsame

Weise bei jedem von seinen Worten zusammen, die er langsam und beinahe feierlich sprach, daß Lorenza im höchsten Maaß erschüttert unwillkührlich hörte.

„Sehen Sie, mein Kind,“ fuhr Balsamo fort, ohne daß seine Stimme etwas von ihrer bedrohlichen Gelassenheit verloren hatte, „ich habe dieses Gefängniß für eine Königin bewohnbar zu machen gesucht; wären Sie eine Königin, es würde Ihnen nichts fehlen. Besänftigen Sie also diese tolle Exaltation. Leben Sie hier wie Sie in Ihrem Kloster gelebt hätten. Gewöhnen Sie sich an meine Gegenwart; lieben Sie mich wie einen Freund, wie einen Bruder. Ich habe großen Kummer, ich werde Ihnen denselben anvertrauen; furchtbare Täuschungen suchen mich heim, zuweilen wird ein Lächeln von Ihnen mich trösten. Je mehr ich Sie gut, aufmerksam, geduldig sehe, desto dünner werde ich die Gitterstangen Ihrer Zelle machen; wer weiß? in einem Jahr, in sechs Monaten vielleicht sind Sie so frei als ich, insofern Sie mir Ihre Freiheit nicht mehr stehlen wollen.“

„Nein, nein,“ rief Lorenza, welche nicht begreifen konnte, wie sich eine so furchtbare Entschlossenheit mit einem so sanften Tone verbinden sollte, „nein, keine Versprechungen, keine Lügen mehr. Sie haben mich entführt, mit Gewalt entführt; ich gehöre mir und nur mir allein; geben Sie mich wenigstens Gott zurück, wenn Sie mich nicht mir selbst zurückgeben wollen. Bis jetzt habe ich Ihre Zwangsherrschaft ertragen, weil ich mich erinnere, daß Sie mich Räubern entrissen, welche mich zu entehren im Begriffe waren; doch schon schwächt sich meine Dankbarkeit. Noch einige Tage dieses Gefängnisses, das mich empört, und ich werde nicht mehr Ihre Verpflichtete sein, und später, später, nehmen Sie sich in Acht, ich komme vielleicht dahin, daß ich glaube, Sie seien zu diesen Räubern in einer geheimnißvollen Beziehung gestanden.“

„Werden Sie mir die Ehre erweisen, in mir einen Banditenanführer zu sehen?“ fragte Balsamo ironisch.

„Ich weiß nicht, aber ich habe wenigstens Zeichen, Worte wahrgenommen."

„Sie haben Zeichen, Worte wahrgenommen?" rief Balsamo erbleichend.

„Ja, ja, ich habe sie wahrgenommen, ich weiß sie, ich kenne sie."

„Doch Sie werden sie nie sagen; Sie werden sie keiner lebenden Seele wiederholen; Sie werden sie in der tiefsten Tiefe Ihrer Erinnerung verschließen, damit sie erstickt darin sterben."

„Oh! ganz im Gegentheil!" rief Lorenza, glücklich, wie man es im Zorn ist, endlich die verwundbare Stelle ihres Gegners zu finden. „Ich werde sie ängstlich in meinem Gedächtnisse aufbewahren, diese Worte, ich werde sie leise wiederholen, so oft ich allein bin, und laut bei der ersten Gelegenheit; ich habe sie bereits gesagt."

„Wem?" fragte Balsamo.

„Der Prinzessin."

„Nun! Lorenza, hören Sie wohl," sprach Balsamo, indem er seine Finger in sein Fleisch drückte, um die Gährung zu löschen und sein empörtes Blut zurückzudrängen, „wenn Sie dieselben gesagt haben, so werden Sie es doch nicht mehr thun; Sie werden sie nicht mehr wiederholen, weil ich die Thüren verschlossen halten, weil ich die Spitzen dieser eisernen Stangen schärfen, weil ich, wenn es sein muß, die Mauern dieses Hauses erhöhen werde, bis sie so hoch sind, wie die von Babel."

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, Balsamo," rief Lorenza, „man kommt aus jedem Gefängniß, besonders wenn die Liebe für die Freiheit sich durch den Haß gegen den Tyrannen verstärkt."

„Vortrefflich, gehen Sie also von hier weg, Lorenza, doch hören Sie wohl, Sie haben nur zweimal von hier wegzugehen: bei dem ersten Male züchtige ich Sie so grausam, daß Sie alle Thränen Ihres Leibes vergießen werden, bei dem zweiten Male schlage ich Sie so unbarmherzig, daß Sie alles Blut Ihrer Adern vergießen."

„Mein Gott! mein Gott! er wird mich ermorden,“ heulte die junge Frau, zum letzten Paroxismus des Zornes gelangt, während sie sich die Haare ausraufte und auf dem Boden wälzte.

Balsamo betrachtete sie einen Augenblick mit einer Mischung von Zorn und Mitleid. Endlich schien das Mitleid den Sieg über den Zorn davonzutragen.

„Hören Sie, Lorenza,“ sprach er, „kommen Sie zu sich; seien Sie ruhig, es wird ein Tag erscheinen, wo Sie reichlich für das belohnt werden, was Sie gelitten haben, oder gelitten zu haben glauben.“

„Eingesperrt! eingesperrt!“ rief Lorenza, ohne auf Balsamo zu hören.

„Geduld!“

„Geschlagen!“

„Das ist eine Zeit der Prüfung.“

„Wahnsinnig! wahnsinnig!“

„Sie werden wiedergenesen.“

Oh! werfen Sie mich sogleich in ein Irrenhaus! Sperren Sie mich auf der Stelle in einen wahren Kerker ein!“

„Nein! Sie haben mich zu gut von dem unterrichtet, was Sie gegen mich thun werden.“

„Also den Tod!“ schrie Lorenza, „auf der Stelle den Tod!“

Und sie erhob sich mit der Geschmeidigkeit und der Schnelligkeit eines wilden Thieres, und stürzte gegen die Wand, um sich den Schädel daran zu zerschellen.

Doch Balsamo hatte nur die Hand gegen sie auszustrecken und aus der Tiefe seines Willens mehr noch, als mit den Lippen ein einziges Wort auszusprechen, um sie auf dem Wege aufzuhalten: Lorenza blieb plötzlich stehen, wankte und fiel entschlummert in die Arme von Balsamo.

Der seltsame Zauberer, der sich die ganze materielle Seite dieser Frau unterworfen zu haben schien, aber vergebens gegen die moralische Seite kämpfte, hob sie in seine Arme empor und trug sie auf ihr Bett; dann drückte

er auf ihre Lippen einen langen Kuß, zog die Vorhänge ihres Bettes sowie die der Fenster zu, und ging hinaus.

Lorenza aber umhüllte ein sanfter, wohlwollender Schlaf, wie der Mantel einer guten Mutter das eigensinnige Kind umhüllt, das viel gelitten, viel geweint hat.

LVIII.

Der Besuch.

Lorenza hatte sich nicht getäuscht. Ein Wagen, nachdem er durch die Barrière Saint-Denis hereingefahren, nachdem er in seiner ganzen Länge den Faubourg desselben Namens verfolgt, hatte sich zwischen dem Thore und der Ecke des letzten Hauses gedreht, und fuhr das Boulevard entlang.

Dieser Wagen enthielt, wie es die Seherin gesagt hatte, Herrn Louis von Rohan, Bischof von Straßburg, den seine Ungeduld antrieb, den Zauberer vor der festgestellten Zeit in seiner Höhle aufzusuchen. Der Kutscher, durch viele galante Abenteuer des schönen Prälaten gegen die Dunkelheit, die Aushohlungen der Wege und die Gefahren gewisser geheimnißvoller Straßen festgemacht, wurde nicht im Geringsten verdrießlich, als er, nachdem er den noch bevölkerten Boulevards Saint-Denis und Saint-Martin gefolgt war, nach dem verlassenen, düsteren Boulevard de la Bastille fahren mußte.

Der Wagen hielt an der Ecke der Rue Saint-Claude auf demselben Boulevard an und verbarg sich, gemäß dem Befehle des Herrn, unter den Bäumen, in einer Entfernung von zwanzig Schritten.

Herr von Rohan, der zuvor eine bürgerliche Kleidung angezogen hatte, schlüpfte in die Gasse und klopfte dreimal an die Thüre des Hotel, das er leicht durch die Beschreibung erkannte, die ihm der Graf von Fönix davon gemacht hatte.

Die Schritte von Fritz erschollen im Hofe; die Thüre öffnete sich.

„Wohnt hier nicht der Herr Graf von Fönix?" fragte der Prinz.

„Ja, Monseigneur," antwortete Fritz.

„Ist er zu Hause?"

„Ja, Monseigneur."

„Gut, melden Sie mich."

„Seine Eminenz der Cardinal von Rohan, nicht wahr, Monseigneur?"

Der Prinz war ganz verblüfft. Er schaute sich an, er schaute umher, ob etwas in seiner Kleidung oder in seiner Umgebung seinen Stand verrathen haben könnte. Er war allein und als Laie gekleidet.

„Woher wissen Sie meinen Namen?" fragte er.

„Mein Herr hat mir so eben gesagt, er erwarte Seine Eminenz."

„Ja, doch morgen, übermorgen?"

„Nein, Monseigneur, diesen Abend."

„Ihr Herr hat Ihnen gesagt, er erwarte mich diesen Abend?"

„Ja, Monseigneur."

„Gut, so melden Sie mich," sprach der Cardinal und drückte Fritz einen doppelten Louis d'or in die Hand.

„Eure Eminenz wolle die Gnade haben, mir zu folgen," sagte Fritz.

Der Cardinal machte mit dem Kopf ein Zeichen der Einwilligung.

Fritz ging mit eiligen Schritten nach der Thüre des Vorzimmers, das ein großer Candelaber von vergoldetem Bronze mit seinen zwölf Kerzen erleuchtete.

Der Cardinal folgte ganz erstaunt, ganz träumerisch.

„Mein Freund," sagte er, indem er an der Thüre des Salon stehen blieb, „es ist ohne Zweifel ein Mißverständniß, und ich möchte in diesem Fall den Herrn Grafen nicht gern belästigen; ich kann unmöglich von ihm erwartet werden, da er nicht weiß, daß ich kommen sollte."

„Monseigneur ist wohl der Cardinal Prinz von Rohan, Bischof von Straßburg?" fragte Fritz.

„Ja, mein Freund."

„Dann ist es Monseigneur, den der Herr Graf erwartet."

Und Fritz zündete nach und nach die Kerzen der zwei andern Candelaber an, verbeugte sich und ging hinaus.

Es verliefen fünf Minuten, während welcher der Cardinal, einer seltsamen Aufregung preisgegeben, das äußerst elegante Geräthe dieses Salon und die acht Meistergemälde betrachtete, welche an den Wänden hingen.

Die Thüre öffnete sich und der Graf von Fönix erschien auf der Schwelle.

„Guten Abend, Monseigneur," sprach er einfach.

„Man hat mir gesagt, Sie erwarteten mich," rief der Cardinal, ohne diesen Gruß zu erwiedern, „Sie erwarteten mich diesen Abend? das ist unmöglich."

„Ich bitte Monseigneur um Vergebung, doch ich erwartete Sie," antwortete der Graf. „Vielleicht bezweifelt Monseigneur meine Worte, da er den unwürdigen Empfang sieht, den ich ihm bereite? Doch erst seit einigen Tagen in Paris angekommen, bin ich kaum einquartiert. Seine Eminenz wolle mich daher entschuldigen!"

„Sie erwarteten mich! Und wer hat Sie von meinem Besuch benachrichtigt?"

„Sie selbst, Monseigneur."

„Wie dies?"

„Haben Sie nicht Ihren Wagen an der Barrière Saint-Denis anhalten lassen?"

„Ja."

„Haben Sie nicht Ihrem Bedienten gerufen, der mit Seiner Eminenz am Schlage der Carrosse sprach?"

„Ja."

„Haben Sie nicht zu ihm gesagt: „„Rue Saint-Claude, im Marais, durch den Faubourg Saint-Denis und über das Boulevard,"" welche Worte er dem Kutscher wiederholte?"

„Ja. Sie haben mich also gesehen? Sie haben mich also gehört?"

„Ich habe Sie gesehen, ich habe Sie gehört."

„Sie waren also dort?"

„Nein, Monseigneur, ich war nicht dort."

„Wo waren Sie denn?"

„Ich war hier."

„Sie haben mich von hieraus gesehen, gehört?"

„Ja, Monseigneur."

„Gehen Sie doch!"

„Monseigneur vergißt, daß ich ein Zauberer bin."

„Ah! das ist wahr, ich vergaß es. Herr . . . wie soll ich Sie nennen? Herr Baron Balsamo, oder Herr Graf von Fönix?"

„In meinem Hause, Monseigneur, habe ich keinen Namen: ich nenne mich Meister."

„Ja, das ist der hermetische Titel. Sie erwarteten mich also, Meister?"

„Ich erwartete Sie."

„Und Sie haben Ihr Laboratorium geheizt?"

„Mein Laboratorium ist beständig geheizt, Monseigneur."

„Und Sie erlauben mir, in daselbe einzutreten?"

„Ich werde die Ehre haben, Eure Eminenz zu führen."

„Ich folge Ihnen, doch unter einer Bedingung."

„Unter welcher?

„Sie müssen mir versprechen, mich nicht persönlich mit dem Teufel in Rapport zu bringen. Ich habe große Angst vor Seiner Majestät Lucifer."

„Oh! Monseigneur!"

„Ja, gewöhnlich nimmt man, um den Teufel zu machen, große Spitzbuben von verabschiedeten französischen Garden oder Fechtmeister, welche, um die Rolle von Satan natürlich zu spielen, die Leute mit Nasenstübern und Backenstreichen bewirthen, nachdem sie zuvor die Lichter ausgelöscht haben."

„Monseigneur," sprach Balsamo lächelnd," meine Teufel vergessen nie, daß sie die Ehre haben, mit Prinzen beschäftigt zu sein, und sie erinnern sich stets des Wortes

von Herrn von Condé, der einem derselben versprach, er würde ihm, wenn er sich nicht ruhig hielte, so schön den Pelz ausklopfen, daß er genöthigt wäre, wegzugehen oder sich anständig zu betragen."

„Gut," sagte der Cardinal, „das entzückt mich; gehen wir in das Laboratorium."

„Will Eure Eminenz die Gnade haben, mir zu folgen?"

„Immerzu."

XLIX.

Das Gold.

Der Cardinal von Rohan und Balsamo nahmen ihren Weg nach einer kleinen Treppe, welche parallel mit der großen in die Salons des ersten Stockes führte: hier fand Balsamo unter einem Gewölbe eine Thüre, die er öffnete, und ein düsterer Gang erschien vor den Augen des Cardinals, der sogleich entschlossen eintrat.

Bei dem Geräusche, das diese Thüre sich schließend machte, schaute der Cardinal mit einer gewissen Unruhe hinter sich.

„Monseigneur, wir sind an Ort und Stelle," sagte Balsamo; „wir haben nur noch diese letzte Thüre vor uns zu öffnen und hinter uns zu schließen; erstaunen Sie übrigens nicht über den seltsamen Ton, den sie von sich geben wird: sie ist von Eisen."

Der Cardinal, den das Geräusch der ersten Thüre beben gemacht hatte, ward zum Glück zur rechten Zeit in Kenntniß gesetzt, denn bei dem metallischen Aechzen der Angeln und des Schlosses dürften wohl minder empfindliche Nerven, als die seinigen, unangenehm vibrirt haben.

Er stieg drei Stufen hinab und trat ein.

Ein geräumiges Cabinet mit nackten Balken am Plafond, eine große Lampe und ihr Deckel, viele Bücher,

chemische und physikalische Instrumente in großer Anzahl, dies war der erste Anblick des neuen Gelasses.

Nach Verlauf von einigen Sekunden, fühlte der Cardinal, daß er nur mühsam athmete.

„Was soll das bedeuten?“ fragte er; „man erstickt hier, Meister, der Schweiß läuft an mir herab. Was für ein Geräusch ist das?“

„Das ist die Frage, Monseigneur, wie Shakespeare sagt,“ versetzte Balsamo, indem er einen großen Vorhang von Asbest zurückzog und einen weiten Ofen von Backsteinen entblößte, in dessen Mitte zwei Löcher wie die Augen des Löwen in der Finsterniß funkelten.

Dieser Ofen bildete den Mittelpunkt eines zweiten Gelasses von der doppelten Größe des ersten, das der Prinz, weil es durch den Asbestvorhang verkleidet war, nicht gesehen hatte.

„Oh! oh!“ sagte der Prinz zurückweichend, „mir scheint, das ist ziemlich furchtbar.“

„Es ist ein Ofen, Monseigneur.“

„Ja, allerdings, doch Sie haben Shakespeare angeführt, ich werde Molière citiren: es giebt Oefen und Oefen, dieser hat ein ganz diabolisches Aussehen und sein Geruch gefällt mir gar nicht; was kocht man darin?“

„Was Eure Eminenz von mir gefordert hat.“

„Wie beliebt?“

„Ganz gewiß. Eure Eminenz hat, glaube ich, die Gnade gehabt, eine Probe von der Art und Weise meines Benehmens zu empfangen. Ich sollte erst morgen Abend zum Werke schreiten, da Eure Eminenz erst übermorgen kommen wollte; doch Eure Eminenz hat ihren Willen geändert, und ich habe, sobald ich Sie auf dem Wege nach der Rue Saint-Claude erblickte, den Ofen angezündet und die Mischung gemacht; in Folge hievon arbeitet der Ofen und in zehn Minuten werden Sie Ihr Gold haben. Erlauben Sie, daß ich das Fenster öffne, um einen Luftzug zu bekommen.“

„Wie! diese auf den Ofen gestellten Schmelztiegel...“

„Werden uns in zehn Minuten Gold so rein als die Zechinen von Venedig und die Gulden von Toscana geben.“

„Man kann es doch wohl sehen.“

„Ganz gewiß; wir wollen nur einige unerläßliche Vorsichtsmaßregeln nehmen.“

„Welche?“

„Binden Sie auf Ihr Gesicht diese Asbestmaske mit gläsernen Augen, ohne welche Ihnen das Feuer, so glühend ist es, wohl das Gesicht verbrennen könnte.“

„Pest! wir wollen uns in Acht nehmen; ich halte etwas auf meine Augen und würde sie nicht für die hundert tausend Thaler geben, die Sie mir versprochen haben.“

„Das dachte ich, Monseigneur; die Augen Eurer Eminenz sind schön und gut.“

Dies Compliment mißfiel keines Wegs dem auf seine persönlichen Vorzüge sehr eitlen Prinzen.

„Ah! ah!“ machte er, indem er die Maske befestigte, „wir sagen also, wir werden Gold sehen.“

„Ich hoffe es, Monseigneur.“

„Für hundert tausend Thaler?“

„Ja, Monseigneur; vielleicht gibt es ein wenig mehr, denn ich habe die Mischung reichlich gemacht.“

„Sie sind in der That ein edler Zauberer,“ sprach der Prinz mit einem freudigen Herzklopfen.

„Weniger, als Eure Hoheit, die mir dies zu sagen die Gnade hat. Nur wollen Sie ein wenig auf die Seite treten, Monseigneur, damit ich die Platte des Tiegels öffnen kann.“

Balsamo zog ein kurzes Asbesthemd an, ergriff mit kräftigem Arme eine eiserne Zange und hob einen durch die Hitze des Feuers gerötheten Deckel auf, wodurch vier Tiegel von ähnlicher Form entblößt wurden, von denen die einen eine zinnoberrothe Mischung, die andern eine bereits weiß werdende Materie, jedoch mit einem Reste von purpurner Durchsichtigkeit, enthielten.

„Ah! das ist Gold,“ sagte der Prälat mit halber Stimme, als hätte er durch ein zu lautes Wort das Ge-

heimniß, welches vor ihm in Erfüllung ging, zu stören befürchtet.

„Ja, Monseignenr, diese vier Tiegel sind etagirt: die einen kochen zwölf Stunden, die andern eilf. Die Mischung, und dies ist ein Geheimniß, das ich einem Freunde der Wissenschaft enthülle, wirft sich erst in dem Augenblick der Aufwallung in die Materie. Aber der erste Tiegel hier wird weiß, wie Eure Eminenz sehen kann; es ist Zeit, die bei dem Punkte angelegte Materie umzugießen. Wollen Sie zurückweichen, Monseigneur."

Der Prinz gehorchte mit derselben Pünktlichkeit wie ein Soldat einem Befehle seines Anführers. Balsamo ließ die bereits durch die Berührung der rothen Tiegel heiße eiserne Zange los und näherte dem Ofen eine Art von Amboß mit Röllchen, worauf in eisernen Formen acht cylindrische Model von demselben Umfang eingefügt waren.

„Was ist das, lieber Zauberer?" fragte der Prinz.

„Monseigneur, das ist der gewöhnliche, einförmige Model, in welchen ich Ihre Goldstangen gießen will."

„Ah! ah!" machte der Prinz.

Balsamo breitete auf dem Boden ein Lager von Werg aus. Er stellte sich zwischen den Amboß und den Ofen, öffnete ein großes Buch, sprach, ein Stäbchen in der Hand, eine Anrufung und nahm sodann eine riesige Zange, welche den Schmelztiegel in ihre gekrümmten Arme fassen sollte.

„Das Gold wird herrlich sein, Monseigneur, und von der besten Qualität," sagte er.

„Wie," fragte der Prinz, „Sie heben diesen Topf vom Feuer?"

„Ja, Monseigneur, und er wiegt fünfzig Pfund; oh! ich erkläre Ihnen, wenige Gießer haben meine Muskeln und meine Geschicklichkeit; fürchten Sie also nichts."

„Wenn jedoch der Tiegel zerspränge . . ."

„Das ist mir einmal begegnet, Monseigneur; es war im Jahre 1399; ich machte einen Versuch mit Nicolaus Flamel, in seinem Hause in der Rue des Ecrivins, bei

der Kapelle Saint=Jacques=la=Boucherie. Der arme Flamel hätte beinahe das Leben eingebüßt, und ich verlor sieben und zwanzig Mark von einer Substanz, welche kostbarer war, als Gold."

„Was Teufels sagen Sie mir da, Meister?"

„Die Wahrheit."

„Im Jahr 1399 verfolgten Sie das große Werk?"

„Ja, Monseigneur?"

„Mit Nicolaus Flamel?"

„Mit Nicolaus Flamel; wie fanden das Geheimniß mit einander fünfzig oder sechzig Jahre früher, als wir mit Peter Bonus in der Stadt Pola arbeiteten. Er verstopfte den Tiegel nicht schnell genug, und mein rechtes Auge war auf zehn bis zwölf Jahre durch die Ausdünstung verloren."

„Peter Bonus?

„Derjenige welcher das berühmte Werk von der **Margarita pretiosa** verfaßte, ein Werk, das Sie ohne Zweifel kennen."

„Ja, es hat die Jahreszahl 1330."

„So ist es, Monseigneur."

„Und Sie haben Peter Bonus und Flamel gekannt?"

„Ich war der Schüler von dem einen und der Meister von dem andern."

Und während sich der Cardinal erschrocken fragte, ob der Mann an seiner Seite nicht eher der Teufel in Person, als einer von seinen Helfershelfern wäre, tauchte Balsamo seine Zange mit den langen Armen in den Ofen.

Das Zusammendrücken war sicher und rasch. Der Alchemist umfaßte den Tiegel vier Zoll unter dem Rand, versicherte sich, indem er ihn nur einige Zoll in die Höhe hob, daß er ihn gut hielt, machte durch eine kräftige Anstrengung seine Muskeln starr, und nahm den furchtbaren Topf aus seiner Gluth; die Hände der Zange rötheten sich alsbald; dann sah man über den Thon weiße Furchen wie Blitze in einer schwefligen Wolke hinlaufen. Hierauf verdunkelten sich die Ränder des Tiegels in Rothbraun,

während der conische Grund noch rosenfarbig und silbern auf dem Halbschatten des Ofens erschien; endlich zischte das rieselnde Metall, auf welchem sich ein violetter, von Goldfalten überkräuselter Rahm gebildet hatte, durch die Rinne des Tiegels und fiel in flammenden Güssen in den schwarzen Model, an dessen Mündung, wüthend und schäumend, die goldene Masse erschien, welche durch ihr Beben des gemeinen Metalles spottete, das sie umschloß.

„Nun zum zweiten," sagte Balsamo, indem er zu einem andern Model überging.

Und der zweite Model wurde mit derselben Geschicklichkeit und derselben Kraft gefüllt.

Der Schweiß fiel in großen Tropfen von der Stirne des Operateur: der Zuschauer bekreuzte sich im Schatten.

In der That, es war eine Gemälde von wilder, schreckensvoller Majestät. Von den rothgelben Reflexen der metallischen Flamme beleuchtet, glich Balsamo den Verdammten, welche Michael Angelo und Dante im Grunde ihrer Kessel drehen.

Balsamo athmete nicht zwischen den zwei Operationen, die Zeit drängte.

„Es wird hier einen kleinen Verlust geben," sagte er, nachdem er den zweiten Model gefüllt hatte; „ich habe die Mischung eine Hundertstelsminute zu lang kochen lassen."

„Eine Hundertstelsminute!" rief der Cardinal, der sein Erstaunen nicht länger zu verbergen suchte.

„Das ist ungeheuer in der Hermetik, Monseigneur," versetzte Balsamo naiv; „doch mittlerweile, Eminenz, sind hier zwei Tiegel leer und hier zwei Tiegel voll und hundert Pfund feines Gold."

Und er ergriff mit Hülfe seiner mächtigen Zange den ersten Model, warf ihn in das Wasser, das lange Zeit schäumte und rauchte, öffnete ihn sodann und zog ein Stück tadelloses Gold heraus, das die Form eines kleinen, an beiden Polen abgeplatteten Zuckerhutes hatte.

„Wir haben beinahe eine Stunde auf die zwei an-

dern Tiegel zu warten," sagte Balsamo; „will Eure Eminenz einstweilen sich setzen oder frische Luft schöpfen?"

„Ist das Gold?" versetzte der Cardinal, ohne auf die Frage des Operateur zu antworten.

Balsamo lächelte. Der Cardinal war wohl in seinen Händen.

„Sollten Sie daran zweifeln, Monseigneur?"

„Hören Sie, die Wissenschaft hat sich so oft getäuscht . . ."

„Sie sagen nicht Ihren ganzen Gedanken, mein Prinz," sprach Balsamo. „Sie glauben, ich täusche Sie, und zwar wissentlich. Monseigneur, ich wäre sehr wenig in meinen Augen, wenn ich so handelte, denn mein Ehrgeiz ginge nicht über die Mauern meines Cabinets, das Sie ganz erstaunt verlassen würden, um Ihre Bewunderung bei dem ersten dem besten Goldschläger zu verlieren. Erweisen Sie mir mehr Ehre, mein Prinz, und glauben Sie mir, daß, wenn ich Sie täuschen wollte, dies geschickter und in einem höhern Zwecke geschehen würde. Ueberdies weiß Eure Eminenz, wie man das Gold prüft?"

„Allerdings, mit dem Probierstein."

„Monseigneur hat unfehlbar selbst den Versuch gemacht, und wäre es nur mit den im Spiele sehr häufig vorkommenden spanischen Unzen, welche von dem feinsten Golde sind, das man finden kann, unter denen man aber häufig falsche trifft?"

„Das ist mir in der That begegnet."

„Nun, Monseigneur, hier ist ein Stein und Säure."

„Nein, ich bin überzeugt."

„Monseigneur, machen Sie mir das Vernügen, versichern sie sich, daß diese Stangen nicht nur Gold, sondern auch Gold ohne Beimischung sind."

Es schien dem Cardinal zu widerstreben, daß er diesen Beweis von Ungläubigkeit geben sollte; doch er war sichtbar noch nicht überzeugt.

Balsamo rieb selbst die Stange und unterwarf das Resultat dem Versuche seines Gastes.

„Acht und zwanzig Karate," sagte er, „ich will die zwei andern gießen."

Zehn Minuten nachher waren die zweihundert Pfund Gold in vier Stangen auf dem durch die Berührung erwärmten Werg ausgebreitet.

„Monseigneur ist im Wagen gekommen, nicht wahr, wenigstens habe ich ihn im Wagen kommen sehen."

„Ja."

„Monseigneur wird seinen Wagen nahe an die Thüre fahren lassen und mein Lackei trägt die Stangen in die Carrosse."

„Hundert tausend Thaler," murmelte der Cardinal, indem er seine Maske abnahm, als wöllte er mit seinen eigenen Augen das Gold zu seinen Füßen liegen sehen.

„Und von diesem, Monseigneur, können Sie sagen, woher es kommt, nicht wahr, denn Sie haben es machen sehen?"

„Oh! ja, und ich werde es bezeugen."

„Nein, nein," sprach rasch Balsamo, „man liebt die Gelehrten in Frankreich nicht: bezeugen Sie nichts, Monseigneur. Oh! wenn ich Theorien machen würde, statt Gold, das wäre etwas Anderes."

„Was kann ich denn für Sie thun?" sagte der Prinz, während er mühsam eine Stange von fünfzig Pfund mit seinen zarten Händen aufhob.

Balsamo schaute ihn fest an, und brach dann mit Hintansetzung aller Achtung in ein Gelächter aus.

„Was ist denn Lächerliches in dem, was ich Ihnen sage?" fragte der Cardinal.

„Eure Eminenz bietet mir, glaube ich, ihre Dienste an?"

„Allerdings."

„Wäre es in der That nicht geeigneter, ich würde Ihnen die meinigen anbieten?"

Das Gesicht des Cardinals verdüsterte sich.

„Sie verbinden mich, mein Herr," sagte er, „und ich beeile mich, dies anzuerkennen; sollte jedoch die Dankbarkeit, die ich für Sie hege, schwerer sein, als ich glaube,

so würde ich sie nicht annehmen; es gibt, Gott sei Dank, in Paris noch Wucherer genug, daß ich halb auf Pfand, halb auf meine Unterschrift von heute bis übermorgen, hundert tausend Thaler finde, und schon mein Bischofsring ist vierzig tausend Livres werth."

Und der Prälat streckte seine frauenartig weiße Hand aus, an deren Fingerring ein Diamant so groß wie eine Haselnuß glänzte.

„Mein Prinz," sagte Balsamo, sich verbeugend, „Sie haben unmöglich einen Augenblick glauben können, es sei meine Absicht, Sie zu beleidigen."

Dann fuhr er fort, als ob er mit sich selbst spräche:

„Es ist seltsam, daß die Wahrheit diese Wirkung auf Jeden macht, der sich Prinz nennt."

„Wie so?"

„Ei! ganz gewiß; Eure Eminenz trägt mir seine Dienste an; ich frage Sie selbst, Monseigneur, von welcher Art können Dienste sein, die mir Eure Eminenz zu leisten im Stande ist."

„Vor Allem mein Credit bei Hofe."

„Monseigneur, Monseigneur, Sie wissen wohl, daß Ihr Credit sehr erschüttert ist, und der von Herrn von Choiseul wäre mir beinahe ebenso lieb, obgleich er vielleicht nicht vierzehn Tage mehr Minister zu bleiben hat. Mein Prinz, was den Credit betrifft, wollen wir uns an den meinigen halten. Hier ist schönes und gutes Gold. So oft Eure Eminenz davon will, wird sie es mir den Tag vorher oder an demselben Morgen sagen lassen, und ich werde ihr nach ihrem Wunsche liefern; und mit Gold hat man Alles, nicht wahr, Monseigneur?"

„Nicht Alles," murmelte der Cardinal, der in den Rang des Schützlings herabgefallen war und nicht einmal seine Beschützerstellung wieder zu erringen suchte.

„Ah! das ist wahr," sagte Balsamo. „Ich vergaß, daß Monseigneur noch etwas Anderes wünscht, als Gold; ein kostbareres Gut, als alle Reichthümer der Welt; doch das geht die Wissenschaft nichts an, das gehört zum Ressort

der Magie. Monseigneur, sprechen Sie ein Wort, und der Alchemist wird dem Magier Platz machen."

„Ich danke, mein Herr, ich brauche nichts mehr und wünsche nichts mehr," sagte traurig der Cardinal.

Balsamo näherte sich ihm und sprach:

„Monseigneur, ein junger, schöner, glühender, reicher Prinz, der sich Rohan nennt, kann einem Magier keine solche Antwort geben."

„Und warum dies?"

„Weil der Magier im Grunde des Herzens liest und das Gegentheil weiß."

„Ich verlange nichts, ich will nichts, mein Herr," versetzte der Cardinal beinahe erschrocken.

„Ich hätte im Gegentheil geglaubt, die Wünsche Seiner Eminenz wären so, daß Monseigneur sie sich selbst nicht zu gestehen wagte, anerkennend, daß es Wünsche eines Königs sind."

„Mein Herr," sprach der Cardinal bebend, „Sie spielen, glaube ich, auf ein paar Worte an, die Sie schon bei der Prinzessin gesagt haben?"

„Ja, ich gestehe es, Monseigneur."

„Mein Herr, dann haben Sie sich getäuscht, und Sie täuschen sich jetzt abermals."

„Vergessen Sie, Monseigneur, daß ich ebenso klar sehe, was in Ihrem Herzen in diesem Augenblick vorgeht, als ich klar Ihren Wagen aus dem Kloster der Carmeliterinnen in Saint-Denis herauskommen, durch die Barrière und über das Boulevard fahren und unter den Bäumen fünfzig Schritte von meinem Hause anhalten sah."

„Dann erklären Sie sich und sagen Sie mir etwas, was mich schlagend berührt."

„Monseigneur, die Prinzen Ihres Hauses mußten immer eine große, abenteuerliche Liebe haben; Sie arten nicht aus, das ist das Gesetz."

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Graf," stammelte der Prinz.

„Im Gegentheil, Sie begreifen mich vortrefflich. Ich

hätte mehrere Saiten berühren können, die in Ihnen vibriren, doch warum das Unnöthige? Ich bin gerade auf die losgegangen, welche ich angreifen mußte; oh! diese vibrirt tief, dessen bin ich sicher."

Der Cardinal erhob das Haupt und befragte mit einer letzten Anstrengung des Mißtrauens den so klaren und sichern Blick von Balsamo.

Balsamo lächelte mit einem solchen Ausdruck von Ueberlegenheit, daß der Cardinal die Augen niederschlug.

„Oh! Sie haben Recht, Monseigneur, Sie haben Recht, schauen Sie mich nicht an; denn ich sehe zu klar, was in Ihrem Herzen vorgeht; denn Ihr Herz ist wie ein Spiegel, der die Form der Gegenstände behaupten würde, die er wiedergestrahlt hat."

„Stille, Graf von Fönix, stille!" sagte der Cardinal unterjocht.

„Ja, Sie haben Recht, stille; denn der Augenblick ist noch nicht gekommen, eine solche Liebe sehen zu lassen."

„Noch nicht, haben Sie gesagt?"

„Noch nicht."

„Diese Liebe hat also eine Zukunft?"

„Warum nicht?"

„Und Sie könnten mir sagen, ob diese Liebe nicht wahnsinnig ist, wie ich geglaubt habe, wie ich noch glaube, wie ich bis zu dem Augenblick glauben werde, wo mir ein Beweis vom Gegentheil gegeben sein wird?"

„Sie verlangen viel, Monseigneur; ich kann Ihnen nichts sagen, ohne in Berührung mit der Person, welche Ihnen diese Liebe einflößt, oder mit irgend einem Gegenstande, der von ihr kommt, gesetzt zu sein."

„Und was für ein Gegenstand müßte das sein?"

„Zum Beispiel eine Flechte von ihren schönen goldenen Haaren, so klein sie auch wäre."

„Oh! ja, Sie sind ein tiefer Mann! Ja, Sie haben es gesagt, Sie lesen in den Herzen, wie ich in einem Buche lesen würde."

„Ach! das sagte mir Ihr armer Urgroßoheim der Chevalier Louis von Rohan, als ich auf der Plattform der Bastille am Fuße des Blutgerüstes, das er so muthig bestieg, von ihm Abschied nahm."

„Er sagte Ihnen das . . . er sagte Ihnen, Sie seien ein tiefer Mann?"

„Und ich lese in den Herzen. Ja, denn ich hatte ihn vorher davon in Kenntniß gesetzt, der Chevalier von Bréault würde ihn verrathen. Er wollte mir nicht glauben, und der Chevalier von Bréault verrieth ihn."

„Was für eine sonderbare Vergleichung machen Sie zwischen meinem Ahnherrn und mir?" sagte der Cardinal unwillkührlich erbleichend.

„Das geschieht einzig und allein, um Sie daran zu erinnern, daß Sie vor Allem klug sein sollen, Monseigneur, wenn Sie sich Haare verschaffen wollen, die Sie sich sollen unter einer Krone abschneiden müssen."

„Gleichviel, wo sie genommen werden müssen, Sie werden sie bekommen, mein Herr."

„Gut, hier ist Ihr Gold, Monseigneur; ich hoffe, Sie sollen nicht mehr daran zweifeln, daß es gewiß Gold ist?"

„Geben Sie mir eine Feder und Papier."

„Wozu, Monseigneur?"

„Damit ich Ihnen einen Empfangsschein für die hundert tausend Thaler ausstellen kann, die Sie mir so freundlich leihen."

„Was denken Sie, Monseigneur? Mir einen Empfangsschein, und warum dies?"

„Ich entlehne häufig, mein lieber Graf," sprach der Cardinal; „doch ich sage Ihnen, daß ich nie annehme."

„Wie es Ihnen beliebt, mein Prinz."

Der Cardinal nahm eine Feder vom Tisch und schrieb mit einer ungeheuren, unleserlichen Schrift einen Schein, dessen Orthographie der Haushälterin eines Meßners in unsern Tagen Angst machen würde.

„Ist es so?" fragte er, indem er ihn Balsamo bot.

„Vollkommen," versetzte der Graf und steckte den

Schein in seine Tasche, ohne nur einen Blick darauf zu werfen.

„Sie lesen ihn nicht, mein Herr?"

„Ich hatte das Wort Eurer Eminenz und das Wort der Rohan ist mehr werth, als ein Pfand."

„Herr Graf von Fönix," sprach der Cardinal mit einer von Seiten eines Mannes von diesem Range sehr bezeichnenden Halbverbeugung, „Sie sind äußerst galant, und wenn ich nicht machen kann, daß Sie mein Verpflichteter werden, so erlauben Sie, daß ich mich glücklich schätze, der Ihrige zu bleiben."

Balsamo verbeugte sich ebenfalls und zog eine Glocke, bei deren Geräusch Fritz erschien.

Der Graf sagte ein paar Worte deutsch zu ihm.

Fritz bückte sich und hob wie ein Kind, das acht Orangen wegtragen würde, die acht Goldstangen in ihrer Wergumhüllung auf.

„Aber das ist ja ein Hercules?" rief der Cardinal.

„Er ist ziemlich stark, ja, Monseigneur," erwiederte Balsamo; „doch um die Wahrheit zu sagen, seitdem er in meinem Dienste ist, lasse ich ihn jeden Morgen drei Tropfen von einem Elixir trinken, das mein gelehrter Freund der Doctor Althotas bereitet; er fängt auch an, Nutzen daraus zu ziehen; in einem Jahr wird er die hundert Mark mit einer Hand tragen."

„Wunderbar! unbegreiflich!" murmelte der Cardinal. „Oh! ich werde dem Verlangen, von Allem dem zu sprechen, nicht widerstehen können."

„Thun Sie das, Monseigneur, thun Sie das," versetzte Balsamo lachend; „doch vergessen Sie nicht, daß Sie, wenn Sie von Allem dem sprechen, zugleich die Verbindlichkeit übernehmen, die Flamme meines Scheiterhaufens auszulöschen, sollte das Parlament zufällig Lust bekommen, mich auf der Grêve rösten zu lassen."

Und nachdem er seinen erhabenen Gast bis unter den Thorweg geleitet hatte, nahm er mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung von ihm Abschied.

„Doch Ihr Bedienter, ich sehe ihn nicht?“ sagte der Cardinal.

„Er hat das Gold in Ihren Wagen getragen, Monseigneur.“

„Er weiß also, wo er ist?“

„Unter dem vierten Baume rechts, wenn man sich um das Boulevard wendet, das habe ich ihm auf Deutsch gesagt, Monseigneur.“

Der Cardinal hob die Hände zum Himmel empor und verschwand im Schatten.

Balsamo wartete, bis Fritz zurückgekehrt war, und stieg dann, alle Thüren verschließend, wieder in seine Wohnung hinauf.

LX.

Das Lebenselixir.

Balsamo, der allein geblieben war, horchte an der Thüre von Lorenza.

Sie schlief einen gleichmäßigen, sanften Schlaf.

Er öffnete ein wenig den außerhalb angebrachten Schieber und betrachtete sie eine Zeit lang mit einer zarten, süßen Träumerei. Dann stieß er den Schieber wieder zu, durchschritt das von uns geschilderte Zimmer, welches die Wohnung von Lorenza von dem physikalischen Cabinet trennte, und beeilte sich, seine Oefen auszulöschen, wobei er eine ungeheure Röhre öffnete, welche die ganze Wärme durch den Kamin hinausließ.

Hierauf verschloß er sorgfältig in einem Portefeuille von schwarzem Saffianleder den Schein des Cardinals und murmelte:

„Das Wort der Rohan ist gut, doch nur für mich allein, und man muß dort erfahren, wozu ich das Gold der Brüder verwende.“

Diese Worte erloschen auf seinen Lippen, als drei

dumpfe Schläge an den Plafond ihn das Haupt zu erheben bewogen.

„Oh! oh!" sagte er, „Althotas ruft mich."

Als er sodann Luft in das Laboratorium einließ, alle Dinge methodisch ordnete, die Platte wieder auf die Backsteine setzte, verdoppelten sich die Schläge.

„Ah! er wird ungeduldig, das ist ein gutes Zeichen."

Balsamo nahm eine Vorhangstange und klopfte ebenfalls; dann machte er von der Mauer einen eisernen Ring los, und mittelst einer Feder, die sich abspannte, löste sich eine Fallthüre vom Plafond und senkte sich bis auf den Boden des Laboratoriums.

Balsamo stellte sich auf den Mittelpunkt der Maschine, welche mittelst einer andern Feder sachte wieder hinaufstieg und ihre Last mit derselben Leichtigkeit emporhob, wie die Glorien der Oper die Göttinnen und Götter emporheben, und der Schüler befand sich bei dem Meister.

Die neue Wohnung des alten Gelehrten mochte acht bis zehn Fuß Höhe bei sechzehn im Durchmesser haben; sie war von oben beleuchtet nach der Weise der Schachte und hermetisch verschlossen auf den vier Façaden.

Dieses Zimmer war, wie man sieht, ein Palast im Vergleich mit seiner Wohnung im Wagen.

Der Greis saß in seinem rollenden Lehnstuhle, am Mittelpunkte eines Marmortisches, der hufeisenartig geschnitten und mit einer ganzen Welt, oder vielmehr mit einem ganzen Chaos von Pflanzen, von Phiolen, von Werkzeugen, von Büchern und Papieren mit kabalistischen Charakteren beladen war. Er war so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er sich nicht im Geringsten stören ließ, als Balsamo erschien.

Das Licht einer am Höhenpunkte des Glaswerks befestigten Astrallampe fiel auf seinen nackten, glänzenden Schädel.

Er schüttelte zwischen seinen Fingern eine Flasche von weißem Glas, deren Durchsichtigkeit er prüfte, wie eine

Hausfrau am Lichte die Eier untersucht, die sie auf dem Markte kauft.

Balsamo schaute ihn Anfangs stillschweigend an und sagte dann:

„Nun, es gibt also etwas Neues?"

„Ja, ja. Komm, Acharat, Du siehst mich bezaubert, entzückt; ich habe gefunden, ich habe gefunden ..."

„Was?"

„Was ich suchte, bei Gott!"

„Das Gold?"

„Ah! ja wohl, das Gold! geh doch!"

„Den Diamant?"

„Ei, was schwatzt der Mensch! Gold, Diamant, meiner Treue, das wäre ein schöner Fund, und es würde sich schon der Mühe lohnen, sich zu freuen, wenn ich dergleichen entdeckt hätte!"

„Also habt Ihr Euer Elixir gefunden?" fragte Balsamo.

„Ja, mein Freund, mein Elixir, nämlich das Leben, was sage ich, das Leben? die Ewigkeit des Lebens."

„Oh! oh!" machte Balsamo betrübt (denn er betrachtete diese Forschung als ein thörichtes Werk), „Ihr beschäftigt Euch abermals mit diesem Traum?"

Doch Althotas beäugelte, ohne auf ihn zu hören, ganz verliebt seine Phiole.

„Endlich," sagte er, „ist die Combination gefunden: Aristea-Elixir, zwanzig Gramme; Mercurial-Balsam, fünfzehn Gramme; Goldpräcipitat, fünfzehn Gramme; Essenz von Cedern des Libanon, fünf und zwanzig Gramme."

„Aber mir scheint, was das Aristea-Elixir betrifft, so ist das Eure letzte Combination, Meister?"

„Ja, aber es fehlte die Hauptzuthat, die, welche die andern bindet, die, ohne welche die andern nichts sind."

„Und Ihr habt diese gefunden?"

„Ich habe sie gefunden."

„Ihr könnt sie Euch verschaffen?"

„Bei Gott!"

„Was ist es?"

„Man muß der bereits in dieser Phiole combinirten Materie die drei letzten Tropfen des Arterienblutes eines Kindes beifügen.“

„Nun!“ sprach Balsamo erschrocken, „aber wo werdet Ihr dieses Kind bekommen?“

„Du wirst es mir verschaffen.“

„Ich?“

„Ja, Du.“

„Ihr seid verrückt, Meister.“

„Was sagst Du?“ fragte der unempfindliche Greis, während er voll Entzücken seine Zunge auf dem Aeußeren des Fläschchens, wo der schlecht geschlossene Pfropf einen Tropfen Wasser aussiekerte, umherspazieren ließ; „nun, was denn?...“

„Ihr wollt ein Kind haben, um die drei letzten Tropfen seines Arterienblutes zu nehmen?“

„Ja.“

„Dazu müßte man aber das Kind tödten?“

„Allerdings muß man es tödten; je schöner es sein wird, desto mehr ist es werth.“

„Unmöglich,“ sprach Balsamo die Achseln zuckend, „man nimmt hier die Kinder nicht, um sie zu tödten.“

„Bah!“ rief der Greis mit einer grausamen Naivetät, „was macht man denn damit?“

„Man zieht sie auf.“

„Ah! die Welt hat sich also verändert? Vor vier Jahren hat man uns Kinder, so viel wir wollten, für vier Ladungen Pulver und eine halbe Flasche Branntwein angeboten.“

„War dies in Congo, Meister?“

„Ja, es war in Congo. Mir ist es gleichgültig, ob das Kind schwarz ist. Diejenigen, welche man uns anbot, waren, wie ich mich erinnere, sehr niedlich, sehr kraushaarig, sehr spaßhaft.“

„Vortrefflich!“ versetzte Balsamo, „doch leider sind wir nicht in Congo, lieber Meister.“

„Ah! wir sind nicht in Congo. Nun! wo sind wir denn?"

„In Paris."

„In Paris? Wenn wir uns in Marseille einschiffen, können wir in sechs Wochen in Congo sein."

„Ja, das wäre möglich, doch ich muß in Frankreich bleiben."

„Du mußt in Frankreich bleiben; und warum?"

„Weil ich hier zu thun habe."

„Du hast in Frankreich zu thun?"

„Ja, Wichtiges."

Der Greis brach in ein langes, düsteres Gelächter aus.

„Geschäfte," sagte er, „Geschäfte in Frankreich. Ah! ja, es ist wahr, ich hatte es vergessen; Du mußt Clubs organisiren."

„Ja, Meister."

„Du mußt Verschwörungen anzetteln."

„Ja, Meister."

„Das nennst Du Deine Geschäfte."

Und der Greis fing abermals an auf seine höhnische Weise zu lachen.

Balsamo schwieg, während er Kräfte gegen den Sturm sammelte, der sich vorbereitete und den er kommen fühlte.

„Und wie weit sind die Angelegenheiten gediehen, sprich?" sagte der Greis, indem er sich mühsam auf seinem Lehnstuhle umdrehte und seine großen grauen Augen auf seinen Zögling heftete.

Balsamo fühlte diesen Blick wie einen leuchtenden Strahl in sein Inneres dringen.

„Wie weit ich gekommen bin?" fragte er.

„Ja."

„Ich habe den ersten Stein geschleudert, das Wasser ist getrübt."

„Welchen Schleim hast Du aufgerührt, sprich, laß hören."

„Den guten, den philosophischen Schleim."

„Ah! ja, Du setzest Deine Utopien, Deine hohlen

Träume, Deine Nebel in das Spiel: thörichte Bursche, welche über das Dasein oder Nichtdasein Gottes streiten, statt wie ich es zu versuchen, sich selbst zu Göttern zu machen! Und wer sind die berühmten Philosophen, mit denen Du Dich verbunden hast?"

„Ich habe bereits den größten Dichter und den größten Atheisten der Zeit; in einem der nächsten Tage muß er nach Frankreich, woraus er gleichsam verbannt ist, zurückkehren, um sich als Maurer in der Loge aufnehmen zu lassen, welche ich in der Rue du Pot-de-Fer in dem ehemaligen Hause der Jesuiten organisire."

„Und er heißt?"

„Voltaire."

„Ich kenne ihn nicht; wen hast Du noch mehr?"

„Ich soll demnächst eine Unterredung mit dem Mann haben, der die Ideen des Jahrhunderts am meisten in Anregung gebracht und zu Tage gefördert hat, mit dem Verfasser des Contrat Social."

„Und er heißt?"

„Rousseau."

„Ich kenne ihn nicht."

„Ich glaube es wohl, Ihr kennt nur Alphons X., Raymond Lulle, Peter von Toledo und den großen Albert."

„Das sind auch die einzigen Männer, welche wirklich gelebt haben, weil sie allein ihr ganzes Leben lang die große Frage des Seins oder Nichtseins betrieben."

„Es gibt zwei Arten zu leben, Meister."

„Ich kenne nur eine: die zu existiren; doch kommen wir auf die zwei Philosophen zurück. Wie nennst Du sie?"

„Voltaire, Rousseau."

„Gut, ich werde mich dieser Namen erinnern; und Du behauptest, mit Hülfe dieser zwei Männer . . ."

„Bemächtige ich mich der Gegenwart und untergrabe ich die Zukunft."

„Oh! oh! sie sind also sehr dumm in diesem Lande, daß sie sich durch Ideen gängeln lassen?"

„Im Gegentheil, weil sie zu viel Geist besitzen, haben

die Ideen mehr Einfluß auf sie, als die Thatsachen. Und dann habe ich eine Hülfsmacht, welche stärker ist, als alle Philosophen der Erde."

„Welche?"

„Den Ueberdruß. Es sind etliche sechzehn hundert Jahre, daß die Monarchie in Frankreich dauert, und die Franzosen sind der Monarchie müde."

„So, daß sie die Monarchie umstoßen werden?"

„Ja!"

„Du glaubst das?"

„Ganz gewiß."

„Und Du treibst dazu an?"

„Aus allen meinen Kräften."

„Schwachkopf!"

„Warum?"

„Was wird Dir der Umsturz dieser Monarchie eintragen?"

„Mir nichts; aber Allen das Glück."

„Ich bin heute zufrieden und will gern meine Zeit damit verlieren, daß ich Dir folge. Erkläre mir zuerst, wie Du zum Glück gelangen wirst, und hernach, was das Glück ist."

„Wie ich dazu gelangen werde?"

„Ja, zum Glück von Allen, oder zum Umsturz der Monarchie, was für Dich das Aequivalent des allgemeinen Glückes ist. Ich höre."

„Nun, es besteht in diesem Augenblick ein Ministerium, das der letzte Wall zum Schutze der Monarchie ist; es ist ein verständiges, thätiges, kräftiges Ministerium, welches vielleicht noch zwanzig Jahre diese abgenutzte, schwankende Monarchie zu stützen vermöchte; sie werden mir dasselbe umstürzen helfen."

„Wer dies? Deine Philosophen?"

„Nein: die Philosophen unterstützen es im Gegentheil."

„Wie? Deine Philosophen unterstützen ein Ministerium das Deine Monarchie stützt, sie, welche die Feinde der

Monarchie sind? Oh! was für Dummköpfe sind die Philosophen!"

„Der Minister ist selbst ein Philosoph."

„Ah! ich begreife, und sie regieren in der Person dieses Ministers. Dann täuschte ich mich, es sind keine Dummköpfe, es sind Egoisten."

„Ich will nicht über das streiten, was sie sind," sprach Balsamo, den die Ungeduld zu fassen anfing, „ich weiß nichts davon; aber so viel weiß ich, daß, wenn dieses Ministerium gestürzt ist, Alle Zeter über das nachfolgende Ministerium schreien werden. Das neue Ministerium wird zuerst die Philosophen und dann das Parlament gegen sich haben; die Philosophen werden schreien, das Parlament wird schreien, das Ministerium wird die Philosophen verfolgen und das Parlament aufheben. Dann bildet sich in der Intelligenz und in der Materie ein dumpfes Bündniß, eine hartnäckige, ausdauernde, beständige Opposition, welche Alles angreifen, zu jeder Stunde graben, unterwühlen, erschüttern wird. An der Stelle der Parlamente wird man Richter ernennen; diese durch das Königthum ernannten Richter werden Alles für das Königthum thun. Man wird sie anklagen, und zwar wegen Käuflichkeit, Bestechung, Ungerechtigkeit. Das Volk wird sich erheben und das Königthum wird die Philosophie gegen sich haben, welche die Intelligenz ist, die Parlamente, die das Bürgerthum sind, und das Volk, welches das Volk ist, nämlich der Hebel, den Archimed suchte und mit welchem man die Welt emporhebt."

„Nun, wenn Du die Welt emporgehoben hast, mußt Du sie auch wieder fallen lassen."

„Ja, doch wenn sie zurückfällt, wird das Königthum zerschmettert werden."

„Und wenn es dann zerschmettert ist . . . ich will Deinen falschen Bildern folgen, Deine emphatische Sprache sprechen . . . wenn das wurmstichige Königthum zerschmettert ist, was wird aus seinen Trümmern hervorgehen?"

„Die Freiheit!"

„Ah! die Franzosen werden also frei sein?"

„Das muß unfehlbar eines Tages so kommen."

„Alle frei?"

„Alle."

„Es werden dann in Frankreich dreißig Millionen freie Menschen sein?"

„Ja."

„Und unter diesen dreißig Millionen, glaubst Du, wird sich nicht ein etwas mehr als die Andern mit Gehirn ausgestatteter Mann finden, welcher eines schönen Morgens die Freiheit seiner neun und zwanzig Millionen neunmal hundert neun und neunzig tausend und neun und neunzig Mitbürger confiscirt, um ein wenig mehr Freiheit für sich allein zu haben? Erinnerst Du dich des Hundes, den wir in Medina hatten, und der allein den Theil von allen Andern fraß?"

„Ja, doch eines Morgens haben sich die Andern gegen ihn verbunden und ihn erwürgt."

„Weil es Hunde waren; Menschen hätten nichts gesagt."

„Ihr stellt also den Verstand des Menschen unter den des Hundes, Meister?"

„Verdammt! die Beispiele sind wohl vorhanden."

„Was für Beispiele?"

„Mir scheint, es gab bei den Alten einen gewissen Cäsar Augustus, und bei den Neuern einen gewissen Oliver Cromwell, welche ganz gewaltig in den römischen und in den englischen Kuchen bißen, ohne daß diejenigen, denen sie denselben entrissen, viel gegen sie gesagt oder gethan hätten."

„Vorausgesetzt, dieser Mann erstünde, so wird er sterblich sein, er wird sterben, und ehe er gestorben ist, wird er sogar denjenigen, welche er unterdrückt hat, Gutes gethan haben, denn er wird die Natur der Aristokratie verändert haben; genöthigt, sich auf Etwas zu stützen, wird er die stärkste Sache, das heißt das Volk gewählt haben. An die Stelle der Gleichheit, welche erniedrigt, wird er die

Gleichheit, welche erhebt, gesetzt haben. Die Gleichheit hat keine bestimmte Schranke, es ist ein Niveau, dem die Höhe desjenigen, welcher sie gemacht hat, unterliegt. Das Volk erhebend, wird er aber ein bis auf ihn unbekanntes Princip geheiligt haben. Die Revolution wird die Franzosen frei gemacht haben: das Protectorat eines zweiten Cäsar Augustus oder eines andern Oliver Cromwell wird sie gleich gemacht haben."

Althotas bewegte sich ungestüm auf seinem Stuhle und rief:

„Oh! was dieser Mensch albern ist! Beschäftigt Euch doch zwanzig Jahre Eures Lebens damit, daß Ihr ein Kind erzieht, daß Ihr ihm Alles beizubringen sucht, was Ihr wißt, damit dieses Kind mit dreißig Jahren kommt und Euch sagt: die Menschen werden gleich sein! . . ."

„Ganz gewiß, die Menschen werden gleich sein, gleich vor dem Gesetze."

„Und vor dem Tod, Schwachkopf, vor dem Tod, diesem Gesetz der Gesetze, werden sie gleich sein, wenn der Eine mit drei Tagen, der Andere mit hundert Jahren stirbt? Gleich, die Menschen gleich, so lange die Menschen den Tod nicht besiegt haben! Oh! der Dummkopf, der doppelte Dummkopf!"

Und Althotas warf sich zurück, um freier zu lachen, während sich Balsamo, ernst und düster, mit gesenktem Haupte setzte.

Althotas schaute ihn mitleidig an und sprach:

„Ich bin also gleich mit dem Handwerksmann, der in sein rauhes Brod beißt, mit dem Säugling, der sich an seiner Amme stillt, mit dem Greise, der seine Molken trinkt und über seine erloschenen Augen weint? . . . Oh! unglücklicher Sophist, der Du bist, bedenke doch Eines, daß die Menschen nur gleich sein werden, wenn sie unsterblich sind, denn wenn sie unsterblich sind, werden sie Götter sein, und nur die Götter sind gleich."

„Unsterblich!" murmelte Balsamo, „unsterblich! Chimäre."

„Chimäre!" rief Althotas, „Chimäre! ja, Chimäre wie der Dunst, Chimäre wie das Fluidum, Chimäre wie Alles, was man sucht, was man noch nicht entdeckt hat, und was man entdecken wird. Doch rühre mit mir den Staub der Welten auf, entblöße eine nach der andern diese aufeinandergesetzten Lagen, von denen jede eine Civilisation darstellt, und in diesen menschlichen Lagen, in diesem Detritus von Königreichen, in diesen Erzgängen von Jahrhunderten, welche das Eisen der Forschung der Neuzeit durchschneidet, was liesest Du? Daß die Menschen in allen Zeiten gesucht haben, was ich unter den verschiedenen Titeln des Besten, des Guten, der Vollkommenheit suche. Und wann suchten Sie dies? Zur Zeit von Homer, wo die Menschen zweihundert Jahre lebten, zur Zeit der Patriarchen, wo sie acht Jahrhunderte lebten. Sie haben es nicht gefunden, dieses Beste, dieses Gute, diese Vollkommenheit; denn, wenn sie es gefunden hätten, so wäre diese gebrechliche Welt frisch, jungfräulich und rosig wie die Morgenröthe. Statt dessen das Leiden, der Leichnam, die Verwesung. Ist es süß, das Leiden? ist er schön, der Leichnam? ist sie wünschenswerth, die Verwesung?"

„Nun!" sprach Balsamo, dem Greise antwortend, den ein kurzer, trockener Husten unterbrach, „nun! Ihr sagt, noch Niemand habe dieses Lebenselixir gefunden. Ich sage Euch, Niemand wird es finden."

„Einfältiger! Niemand hat dieses oder jenes Geheimniß gefunden, folglich wird es Niemand finden. Auf diese Art wäre man nie zu Entdeckungen gekommen. Glaubst Du aber, die Entdeckungen seien neue Dinge, die man erfinde? Nein, es sind vergessene Dinge, die man wiederfindet. Und warum vergessen sich einmal gefundene Dinge? Weil das Leben zu kurz ist, als daß der Erfinder aus seiner Erfindung alle Deductionen ziehen könnte, die sie enthält. Zwanzigmal war man nahe daran, dieses Lebenselixir zu finden. Glaubst Du, der Styx sei eine Phantasie von Homer? Glaubst Du, der beinahe sterb-

liche Achill, weil er nur an der Ferse verwundbar, sei eine Fabel? Nein, Achill war der Zögling von Chiron, wie Du der meinige bist. Chiron bedeutet erhabener *) oder schlimmer. Chiron war ein Gelehrter, den man unter der Gestalt eines Centauren darstellt, weil seine Wissenschaft den Menschen mit der Kraft und der Leichtigkeit des Pferdes begabt hatte. Nun wohl, er hatte auch beinahe das Elixir der Unsterblichkeit gefunden. Es fehlten ihm vielleicht nur noch wie mir die drei Tropfen Blut, die Du mir verweigerst. Der Mangel dieser drei Tropfen Blut machte Achill an der Ferse verwundbar; ja, der Tod hat einen Zugang gefunden und ist eingedrungen. Ja, ich wiederhole es, Chiron, der universelle Mann, der erhabene Mann, der schlimmere Mann, ist nur ein anderer Althotas verhindert durch einen andern Acharat, das Werk zu vollenden, das die ganze Menschheit gerettet haben würde, indem es dieselbe der Wirkung des göttlichen Fluches entrissen hätte. Nun! was hast Du hiezu zu sagen?"

„Ich sage," antwortete Balsamo sichtbar erschüttert, „ich sage, daß ich mein Werk habe, und daß Ihr das Eure habt. Erfüllen wir es jeder auf seiner Seite und jeder auf seine Gefahr. Ich werde Euch nicht durch ein Verbrechen unterstützen."

„Durch ein Verbrechen?"

„Ja, und noch was für ein Verbrechen? Eines von denjenigen, welche eine ganze bebende Bevölkerung auf Euch antreiben; ein Verbrechen, wegen dessen Ihr an einen von den schändlichen Galgen gehängt werdet, vor welchen Eure Wissenschaft ebenso wenig die erhabenen Menschen, als die schlimmen schützen konnte."

Althotas schlug mit seinen dürren Händen auf den Marmortisch und rief:

---

*) Daß Chiron oder vielmehr Cheiron erhabener bedeuten soll, ist uns bis jetzt nicht bekannt gewesen, und dürfte schwer zu begründen sein; schlimmer dagegen bedeutet es allerdings.

„Stille, stille, sei kein Humanitätsdummkopf, die schlimmste Race von Dummköpfen, welche es in der Welt gibt. Komm und laß uns ein wenig über das Gesetz sprechen, über das brutale, alberne Gesetz, geschrieben von Thieren Deiner Art, welche ein Tropfen verständig vergossenen Blutes empört, während sie Ströme von Lebenssaft vergossen auf den öffentlichen Plätzen, am Fuße der Wälle der Städte, in den Ebenen, die man Schlachtfelder nennt, verleckert macht; von Deinem stets untauglichen und selbstsüchtigen Gesetz, das den Menschen der Zukunft dem Menschen der Gegenwart opfert, und als Wahlspruch die Worte: „„Lebe heute, stirb morgen!““ genommen hat. Plaudern wir über dieses Gesetz, willst Du?“

„Sagt, was Ihr zu sagen habt, ich höre Euch,“ erwiederte Balsamo, immer düsterer werdend.

„Hast Du einen Bleistift, eine Feder? Wir wollen eine kleine Berechnung anstellen.“

„Ich rechne ohne Feder und ohne Bleistift. Sagt, was Ihr zu sagen habt.“

„Laß Deinen Plan hören. Oh! ich erinnere mich... Du stürzest ein Ministerium, Du hebst die Parlamente auf, Du setzest ungerechte Richter ein, Du führst einen Bankerott herbei, Du verbreitest den Gährungsstoff zu Empörungen, Du entzündest eine Revolution, Du stürzest eine Monarchie, Du lässest Dein Protectorat sich erheben und wirfst den Protector nieder. Die Revolution wird Dir die Freiheit, das Protectorat die Gleichheit gegeben haben. Sind aber die Franzosen frei und gleich, so ist Dein Werk erfüllt, nicht wahr?“

„Ja, betrachtet Ihr die Sache als unmöglich?“

„Ich glaube nicht an die Unmöglichkeit. Du siehst, daß ich Dir ein schönes Spiel mache!“

„Nun?“

„Warte: einmal ist Frankreich nicht wie England, wo man Alles gemacht hat, was Du machen willst, Du Plagiator; Frankreich ist kein abgesondertes Land, wo man Ministerien stürzen, die Parlamente aufheben, unge-

rechte Richter einsetzen, einen Bankerott herbeiführen, den Gährungsstoff zu Empörungen verbreiten, Revolutionen entzünden, Monarchien stürzen, Protectorate erheben und Protectoren niederwerfen kann, ohne daß sich die andern Nationen ein wenig in diese Bewegungen mischen. Frankreich ist an Europa festgebunden, wie die Leber an die Eingeweide des Menschen. Es hat Wurzeln bei allen Nationen, Fibern bei allen Völkern; suche die Leber, der großen Maschine auszureißen, die man den europäischen Continent nennt, und zwanzig Jahre, dreißig Jahre, vierzig Jahre vielleicht, wird der ganze Körper beben; doch ich setze die niedrigste Zahl und nehme die zwanzig Jahre an; antworte, ist das zu viel, weiser Philosoph?"

„Nein, es ist nicht zu viel," sprach Balsamo, „es ist sogar nicht einmal genug."

„Nun, ich begnüge mich damit. Zwanzig Jahre des Krieges, des erbitterten, tödtlichen, unabläßigen Kampfes, ich berechne dies zu zweimal hundert tausend Todten jährlich; das ist nicht zu viel, wenn man sich zu gleicher Zeit in Deutschland, in Italien, in Spanien, was weiß ich wo? schlägt. Zweimal hundert tausend Menschen jährlich, macht in zwanzig Jahren vier Millionen Menschen; gibt man jedem Menschen siebenzehn Pfund Blut, das ist ungefähr die Rechnung der Natur, so macht dies, multiplicirt siebenzehn mit vier, laß sehen . . . das macht acht und sechzig Millionen Pfund Blut vergossen, um zu Deinem Ziele zu gelangen. Ich verlangte von Dir drei Tropfen. Sage nun, wer der Narr, der Wilde, der Cannibale von uns Beiden ist? Du antwortest nicht?"

„Doch, Meister, ich antworte Euch, daß drei Tropfen Blut nichts wären, wenn Ihr mit Gewißheit auf das Gelingen rechnen könntet."

„Und Du, der Du acht und sechzig Millionen Pfund vergießest, sprich, bist Du deiner Sache sicher? Dann stehe auf und erwiedere, die Hand auf Deinem Herzen:

„„Meister, mit diesen vier Millionen Leichname, garantire ich das Glück der Menschheit.""

„Meister," sagte Balsamo einer Antwort ausweichend, „Meister, im Namen des Himmels, sucht etwas Anderes."

„Ah! Du antwortest nicht, Du antwortest nicht?" rief Althotas triumphirend.

„Meister, Ihr täuscht Euch über die Wirksamkeit des Mittels, es ist unmöglich."

„Ich glaube, Du räthst mir, ich glaube, Du leugnest mir ab, ich glaube Du strafst mich Lügen," versetzte Althotas seine grauen Augen mit kaltem Zorn unter den weißen Wimpern rollend.

„Nein, Meister, aber ich überlege, ich, der ich jeden meiner Tage in Berührung mit den Dingen dieser Welt, im Widerspruch mit den Menschen, im Kampf mit den Fürsten lebe, und nicht wie Ihr abgeschlossen in einen Winkel, gleichgültig gegen Alles, was vorgeht, gegen Alles, was sich vertheidigt, oder was Macht an sich reißt, eine reine Abstraction des Gelehrten und des Citators; ich endlich, der ich die Schwierigkeiten kenne, bezeichne sie ganz einfach."

„Diese Schwierigkeiten würdest Du rasch überwinden, wenn Du wolltest."

„Sprecht, wenn ich glauben würde."

„Du glaubst also nicht?"

„Nein."

„Du versuchst mich, Du versuchst mich!" rief Althotas.

„Nein, ich zweifle."

„Nun, so laß sehen; glaubst Du an den Tod?"

„Ich glaube an das, was ist, der Tod aber ist."

Althotas, zuckte die Achseln.

„Der Tod ist also," sagte er, „das ist ein Punkt, den Du nicht in Abrede ziehst."

„Das ist eine unzweifelhafte Sache."

„Das ist eine unbeschränkte, unüberwindliche Sache, nicht wahr?" fügte der alte Gelehrte mit einem Lächeln bei, das seinen Adepten beben machte.

„Oh! ja, Meister, unbesiegbar, unbeschränkt besonders."

„Und wenn Du einen Leichnam siehst, tritt Dir der Schweiß auf die Stirne, ergreift Dein Herz ein Bedauern."

„Der Schweiß tritt mir nicht auf die Stirne, weil ich mit allem menschlichen Elend vertraut bin; das Bedauern ergreift mein Herz nicht, weil ich das Leben gering achte; aber ich sage mir in Gegenwart des Leichnams: „„Tod! Tod! du bist mächtig wie Gott! Du herrschest unumschränkt, o Tod! und Niemand vermag etwas gegen dich!""

Althotas hörte Balsamo stillschweigend und ohne ein anderes Zeichen der Ungeduld an, als daß er ein Zergliederungsmesser zwischen seinen Fingern drehte; als aber sein Zögling seine schmerzlichen, feierlichen Worte vollendet hatte, schaute der Greis lächelnd umher und seine Augen so glühend, daß die Natur keine Geheimnisse für sie zu haben schien, seine Augen hefteten sich auf einen Winkel des Zimmers, wo auf ein paar Strohhalmen liegend ein armer schwarzer Hund zitterte, der einzige, der von drei Thieren derselben Gattung, übrig blieb, welche Althotas auf sein Verlangen für seine Versuche von Balsamo erhalten hatte.

„Nimm diesen Hund und trage ihn auf den Tisch," sprach Althotas zu Balsamo.

Balsamo gehorchte, er nahm den schwarzen Hund und trug ihn auf den Tisch.

Das Thier, welches sein Geschick zu ahnen schien und sich ohne Zweifel schon unter der Hand des Experimentenmachers befunden hatte, fing an zu schauern, sich zu sträuben und zu heulen, als es die Berührung des Marmors fühlte.

„Eh! eh!" sagte Althotas, „Du glaubst an das Leben, nicht wahr, Du, der Du an den Tod glaubst?"

„Ganz gewiß."

„Das ist ein Hund, der mir sehr lebend scheint, was sagst Du dazu?"

„Sicherlich, da er schreit, da er sich sträubt, da er Furcht hat."

„Wie häßlich sind doch die schwarzen Hunde! Suche mir das nächste Mal weiße zu verschaffen.“

„Ich werde dafür besorgt sein.“

„Ah! wir sagen also, dieser sei lebend! Belle, Kleiner,“ fügte der Greis mit seinem finsteren Lächeln bei, „belle, um den Herrn Acharat zu überzeugen, daß du lebend bist.“

Und er berührte den Hund mit dem Finger an einer gewissen Muskel und der Hund bellte oder stöhnte vielmehr sogleich.

„Gut, nähere die Glocke; so ist es; bringe den Hund darunter. Ah! ich vergaß, Dich zu fragen, an welchen Tod Du am liebsten glaubst?“

„Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollte, Meister, der Tod ist der Tod.“

„Das ist richtig, sehr richtig, was Du mir da gesagt hast, „und es ist auch meine Ansicht. Nun! da der Tod der Tod ist, so mach, geschwinde, Acharat.“

Balsamo drehte ein Rad, das durch eine Röhre, die unter der Glocke mit dem Hunde eingeschlossene Luft frei machte, und allmählig entströmte die Luft mit einem schrillen Pfeifen. Der kleine Hund wurde zuerst unruhig, suchte dann, wühlte, hob den Kopf in die Höhe, athmete geräuschvoll und hastig, und fiel endlich erstickt, angeschwollen, leblos nieder.

„Der Hund ist am Schlag gestorben, nicht wahr?“ sagte Althotas, „ein schöner Tod, der nicht lange leiden läßt?“

„Ja.“

„Er ist gewiß todt?“

„Sicherlich.“

„Du scheinst mir nicht ganz überzeugt, Acharat?“

„Doch, im Gegentheil.“

„Oh! Du kennst meine Mittel, nicht wahr? Du setzest voraus, ich habe die Einhauchung gefunden, das andere Problem, das darin besteht, daß man das Leben mit

der Luft in einem unberührten Körper kreisen läßt, wie man es in einem Schlauche thun kann, der kein Loch hat?"

„Nein, ich setze nichts voraus; ich glaube nur, daß der Hund todt ist."

„Gleichviel, zu größerer Sicherheit wollen wir ihn zweimal tödten. Hebe die Glocke auf, Acharat."

Acharat nahm das kristallene Gefäß weg, der Hund rührte sich nicht; seine Augenlider waren geschlossen, sein Herz schlug nicht mehr.

„Nimm das Zergliederungsmesser, laß den Kehlkopf unberührt, und zerschneide die Wirbelsäule."

„Einzig und allein, um Euch zu gehorchen."

„Und auch um dem armen Thiere den Garaus zu machen, wenn es noch nicht ganz todt wäre," erwiederte Althotas mit jenem Lächeln der den Greisen eigenthümlichen Hartnäckigkeit.

Balsamo machte einen einzigen Zug mit der schneidenden Klinge; der Einschnitt trennte die Wirbelsäule ungefähr zwei Zoll vom kleinen Gehirn und öffnete eine weite, blutige Wunde.

Das Thier oder vielmehr der Leichnam des Thieres blieb unbeweglich.

„Ja, meiner Treue, er war wirklich todt," sprach Althotas, „nicht eine Fiber bebt, nicht eine Muskel zittert, kein Atom des Fleisches erhebt sich gegen dieses neue Attentat. Nicht wahr, er ist todt, sehr todt?"

„Ich will es anerkennen, so oft als Ihr es anerkannt haben wollt" versetzte Balsamo ungeduldig.

„Und das ist ein träges, erkaltetes, für immer unbewegliches Thier. Nichts hat Gewalt gegen den Tod, hast Du gesagt. Niemand hat die Macht, dem armen Thiere das Leben, oder nur den Anschein des Lebens zurückzugeben?"

„Niemand, wenn nicht Gott!"

„Ja, doch Gott wird nicht so folgewidrig sein, dies zu thun. Wenn Gott tödtet, so hat er, da er die oberste Weisheit ist, einen Grund, oder einen Vortheil,

zu tödten. Ein Mörder, ich weiß nicht mehr wie er heißt, ein Mörder sagte dies, und das war gut gesagt. Die Natur hat ein Interesse beim Tod. Dieser Hund ist so todt als möglich, und die Natur hat ihr Interesse an ihm genommen."

Althotas heftete sein durchdringendes Auge auf Balsamo. Müde, so lange das Geschwätze des Greises ausgehalten zu haben, neigte dieser das Haupt statt jeder Antwort.

„Nun! was würdest Du sagen, wenn dieser Hund das Auge öffnete und Dich anschaute?" fuhr Althotas fort.

„Das würde mich sehr in Erstaunen setzen," erwiederte Balsamo lächelnd.

„Das würde Dich in Erstaunen setzen? Ah! das ist ein Glück!"

Während der Greis diese Worte mit seinem falschen, finstern Gelächter sprach, zog er den Hund zu einem Apparat, bestehend aus Metallstücken, welche durch Tuchpfropfen getrennt waren; der Mittelpunkt dieses Apparats war in eine Mischung von saurer Flüssigkeit gesetzt; die zwei Enden, oder die zwei Pole, wie man es nennt, standen aus der Kufe hervor.

„Welches Auge soll er öffnen, Acharat?" fragte der Greis.

„Das rechte."

Die zwei nahe an einander gestellten, aber durch ein Stück Seide getrennten Enden wurden auf eine Halsmuskel gedrückt.

Sogleich öffnete sich das rechte Auge des Hundes und schaute Balsamo so starr an, daß dieser erschrocken zurückwich.

„Nun gehen wir auf den Rachen über, willst Du?"

Balsamo antwortete nicht, es hatte ihn ein tiefes Erstaunen ergriffen.

Althotas berührte eine andere Muskel, und statt des Auges, das sich wieder geschlossen hatte, öffnete sich das

Maul und ließ weiße, spitzige Zähne sehen, an deren Wurzeln das rothe Fleisch wie im Leben zitterte.

Balsamo wurde bange und er konnte seine Aufregung nicht verbergen.

„Oh! das ist seltsam," sagte er.

„Siehst Du, wie wenig der Tod ist," sprach Althotas triumphirend über das Erstaunen seines Zöglings, „ein armer Greis, wie ich, der ihm bald angehören wird, macht, daß er von seinem unerbittlichen Wege abgeht."

Und plötzlich fügte er mit einem scharfen, nervigen Lachen bei:

„Nimm Dich in Acht, Acharat, das ist ein Hund, der Dich so eben beißen wollte, und Dir nun nachlaufen wird; nimm Dich in Acht."

Der Hund erhob sich in der That mit seinem durchschnittenen Halse, seinem aufgesperrten Rachen und seinem bebenden Auge rasch auf seine vier Pfoten und schwankte mit dem häßlich hängenden Kopfe auf seinen Beinen.

Balsamo fühlte, wie seine Haare sich sträubten, der Schweiß lief ihm von der Stirne, und er wich zur Eingangsthüre zurück, unentschlossen, ob er fliehen oder bleiben sollte.

„Ruhig, ruhig, Du sollst nicht vor Angst sterben, während ich Dich zu belehren suchte," sprach Althotas, indem er den Leichnam und die Maschine zurückstieß; „genug der Experimente."

Sogleich fiel der Leichnam, der mit der Säule im Rapport zu stehen aufhörte, wieder nieder und blieb unbeweglich ausgestreckt.

„Hättest Du das vom Tod geglaubt, Acharat, hättest Du geglaubt, er wäre von so guter Beschaffenheit, sprich?"

„Seltsam, in der That seltsam," versetzte Acharat, indem er sich dem Greise wieder näherte.

„Du siehst, daß man zu dem gelangen kann, was ich sagte, mein Kind, und daß der erste Schritt gethan ist. Was heißt es, das Leben verlängern, da man bereits den Tod zu vernichten vermag?"

„Aber man vermag es noch nicht," entgegnete Balsamo, „denn das Leben, das Ihr ihm gegeben habt, war nur ein scheinbares."

„Wenn uns die Zeit gegönnt ist, werden wir das wirkliche Leben finden. Hast Du nicht in den römischen Dichtern gelesen, daß Cassideus den Leichnamen das Leben zurückgab?"

„Ja, in den Dichtern."

„Die Römer nannten die Dichter **vates**; vergiß das nicht, mein Freund."

„Sagt mir jedoch . . ."

„Abermals ein Einwurf?"

„Ja."

„Wenn Euer Elirier zusammengesetzt wäre und Ihr diesen Hund davon nehmen ließet, so würde er also ewig leben?"

„Ganz gewiß."

„Und wenn er in die Hände eines Experimentenmachers wie Ihr fiele, der ihn erwürgte?"

„Gut, gut," rief der Greis freudig und seine Hände an einander schlagend, „hier erwartete ich Dich."

„Wenn Ihr mich hier erwartetet, so antwortet mir."

„Das will ich gern."

„Wird das Elixir einen Kamin verhindern, auf einen Kopf zu fallen, eine Kugel, einen Menschen zu durchbohren, ein Pferd, mit einem Fußschlage den Bauch seines Reiters zu öffnen?"

Althotas schaute Balsamo mit demselben Auge an, mit dem ein Fechter seinen Gegner bei einem Stoße, der ihm denselben zu treffen gestattet, anschauen muß.

„Nein! nein, nein!" sagte er, „Du bist in der That ein Logiker, mein lieber Acharat. Nicht der Kamin, nicht die Kugel, nicht der Fußtritt werden sich vermeiden lassen, so lange es Häuser, Flinten und Pferde gibt."

„Es ist wahr, Ihr werdet die Todten auferwecken."

„Für den Augenblick, ja; für das Unendliche, nein. Zu diesem Behufe müßte ich vor Allem die Stelle des

Körpers finden, wo die Seele ihren Sitz hat, und dies könnte ein wenig lange dauern; doch ich werde die Seele hindern, aus dem Körper durch die Wunde zu gehen, welche gemacht worden ist."

„Wie dies?"

„Indem ich sie verschließe."

„Selbst wenn diese Wunde eine Pulsader durchschneidet?"

„Ganz gewiß."

„Ah! das möchte ich sehen."

„Nun, so schau," sprach der Greis.

Und ehe Balsamo ihn zurückhalten konnte, stach er sich mit einer Lancette in die Ader des linken Armes.

Es war so wenig Blut in dem Körper des Greises übrig, und dieses Blut rollte so langsam, daß es einiger Zeit bedurfte, bis es an die Lefzen der Wunde kam. Doch endlich kam es, und sobald dieser Gang geöffnet war, floß es reichlich.

„Großer Gott!" rief Balsamo."

„Nun! was?" sagte Althotas.

„Ihr seid schwer verwundet."

„Da Du wie der heilige Thomas bist und nur glaubst, was Du siehst und fühlst, so muß ich Dich sehen und fühlen lassen."

Er nahm eine kleine Phiole, welche im Bereiche seiner Hand stand, goß einige Tropfen auf die Wunde und sprach:

„Schau nun."

Vor diesem Wasser, das eine beinahe magische Wirkung hatte, trat das Blut zurück, das Feisch zog sich zusammen, schloß die Ader, und die Wunde wurde ein zu enger Stich, als daß das fließende Fleisch, welches man das Blut nennt, hätte durchsiekern können.

Balsamo betrachtete den Greis mit dem größten Erstaunen.

„Das habe ich abermals gefunden; was sagst Du dazu, Acharat?"

„Oh! ich sage, Meister, daß Ihr der gelehrteste Mensch seid.“

„Und daß ich dem Tod, wenn ich ihn nicht gänzlich besiegt, wenigstens einen Schlag beigebracht habe, von dem er sich nicht so leicht wieder erheben wird. Siehst Du, mein Sohn, der menschliche Körper hat schwache Knochen, welche brechen können: ich werde diese Knochen so hart machen wie Stahl. Der menschliche Körper hat Blut, das wenn es ausfließt, das Leben mitnimmt: ich werde das Blut verhindern, aus dem Körper zu fließen. Das Fleisch ist weich und leicht zu verletzen: ich werde es unverwundbar machen wie das der Paladine des Mittelalters, auf welchem sich die Spitze der Degen und die Schneide der Aexte abstumpften. Hiezu bedarf es nur eines Althotas, der dreihundert Jahre lebt. Nun! gib mir, was ich von Dir verlange, und ich werde tausend leben. Oh! mein lieber Acharat, das hängt von Dir ab. Gib mir meine Jugend, gib mir die Kraft meines Körpers, gib mir die Frische meiner Gedanken zurück, und Du wirst sehen, ob ich das Schwert, die Kugel, die einstürzende Mauer, das beißende oder niederwerfende Thier fürchte. In meiner vierten Jugend, Acharat, das heißt, ehe ich das Alter von vier Menschen durchlebt, habe ich das Angesicht der Erde erneuert, und ich sage Dir, ich habe für mich und die wiedergeborene Menschheit eine Welt für meinen Gebrauch, eine Welt ohne Kamine, ohne Schwerter, ohne Musketenkugeln, ohne niederschlagende Pferde gemacht, denn die Menschen werden dann begreifen, daß es besser ist, zu leben, sich zu unterstützen, sich zu lieben, als sich zu zerreißen und zu zerstören.“

„Es ist wahr, oder es ist wenigstens möglich, Meister.“

„Nun, so bring mir das Kind.“

„Laßt mich noch nachdenken und denkt selbst nach.“

Althotas schleuderte seinem Adepten einen Blick erhabener Verachtung zu.

„Gehe!“ sagte er, „gehe! ich werde Dich später überzeugen; und überdies ist das Blut des Menschen keine so

kostbare Zuthat, daß sie sich nicht durch eine andere Materie ersetzen ließe. Gehe! ich werde suchen, ich werde finden. Ich bedarf Deiner nicht, gehe."

Balsamo stieß mit dem Fuß auf die Fallthüre und stieg in das untere Gemach hinab, stumm, unbeweglich, gebeugt unter dem Genie dieses Mannes, der an unmögliche Dinge zu glauben zwang, während er selbst unmögliche Dinge verrichtete.

LXI.

Die Erkundigung.

Diese so lange, an Ereignissen so fruchtbare Nacht, in der wir, wie die Wolke der mythologischen Götter, von Saint-Denis nach der Muette, von der Muette nach der Rue Coq-Héron, von der Rue Coq-Héron nach der Rue Plastrière, von der Rue Plastrière nach der Rue Saint-Claude spaziert sind, diese Nacht verwendete Madame Dubarry zu dem Versuche, den Geist des Königs gemäß ihren Absichten einer neuen Politik zu kneten.

Sie verweilte besonders beharrlich bei dem Umstande, wie gefährlich es wäre, die Choiseul Boden bei der Dauphine gewinnen zu lassen.

Der König erwiederte die Achseln zuckend, die Frau Dauphine wäre ein Kind und Herr von Choiseul ein alter Minister, es walte daher keine Gefahr ob, insofern die Eine nicht zu arbeiten, der Andere nicht zu belustigen wüßte.

Entzückt über dieses Witzwort, hatte der König sodann jede weitere Erklärung kurz abgeschnitten.

Nicht dasselbe war bei Madame Dubarry der Fall gewesen, die bei dem König eine gewisse Zerstreutheit zu bemerken glaubte.

Ludwig XV. war gefallsüchtig. Sein größtes Glück bestand darin, daß er seine Geliebtinnen eifersüchtig zu

machen suchte, vorausgesetzt indessen, daß diese Eifersucht nicht in zu lange Zänkereien und Streitigkeiten überging.

Madame Dubarry war eifersüchtig, einmal aus Eitelkeit und dann aus Furcht. Es hatte ihr zu viel Mühe gemacht, ihre Stellung zu erringen, und die Stellung, die sie nun einnahm, war zu weit entfernt von ihrem Ausgangspunkte, als daß sie es, wie Frau von Pompadour, gewagt hätte, andere Geliebtinnen des Königs zu dulden oder sogar ihm zu suchen, wenn Seine Majestät sich zu langweilen schien, was Ludwig XV. bekanntlich oft begegnete.

Da nun Madame Dubarry, wie gesagt, eifersüchtig war, so wollte sie aus dem Grunde die Zerstreuungen des Königs kennen.

Der König erwiederte die merkwürdigen Worte, von denen er nicht eine Sylbe dachte:

„Ich beschäftige mich viel mit dem Glück meiner Söhnerin und weiß in der That nicht, ob der Herr Dauphin sie glücklich machen wird."

„Und warum nicht, Sire?"

„Weil Herr Louis in Compiègne, in Saint-Denis und in der Muette viel die andern Frauen und sehr wenig die seinige anzuschauen geschienen hat."

„In der That, Sire, wenn mir Eure Majestät nicht dergleichen sagte, würde ich es nicht glauben; die Frau Dauphine ist doch hübsch."

„Sie ist ein wenig mager."

„Sie ist so jung."

„Gut, sehen Sie Fräulein von Taverney an, sie hat das Alter der Erzherzogin."

„Nun?"

„Nun! sie ist vollkommen schön."

Ein Blitz zuckte in den Augen der Gräfin und machte den König auf seine Unbesonnenheit aufmerksam.

„Doch Sie selbst, liebe Gräfin," versetzte der König rasch, „Sie, die Sie so sprechen, Sie waren, ich bin es vollkommen überzeugt, Sie waren mit sechzehn Jahren rund wie die Schäferinnen unsers Freundes Boucher."

Diese kleine Schmeichelei wirkte einigermaßen versöhnend, doch der Schlag war geschehen.

Madame Dubarry ergriff auch wieder die Offensive und sprach mit einer gewissen Ziererei:

„Ah! sie ist also sehr schön, diese Taverney?"

„Ei! weiß ich es?" versetzte Ludwig **XV.**

„Wie! Sie rühmen sie und sagen, Sie wissen nicht, ob sie schön sei?"

„Ich weiß nur, daß sie nicht mager ist."

„Sie haben sie also gesehen und prüfend angeschaut?"

„Ah! liebe Gräfin, Sie treiben mich in Fallen. Sie wissen, daß ich ein kurzes Gesicht habe. Eine Masse fällt mir auf; zum Teufel mit den Einzelnheiten! Bei der Frau Dauphine habe ich nur Knochen gesehen."

„Und bei dem Fräulein haben Sie Massen gesehen, wie Sie sagen, denn die Frau Dauphine ist eine ausgezeichnete Schönheit und Fräulein von Taverney eine gemeine Schönheit?"

„Gehen Sie doch," versetzte der König, demnach wären Sie keine ausgezeichnete Schönheit, Jeanne? Sie scherzen, glaube ich."

„Gut, ein Compliment," sagte leise die Gräfin; „leider dient dieses Compliment als Umhüllung für ein anderes, das keines für mich ist."

Dann sprach sie laut:

„Meiner Treue, es wäre mir sehr lieb, wenn die Frau Dauphine sich etwas appetitliche, reizende Ehrendamen wählen würde; es ist etwas Abscheuliches um einen Hof von alten Frauen."

„Wem sagen Sie das, theure Freundin? Noch gestern wiederholte ich dies dem Dauphin; doch ihm ist die Sache gleichgültig."

„Wenn man zum Anfang Fräulein von Taverney nehmen würde?"

„Man nimmt sie, glaube ich," antwortete Ludwig **XV.**

„Ah! Sie wissen das, Sire?"

„Ich glaube es wenigstens gehört zu haben."

„Es ist ein Mädchen ohne Vermögen.“

„Ja, doch sie ist von Geburt. Diese Taverney-Maison-Rouge sind von gutem Hause und alte Diener.“

„Wer begünstigt sie?“

„Ich weiß es nicht, doch ich halte sie für arme Schlucker, wie Sie sagen.“

„Dann ist es nicht Herr von Choiseul, denn sonst würden sie von Pensionen strotzen.“

„Gräfin, Gräfin, sprechen wir nicht Politik, ich bitte Sie.“

„Es heißt also von Politik sprechen, wenn man sagt, die Choiseul richten Sie zu Grunde?“

„Gewiß,“ versetzte der König.

Und er stand auf.

Eine Stunde nachher war seine Majestät nach Trianon zurückgekehrt: sie freute sich ungemein, Eifersucht eingeflößt zu haben, sagte aber ganz leise, wie es Herr von Richelieu hätte mit dreißig Jahren thun können:

„Es ist in der That etwas sehr Langweiliges um eifersüchtige Frauen.“

Sobald der König weggegangen war, stand auch Madame Dubarry auf und begab sich in ihr Boudoir, wo Chon, äußerst ungulдig, Neues zu erfahren, ihrer harrte.

„Nun!“ sagte sie, „Du hast in diesen Tagen großes Glück gehabt. Vorgestern der Dauphine vorgestellt, gestern zu ihrer Tafel zugelassen.“

„Das ist wahr. Eine schöne Geschichte!“

„Wie! eine schöne Geschichte? Weißt Du, daß diesen Morgen hundert Wagen Deinem Lächeln auf der Straße nach Luciennes nachjagen?

„Das ärgert mich.“

„Warum?“

„Weil es verlorene Zeit ist; weder Wagen, noch Leute werden diesen Morgen mein Lächeln bekommen.“

„Oh! oh! Gräfin, das Wetter steht auf Sturm.“

„Meiner Treue, ja! Meine Chocolade, geschwinde meine Chocolade.“

Chon läutete.

Zamore erschien.

„Meine Chocolade,“ sagte die Gräfin.

Zamore ging langsam weg, indem er gleichsam seine Schritte zählte und sich gewaltig aufblähte.

„Dieser Bursche will mich also Hungers sterben lassen?“ rief die Gräfin; „hundert Peitschenhiebe, wenn er nicht läuft.“

„Ich nicht laufen, ich Gouverneur,“ sagte Zamore majestätisch.

„Ah! Du Gouverneur!“ rief die Gräfin, und ergriff eine Reitpeitsche mit einem Vermeilknopfe, deren Bestimmung es war, den Frieden unter den kleinen Hunden der Gräfin zu erhalten; „ah! Du Gouverneur! warte, warte, Du sollst es sehen, Gouverneur!“

Bei diesem Anblick entlief Zamore, alle Scheidewände erschütternd, unter einem gewaltigen Geschrei.

„Du bist heute ganz wild, Jeanne,“ sagte Chon.

„Nicht wahr, ich habe das Recht dazu?“

„Oh! ganz gewiß. Doch ich lasse Dich allein, meine Liebe.“

„Warum dies?“

„Ich befürchte, Du könntest mich verschlingen.“

Es erschollen drei Schläge an der Thüre des Boudoir.

„Ei, wer klopft jetzt?“ sagte die Gräfin voll Ungeduld.

„Der wird gut empfangen werden,“ murmelte Chon.

„Es wäre besser, ich würde schlecht empfangen,“ sprach Jean und stieß die Thüre mit einer ganz königlichen Breite auf.

„Nun, was könnte geschehen, wenn Sie schlecht empfangen würden? denn das wäre am Ende doch möglich.“

„Es würde geschehen, daß ich nicht wiederkäme.“

„Hernach?“

„Und daß Sie dadurch, daß Sie mich schlecht empfangen, mehr verloren hätten, als ich.“

„Unverschämter!“

„Gut, man ist unverschämt, weil man nicht schmeichelt. Was hat sie denn diesen Morgen, große Chon?"

„Sprich mir nicht davon, Jean, sie ist unzugänglich. Oh! hier kommt die Chocolade."

„Nun, lassen wir sie in Ruhe. Guten Morgen, meine Chocolade," sagte Jean, indem er die Platte nahm; „wie befindest du dich, meine Chocolade?"

Und er stellte die Platte in eine Ecke auf einen kleinen Tisch, an den er sich setzte.

„Komm, Chon," sagte er, „komm; diejenigen, welche zu stolz sind, werden nichts davon haben."

„Ah! Ihr seid reizend," sagte die Gräfin, als sie sah, wie Chon durch ein Zeichen mit dem Kopfe Jean bedeutete, er könne allein frühstücken; „Ihr macht die Empfindlichen und seht nicht, daß ich leide."

„Was hast Du denn?" fragte Jean näher tretend.

„Nein!" rief die Gräfin; „nicht eines von ihnen bekümmert sich um das, was mich beunruhigt."

„Und was beunruhigt Dich denn?"

Jean rührte sich nicht; er aß seine Törtchen.

„Sollte es Dir an Geld fehlen?" fragte Chon.

„Oh! was das betrifft," versetzte die Gräfin, „vor mir wird es dem König daran fehlen."

„So leihe mir tausend Louis d'or," sprach Jean; „ich brauche sie sehr nothwendig."

„Tausend Schneller auf Ihre dicke, rothe Nase?"

„Der König behält also entschieden diesen abscheulichen Choiseul?"

„Sie wissen, daß er unabsetzbar ist."

„Er ist also in die Dauphine verliebt?"

„Ah! Sie nähern sich; seht mir doch diesen Tölpel an, der sich mit Chocolade vollstopft und nicht einmal den kleinen Finger rührt, um mir zu Hülfe zu kommen. Oh! diese zwei Geschöpfe werden noch machen, daß ich vor Aerger sterbe."

Jean zerschnitt, ohne sich im Geringsten um den hinter ihm tosenden Sturm zu bekümmern, ein zweites Brod,

bestrich es mit Butter und schenkte sich eine zweite Tasse Chocolade ein.

„Wie! der König ist verliebt?“ rief Chon.

Madame Dubarry machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches sagen wollte:

„Errathen!“

„Und zwar in die Dauphine?“ fuhr Chon die Hände faltend fort. „Nun, desto besser, ich denke, er wird kein Blutschänder sein, und Du kannst Dich beruhigen; besser, er ist in diese verliebt, als in eine Andere.“

„Doch wenn er nicht in diese verliebt ist, sondern in eine Andere?“

„Mein Gott!“ rief Chon erbleichend. „Oh! mein Gott, mein Gott, was sagst Du mir da?“

„Gut! laß es Dir nun übel werden, es fehlt uns nur noch dieses.“

„Ah! wenn dem so ist, sind wir verloren; und Du leidest das, Jeanne?“ murmelte Chon. „Aber in wen ist er denn verliebt?“

„Frage Deinen Herrn Bruder, der vor Chocolade blauroth ist und demnächst hier ersticken wird: er wird es Dir sagen, denn er weiß es, oder vermuthet es wenigstens.“

Jean schaute empor.

„Spricht man mit mir?“ sagte er.

„Ja, mein Herr Eifriger, ja, mein Herr Nützlicher,“ erwiederte Jeanne, „man fragt Sie nach dem Namen der Person, die den König in Anspruch nimmt.“

Jean verstopfte sich hermetisch den Mund und sprach mit einer Anstrengung, die ihnen mühsam den Durchgang verschaffte, die drei Worte:

„Fräulein von Taverney.“

„Fräulein von Taverney!“ rief Chon. „Ah! Barmherzigkeit!“

„Er weiß es, der Henker,“ jammerte die Gräfin, indem sie sich an die Lehne ihres Stuhles zurückwarf; „er weiß es und ißt“

„Oh!“ machte Chon, welche sichtbar die Partie ihres

Bruders verließ, um in das Lager ihrer Schwester überzugehen.

„In der That,“ rief die Gräfin, „ich weiß nicht, warum ich ihm nicht seine großen, gemeinen, noch vom Schlaf aufgedunsenen Augen ausreiße, diesem trägen Burschen! Er steht eben erst auf, meine Liebe, er steht erst auf.“

„Sie täuschen sich,“ sagte Jean, „ich bin nicht zu Bette gegangen.“

„Und was haben Sie denn gemacht, abscheulicher Bursche?“

„Ich bin die ganze Nacht und den ganzen Morgen umhergelaufen.“

„Ich sagte es doch ... oh! wer wird mir besser dienen, als man mir dient? Wer wird mir sagen, was aus ihr geworden ist, wo sie ist?“

„Wo sie ist?“ sagte Jean.

„Ja.“

„In Paris, bei Gott!“

„In Paris? ... Aber wo in Paris?“

„In der Rue Coq=Héron.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Der Kutscher von ihrem Wagen, den ich in den Ställen erwartete und befragte.“

„Und was sagte er Ihnen?“

„Er habe alle Taverney in ein kleines Hotel der Rue Coq=Héron geführt, das in einem Garten liege und an das Hotel d'Armenonville stoße.“

„Ah! Jean, Jean,“ rief die Gräfin, „das söhnt mich mit Ihnen aus, mein Freund; doch man sollte einzelne Umstände wissen. Wie lebt sie? wen sieht sie? was macht sie? Empfängt sie Briefe? Dies zu erfahren ist sehr wichtig.“

„Nun! man wird es erfahren.“

„Und wie?“

„Ah! ja wohl. Ich habe gesucht, suchen Sie auch ein wenig.“

„Rue Coq=Héron?“ fragte Chon lebhaft.

„Rue Coq-Héron," wiederholte Jean phlegmatisch.

„Nun! Rue Coq-Héron, es müssen dort Zimmer zu miethen sein?"

„Oh! ein vortrefflicher Gedanke," rief die Gräfin, „man muß schnell nach der Rue Coq-Héron laufen, Jean, und ein Haus miethen. Man verbirgt dort Jemand. Dieser Jemand sieht aus- und eingehen, manoeuvriren. Geschwinde, geschwinde den Wagen, und nach der Rue Coq-Héron gefahren!"

„Unnöthig, es sind keine Zimmer in der Rue Coq-Héron zu miethen."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich habe mich, bei Gott! erkundigt; doch es gibt . . ."

„Wo dies?"

„In der Rue Plastrière."

„Was ist das, die Rue Plastrière?"

„Eine Straße, deren Häuser von hinten auf die Gärten der Rue Coq-Héron gehen."

„Rasch, rasch," sagte die Gräfin, „miethen wir eine Wohnung in der Rue Plastrière."

„Sie ist gemiethet," versetzte Jean.

„Bewunderungswürdiger Mann!" rief die Gräfin. „Küsse mich, Jean."

Jean wischte sich den Mund ab, küßte Madame Dubarry auf beide Wangen und machte ihr eine ceremoniöse Verbeugung, als Zeichen des Dankes für die Ehre, die ihm zu Theil geworden.

„Das ist ein Glück!" sagte Jean.

„Man hat Sie nicht erkannt?"

„Wer Teufels soll mich in der Rue Plastrière erkennen?"

„Und Sie haben gemiethet?"

„Eine kleine Wohnung in einem finsteren Hause."

„Man fragte Sie wohl, für wen?"

„Allerdings."

„Was haben Sie geantwortet?"

„Für eine junge Witwe. Bist Du Witwe, Chon?"

„Ganz gewiß!" antwortete Chon.

„Vortrefflich," rief die Gräfin; „Chon wird sich in der gemietheten Wohnung einquartieren; Chon wird lauern, Chon wird wachen; doch man darf keine Zeit verlieren."

„Ich gehe auch auf der Stelle," sagte Chon, „die Pferde! die Pferde!"

„Die Pferde!" rief Madame Dubarry und läutete auf eine Weise, daß sie den ganzen Palast der Schönen im Walde aufgeweckt hätte.

Jean und die Gräfin wußten, woran sie sich in Beziehung auf Andrée zu halten hatten.

Sie hatte, nur erscheinend, die Aufmerksamkeit des Königs erregt, Andrée war folglich gefährlich.

„Dieses Mädchen," sagte die Gräfin, indeß man anspannte, „wäre kein wahres Provinzmädchen, wenn es nicht von seinem Taubenschlage irgend einen verzagten Liebhaber nach Paris mitgebracht hätte; entdecken wir diesen Liebhaber, und schnell eine Heirath. Nichts wird den König so sehr erkalten, als eine Heirath unter Liebesleuten aus der Provinz."

„Teufel! im Gegentheil," versetzte Jean, „wir müssen mißtrauisch sein. Für Seine Allerchristlichste Majestät, das wissen Sie besser, als irgend Jemand, Gräfin, ist es ein höchst leckerer Bissen um eine Neuvermählte; ein Mädchen, das einen Liebhaber hätte, würde Seine Majestät viel mehr ärgern. Der Wagen steht bereit," fügte er bei.

Chon entfernte sich rasch, nachdem sie Jean die Hand gedrückt und ihre Schwester umarmt hatte.

„Und Jean, warum nimmst Du ihn nicht mit?" sagte die Gräfin.

„Nein, nein, ich gehe meinerseits," erwiederte Jean. „Erwarte mich in der Rue Plastrière, Chon, ich werde der erste Besuch sein, den Du in Deiner neuen Wohnung empfängst."

„Nachdem Chon weggegangen war, setzte sich Jean wieder an den Tisch und verschlang eine dritte Tasse Chocolade.

Chon begab sich zuerst in das Familienhotel, wechselte die Kleider, und studirte bürgerliche Mienen. Als sie mit sich zufrieden war, hüllte sie ihre aristokratischen Schultern in ein mageres Mäntelchen von schwarzer Seide, ließ eine Portechaise holen, und stieg eine halbe Stunde nachher mit Mademoiselle Sylvie eine steile Treppe hinauf, welche in einen vierten Stock führte.

In diesem vierten Stocke lag die von dem Vicomte gemiethete Wohnung.

Als Chon auf den Ruheplatz des zweiten Stockes kam, wandte sie sich um: es folgte ihr Jemand.

Es war die alte Hauseigenthümerin, welche im ersten Stocke wohnte; sie hatte Geräusch gehört, war aus ihrem Zimmer gegangen und wurde ungemein neugierig, als sie zwei so junge und hübsche Damen in ihrem Hause erscheinen sah.

Sie erhob ihr runzeliges Haupt und erblickte zwei lachende Köpfe.

„Holla! meine Damen," rief sie, „was suchen Sie hier?"

„Die Wohnung, die mein Bruder für uns gemiethet hat," erwiederte Chon, indem sie ihre Witwenmiene annahm; „haben Sie ihn nicht gesehen, oder sollten wir uns im Hause täuschen?"

„Nein, nein, es ist im vierten Stocke," versetzte die alte Hauseigenthümerin; oh! arme junge Frau, Witwe in Ihrem Alter?"

„Ach!" seufzte Chon, die Augen zum Himmel aufschlagend.

„Doch Sie werden sehr gut in der Rue Plastrière sein, das ist eine reizende Straße; Sie werden kein Geräusch hören, denn Ihre Wohnung geht nach dem Garten."

„Das habe ich gewünscht, Madame."

„Durch die Hausflur können Sie jedoch auf die Straße sehen, wenn die Prozessionen vorüberkommen oder die gelehrten Hunde spielen."

„Ah! das wird mir eine große Zerstreuung gewähren, Madame," seufzte Chon

Und sie stieg weiter hinauf.

Die alte Hauseigenthümerin folgte ihr mit den Augen bis zum vierten Stocke und sagte, als Chon die Thüre geschlossen hatte:

„Sie hat das Aussehen einer ehrlichen Person."

Sobald die Thüre geschlossen war, lief Chon an die Fenster, welche nach dem Garten gingen.

Jean hatte keinen Irrthum begangen; beinahe unter den Fenstern der gemietheten Wohnung war der von dem Kutscher bezeichnete Pavillon.

Bald blieb kein Zweifel mehr, es setzte sich ein junges Mädchen mit einer Stickerei in der Hand an das Fenster des Pavillon: dieses Mädchen war Andrée.

LXII.

Die Wohnung der Rue Plastrière.

Chon betrachtete das junge Mädchen kaum einige Augenblicke, als der Vicomte Jean die Treppe zu vier und vier, wie der Schreiber eines Anwalts, heraufspringend, auf der Schwelle der Wohnung der angeblichen Witwe erschien.

„Nun?" fragte er.

„Du bist es, Jean. In der That, Du hast mir Angst gemacht."

„Was sagst Du?"

„Ich sage, daß ich vortrefflich hier sein werde, um Alles zu sehen, doch leider werde ich nicht Alles hören können."

„Ah! meiner Treue, Du verlangst zu viel. Doch höre, eine andere Neuigkeit."

„Was für eine?"

„Eine wundervolle."

„Bah!"

„Eine unvergleichliche."

„Was dieser Mensch mit seinen Ausrufungen unausstehlich ist!"

„Der Philosoph ..."

„Nun, was! der Philosoph?"

„Man mag immerhin sagen:

„„Der Weise ist auf Alles vorbereitet,"" ich bin ein Weiser, und hierauf war ich dennoch nicht vorbereitet."

„Ich frage, ob das einmal ein Ende finden wird? Genirt Sie etwa dieses Mädchen? Dann gehen Sie in das Nebenzimmer, Mademoiselle Sylvie."

„Oh! das ist durchaus nicht nöthig, und dieses schöne Kind ist nicht zu viel, im Gegentheil. Bleibe Sylvie, bleibe."

Und der Vicomte streichelte mit dem Finger das Kinn des hübschen Mädchens, dessen Stirne sich schon bei dem Gedanken faltete, man könnte etwas sagen, was es nicht hören würde.

„Sie bleibe also; doch sprich."

„Ei! ich thue nichts Anderes, seitdem ich hier bin."

„Um nichts zu sagen, dann schweige und laß mich schauen: das ist mehr werth."

„Beruhigen wir uns. Ich ging also, wie ich sagte, vor einem Brunnen vorüber."

„Gerade hievon sagten Sie kein Wort."

„Gut, nun unterbrechen Sie mich."

„Nein."

„Ich ging also vor dem Brunnen vorüber und erhandelte altes Geräthe für diese abscheuliche Wohnung, als ich plötzlich fühlte, wie der Wasserstrahl meine Strümpfe bespritzte."

„Wie interessant Alles dies ist!"

„Aber warten Sie doch, Sie sind zu eilig, meine Liebe; ich schaue und sehe, errathen Sie, was ..."

„Vorwärts doch."

„Ich sehe einen jungen Herrn, der mit einem Stück

Brod das Rohr des Brunnens verstopfte und durch das Hinderniß, das er dem Wasser entgegensetzte, diese Ausschweifung und Abspringung veranlaßte“

„Es ist erstaunlich, wie mich Alles interessirt, was Sie mir da erzählen,“ versetzte Chon die Achseln zuckend.

„Warten Sie doch . . . ich fluchte heftig, als ich mich bespritzt fühlte; der Mensch mit dem benetzten Brode wandte sich um, und ich sehe . . .“

„Sie sehen . . .?“

„Meinen Philosophen, oder vielmehr unsern Philosophen.“

„Wen denn? Gilbert?“

„In Person: baarhaupt, offene Jacke, schlecht heraufgezogene Strümpfe, Schuhe ohne Schnallen, kurz in einem galanten Negligé.“

„Gilbert . . . und was hat er gesagt?“

„Ich erkenne ihn, er erkennt mich; ich gehe auf ihn zu, er weicht zurück; ich strecke den Arm aus, er öffnet die Beine und läuft wie ein Windhund mitten durch die Wagen und Wasserträger.“

„Sie haben ihn aus dem Gesicht verloren?“

„Ich glaube bei Gott wohl; Sie denken doch nicht, ich habe auch zu laufen angefangen?“

„In der That, ich begreife, das war unmöglich; doch nun ist er verloren.“

„Ah! welch ein Unglück,“ entschlüpfte Mademoiselle Sylvie.

„Ja, gewiß,“ sagte Jean, „ich bin sein Schuldner für eine gute Ration Steigriemenhiebe, und wenn ich ihn an seinem abgeschabenen Kragen bekommen hätte, so hätte er nicht darauf warten dürfen, das schwöre ich; doch er errieth meine guten Absichten und spielte tüchtig mit den Beinen. Gleichviel, er ist also in Paris und das ist die Hauptsache, denn in Paris findet man Alles, was man sucht, wenn man nicht zu schlecht mit dem Polizeilieutenant steht.“

„Wir müssen ihn haben.“

„Und wenn wir ihn haben, lassen wir ihn fasten."

„Man schließt ihn ein," sagte Mademoiselle Sylvie; „nur muß man diesmal einen sichern Ort wählen."

„Und Sylvie wird an diesen sichern Ort sein Brod und sein Wasser bringen, nicht wahr Sylvie?" versetzte der Vicomte.

„Mein Bruder, scherzen wir nicht," sprach Chon; „dieser Junge hat die Geschichte mit den Postpferden gesehen. Wenn er Gründe hätte, uns zu grollen, dürfte er zu fürchten sein."

„Während ich Ihre Treppe heraufstieg, bin ich auch mit mir übereingekommen, Herrn von Sartines aufzusuchen und ihm meinen Fund zu erzählen," sagte Jean. „Herr von Sartines wird mir antworten, ein Mensch mit bloßem Kopfe, herabhängenden Strümpfen und losen Schuhen, der sein Brod an einem Brunnen benetze, wohne sicherlich nahe bei dem Ort, wo man ihn in einem so seltsamen Anzuge treffe, und er wird sich dann anheischig machen, ihn uns wiederzufinden."

„Was kann er hier ohne Geld machen?"

„Commissionen."

„Er! ein Philosoph von dieser unzähmbaren Gattung! Stille doch!"

„Er wird eine alte Andächtlerin, seine Verwandtin, gefunden haben, welche ihm die für ihren Mops zu harten Krusten überläßt," sagte Sylvie.

„Genug, genug, legen Sie die Wäsche in diesen alten Schrank, Sylvie, und Sie, mein Bruder, an unsern Beobachtungsposten."

Sie näherten sich in der That mit der größten Behutsamkeit dem Fester.

Andrée legte ihre Stickerei bei Seite; sie streckte nachläßig ihre Beine auf einem Lehnstuhle aus, griff dann mit der Hand nach einem Buch, das auf einem Stuhle in ihrem Bereiche lag, öffnete es und begann eine Lecture, welche die Zuschauer für höchst anziehend halten mußten,

denn das Mädchen blieb unbeweglich, von dem Augenblick, wo es begonnen hatte.

„Oh! die studirte Person," sagte Mademoiselle Chon. „Was liest sie denn?"

„Erstes, unentbehrliches Geräthe," erwiederte der Vicomte, indem er aus seiner Tasche ein Fernrohr zog, das er verlängerte, an die Ecke des Fensters stützte und auf Andrée richtete.

Chon schaute ihm ungeduldig zu.

„Nun, ist sie wirklich hübsch, diese Person?" fragte sie den Vicomte.

„Bewunderungswürdig! es ist ein vollkommenes Mädchen; was für Arme! was für Hände! was für Augen! Lippen, denen zu Liebe der heilige Antonius die Verdammniß gewagt hätte; Füße, o die göttlichen Füße! und der Knöchel ... welch ein Knöchel unter diesen seidenen Strümpfen!"

„Gut! werden Sie verliebt, es fehlte uns sonst nichts mehr," sagte Chon verdrießlich.

„Nun, das wäre eben nicht so schlecht gespielt, besonders, wenn sie mich auch ein wenig lieben wollte; das würde unsere arme Gräfin einigermaßen beruhigen."

„Geben Sie mir diese Lorgnette, und lassen Sie die Possen, wenn es möglich ist ... Ja, in der That, sie ist sehr hübsch, und sie muß nothwendig einen Geliebten haben ... Sie liest nicht, sehen Sie ... das Buch wird ihren Händen entschlüpfen ... es gleitet ... nun rumpelt es hinab ... ich sagte es Ihnen doch, Jean, sie liest nicht, sie träumt."

„Oder sie schläft."

„Mit offenen Augen! schöne Augen, bei meiner Treue."

„In jedem Fall werden wir es von hier aus sehen, wenn sie einen Liebhaber hat," versetzte Jean.

„Ja, wenn er bei Tag kommt, doch wenn er bei Nacht käme?"

„Teufel! daran dachte ich nicht, und ich hätte doch

zuerst hieran denken sollen . . . das beweist, wie unschuldig ich bin."

„Ja, unschuldig wie ein Procurator."

„Es ist gut, ich bin nun darauf aufmerksam gemacht, und werde etwas erfinden."

„Aber wie gut ist dieses Glas, ich könnte beinahe in dem Buch lesen."

„Lesen Sie und sagen Sie mir den Titel. Ich werde vielleicht etwas nach dem Buche errathen."

Chon rückte neugierig vor, doch sie wich noch schneller zurück, als sie vorgerückt war.

„Nun! was gibt es denn?" fragte der Vicomte.

Chon nahm ihn beim Arm und sagte:

„Schauen Sie vorsichtig, mein Bruder, schauen Sie, wer die Person ist, die sich aus der Dachluke links neigt. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht gesehen werden."

„Oh! oh!" rief Dubarry, „Gott vergebe mir, es ist mein Krustenbenetzer."

„Er wird sich hinauswerfen."

„Nein, er hat sich an der Dachtraufe angeklammert."

„Doch was betrachtet er mit diesen gierigen Augen, mit dieser wilden Trunkenheit?"

„Er lauert."

Der Vicomte schlug sich vor die Stirne und rief:

„Ich habe es."

„Was?"

„Er belauert bei Gott die Kleine."

„Fräulein von Taverney?"

„Ja wohl, das ist der Verliebte des Taubenschlages; sie kommt nach Paris, er läuft ihr nach. Sie nimmt ihr Quartier in der Rue Coq=Héron, er flüchtet sich aus unserem Hause, um in der Rue Plastrière zu wohnen."

„Bei meiner Treue, das ist die Wahrheit," sprach Chon; ,sehen Sie doch diesen Blick, diese Starrheit, dieses schwarzblaue Feuer seiner Augen; er ist verliebt, um darüber wahnsinnig zu werden."

„Meine Schwester," versetzte Jean, „geben wir uns

nicht mehr die Mühe, die Verliebte zu beobachten, der Verliebte wird unser Geschäft besorgen."

„Ja, für seine Rechnung."

„Nein für die unsrige. Nun lassen Sie mich vorbei, ich will Herrn von Sartines ein wenig besuchen. Bei Gott! wir haben Glück. Doch nehmen Sie sich in Acht, Chon, daß Sie der Philosoph nicht sieht; Sie wissen, wie schnell er sich aus dem Staube macht.

LXIII.

Feldzugsplan.

Herr von Sartines war um drei Uhr Morgens nach Hause zurückgekehrt und fühlte sich sehr müde, zugleich aber auch sehr zufrieden mit dem Abend, den er dem König und Madame Dubarry bereitet hatte.

Wiedererwärmt durch die Ankunft der Frau Dauphine hatte die Volksbegeisterung Seine Majestät wiederholt mit Lebehochrufen begrüßt, deren Umfang seit der bekannten Krankheit von Metz sehr vermindert worden war, seit dieser Krankheit, wo man ganz Frankreich in den Kirchen oder auf der Pilgerfahrt gesehen, um die Gesundheit des jungen Ludwig XV. zu erflehen, den man damals Ludwig den Vielgeliebten nannte.

Andererseits war Madame Dubarry, welche sonst, wenn sie öffentlich erschien, kaum der Unannehmlichkeit entging, durch einige Zurufe eigenthümlicher Art verletzt zu werden, sehr freundlich durch mehrere Reihen von Zuschauern empfangen worden, die man geschickt in erster Linie aufgestellt hatte, so daß der König in seiner Zufriedenheit Herrn von Sartines ein kleines Lächeln zusandte und der Polizeilieutenant sich eines guten Dankes versichert halten durfte.

Er glaubte auch erst um Mittag aufstehen zu können,

was ihm seit langer Zeit nicht mehr begegnet war, und benützte aufstehend den Urlaubstag, den er sich gab, um ein paar Dutzend neue Perrücken zu probiren, während er die Berichte von der Nacht anhörte, als man ihm bei der sechsten Perrücke und bei dem dritten Theile der Vorlesung den Vicomte Jean Dubarry meldete.

„Gut," dachte Herr von Sartines, „hier kommt mein Dank. Wer weiß jedoch, die Frauen sind so launenhaft! Lassen Sie den Herrn Vicomte in den Salon eintreten."

Schon müde durch seinen Morgen, setzte sich Jean in einen Lehnstuhl, und der Polizeilieutenant, der zu ihm in den Salon kam, konnte sich überzeugen, daß sich nichts Aergerliches in der Unterredung finden würde.

Jean sah in der That strahlend aus.

Die zwei Männer drückten sich die Hand.

„Nun, Vicomte?" fragte Herr von Sartines, „was führt Sie so frühe hierher?"

„Vor Allem," erwiederte Jean, der die Gewohnheit hatte, immer zuerst der Eitelkeit der Menschen zu schmeicheln, die er schonen mußte, „vor Allem fühle ich das Bedürfniß, Ihnen mein Compliment über die schöne Anordnung Ihres gestrigen Festes zu machen."

„Ah! ich danke; geschieht es officiell?"

„Officiell, was Luciennes betrifft."

„Mehr brauche ich nicht . . . geht nicht dort die Sonne auf?"

„Und sie legt sich auch zuweilen dort nieder," versetzte Jean und brach in jenes ziemlich gemeine Gelächter aus, das jedoch seiner Person die Treuherzigkeit verlieh, deren er häufig bedurfte.

„Doch außer den Complimenten, die ich Ihnen zu machen habe, komme ich auch noch, um Sie um einen Dienst zu bitten."

„Zwei, insofern sie möglich sind."

„Oh! das werden Sie mir sogleich sagen. Wenn

in Paris eine Sache verloren ist, hat man einige Hoffnung, sie wiederzufinden?"

„Wenn sie nichts werth ist, oder wenn sie viel werth ist, ja."

„Das, was ich suche, ist nicht viel werth," versetzte Jean den Kopf schüttelnd.

„Was suchen Sie?"

„Ich suche einen kleinen Burschen von ungefähr achtzehn Jahren."

Herr von Sartines streckte die Hand nach einem Papier aus, nahm einen Bleistift und schrieb.

„Achtzehn Jahre. Wie heißt ihr kleiner Bursche?"

„Gilbert."

„Was macht er?"

„Ich denke, so wenig als möglich."

„Woher kommt er?"

„Von Lothringen."

„Wo war er?"

„Im Dienste der Taverney."

„Sie haben ihn mitgebracht?"

„Nein, meine Schwester Chon hat ihn, dem Hungertode nahe, auf der Straße aufgehoben, in ihren Wagen gelegt und ihn nach Luciennes geführt, und da . . ."

„Und da?"

„Ich befürchte, der Bursche hat die Gastfreundschaft mißbraucht."

„Er hat gestohlen?"

„Ich sage das nicht."

„Doch . . ."

„Ich sage, er hat die Flucht auf eine sonderbare Weise ergriffen."

„Nun, wollen Sie ihn wieder haben?"

„Ja."

„Haben Sie irgend einen Gedanken in Beziehung auf den Ort, wo er sein kann?"

„Ich traf ihn heute an dem Brunnen, der die Ecke der Rue Plastrière bildet, und habe sogar alle Ursache

zu glauben, daß er in dieser Straße wohnt. Streng genommen könnte ich sogar das Haus bezeichnen."

„Ei! wenn Sie das Haus kennen, so ist nichts leichter, als ihn dort aufgreifen zu lassen. Was wollen Sie mit ihm machen, wenn Sie ihn einmal in Ihren Händen haben? wollen Sie ihn nach Charenton, nach Bicêtre bringen lassen?"

„Nein, nicht gerade."

„Oh! Alles, was Sie wollen; mein Gott, thun Sie sich keinen Zwang an."

„Nein, dieser Junge gefiel im Gegentheil meiner Schwester, weil er verständig ist, und sie hätte ihn gern bei sich behalten. Es wäre nun reizend, wenn man ihn auf eine sanfte Weise zu ihr zurückbringen könnte."

„Man wird es versuchen. Sie haben in der Rue Plastrière nicht nachgefragt, bei wem er ist?"

„Oh! nein, Sie begreifen, daß ich mich nicht bemerklich machen, nicht die Lage der Dinge gefährden wollte. Sobald er mich gewahrte, machte er sich aus dem Staube, als ob ihn der Teufel holte; hätte er erfahren, ich kenne seinen Aufenthaltsort, so würde er seine Wohnung wohl alsbald anderswo genommen haben."

„Das ist richtig. Rue Plastrière, sagen Sie, am Ende, in der Mitte, am Anfang der Straße?"

„Ungefähr im Drittel."

„Seien Sie unbesorgt, ich werde Ihnen einen geschickten Menschen dahin schicken."

„Ah! lieber Lieutenant, ein Mensch, so geschickt er auch sein mag, wird immer ein wenig plaudern."

„Nein, bei uns plaudert man nicht."

„Der Kleine ist fein wie Ambra."

„Ah! ich begreife: verzeihen Sie, daß ich nicht früher darauf gekommen bin; Sie möchten gern, daß ich selbst? . . . Das wird besser sein . . . denn es gibt dabei vielleicht Schwierigkeiten, die Sie nicht vermuthen."

Obgleich Jean überzeugt war, daß sich der Beamte ein wenig wichtig machen wollte, benahm er ihm doch

nichts von der Wichtigkeit seiner Rolle, sondern er erwiederte im Gegentheil:

„Gerade wegen der Schwierigkeiten, die Sie ahnen, wünschte ich Sie persönlich zu haben."

Herr von Sartines läutete einem Kammerdiener und sagte, als dieser erschien:

„Man spanne meine Pferde an."

„Ich habe einen Wagen," versetzte Jean.

„Ich danke, ich ziehe den meinigen vor; der meinige hat kein Wappen und hält die Mitte zwischen einem Fiacre und einer Carrosse. Es ist ein Wagen, den man jeden Monat neu anmalt, weßhalb er sich schwer erkennen läßt. Während man nun anspannt, erlauben Sie mir, daß ich mich versichere, ob meine neuen Perrücken zu meinem Kopfe gehen."

„Thun Sie das," sprach Jean.

Herr von Sartines rief seinen Perrückenmacher, einen wahren Künstler, der seinem Kunden eine ganze Sammlung von Perrücken brachte: es waren darunter von allen Formen, von allen Farben und von allen Maaßen, Perrücken für Magistratspersonen, Perrücken für Advokaten, Perrücken für Handelsleute, Perrücken für Cavaliere. Herr von Sartines wechselte zuweilen für die Nachforschungen, die er anzustellen hatte, sein Costüme drei bis viermal im Tage, und er hielt ganz besonders auf die Regelmäßigkeit des Anzuges.

Als der Beamte seine vier und zwanzigste Perrücke probirte, meldete man ihm, der Wagen sei angespannt.

„Werden Sie das Haus erkennen?" fragte Herr von Sartines den Vicomte.

„Bei Gott! ich sehe es von hier aus."

„Haben Sie den Eintritt untersucht?"

„Es war das Erste, woran ich dachte."

„Und wie ist dieser Eintritt beschaffen?"

„Es ist ein Gang."

„Ah! ein Gang, im Drittel der Straße, haben Sie gesagt?"

„Ja, mit einer Thüre, woran eine geheime Feder."

„Mit einer Thüre mit geheimer Feder! Teufel! wissen Sie das Stockwerk, in welchem der Flüchtling wohnt?"

„In den Mansarden. Uebrigens werden Sie es sehen, denn ich erblicke den Brunnen."

„Im Schritt, Kutscher," sprach Herr von Sartines.

Der Kutscher mäßigte den Lauf seiner Pferde; Herr von Sartines hob das Fenster auf.

„Sehen Sie," sagte Jean, „jenes schmutzige Haus."

„Ah! richtig," rief Herr von Sartines, indem er die Hände an einander schlug, „das befürchtete ich."

„Wie! Sie befürchten etwas?"

„Ach! ja."

„Und was befürchten Sie?"

„Sie haben Unglück."

„Erklären Sie sich."

„Nun wohl, jenes schmutzige Haus, in dem ihr Flüchtling wohnt, ist gerade das Haus von Herrn Rousseau von Genf."

„Von Rousseau dem Schriftsteller?"

„Ja."

„Nun! was ist Ihnen daran gelegen?"

„Wie! was mir daran gelegen sei? Ah! man sieht wohl, daß Sie nicht Polizeilieutenant sind, und daß Sie nichts mit den Philosophen zu thun haben."

„Ah bah! Gilbert bei Herrn Rousseau, welche Wahrscheinlichkeit!"

„Haben Sie nicht gesagt, Ihr junger Mann wäre ein Philosoph?"

„Ja."

„Nun wohl, Gleich und Gleich gesellt sich gern."

„Nehmen wir an, er sei bei Herrn Rousseau."

„Ja, nehmen wir das an."

„Was wird daraus hervorgehen?"

„Bei Gott, daß Sie ihn nicht bekommen."

„Warum?"

„Weil Herr Rousseau ein Mann ist, den man ungemein fürchten muß.“

„Warum setzen Sie ihn nicht in die Bastille?“

„Ich habe es dem König eines Tags vorgeschlagen: er wagte es nicht.“

„Wie, er wagte es nicht?“

„Nein, er wollte mir die Verantwortlichkeit dieser Verhaftung überlassen, und ich war meiner Treue nicht muthiger als der König.“

„In der That!“

„Wie ich Ihnen sage; ich schwöre Ihnen, man schaut sich zweimal um, ehe man sich von allen diesen philosophischen Kinnbacken in die Beine beißen läßt; Pest! eine Aufhebung bei Herrn Rousseau, nein, mein lieber Freund, nein.“

„In der That, mein lieber Beamter, ich bemerke eine seltsame Aengstlichkeit an Ihnen; ist der König nicht der König und sind Sie nicht der Polizeilieutenant?“

„In der That, Ihr seid reizend, Ihr Herren. Habt Ihr einmal gesagt: ist der König nicht der König, so glaubt Ihr Alles gesagt zu haben. Hören Sie mich an, mein bester Vicomte: ich würde lieber Sie bei Madame Dubarry aufheben, als Ihnen Gilbert von Herrn Rousseau wegholen.“

„Wahrhaftig! ich danke für den Vorzug.“

„Ah! meiner Treue ja, man würde weniger schreien. Sie haben keinen Begriff, wie empfindlich die Oberhaut dieser Schriftsteller ist; sie schreien wegen der geringsten Schramme, als ob man sie rädern würde.“

„Machen wir uns keine Gespenster ... Ist es sicher, daß Herr Rousseau unsern Flüchtling aufgenommen hat? Gehört dieses Haus mit vier Stockwerken ihm und bewohnt er es allein?“

„Herr Rousseau besitzt keinen Pfennig und hat folglich kein Haus in Paris; es sind vielleicht fünfzehn bis zwanzig Miethsleute in dieser Baracke. Doch nehmen Sie dies als Regel des Verfahrens an: so oft sich ein

Unglück mit einer Wahrscheinlichkeit zeigt, zählen Sie darauf; ist es ein Glück, so zählen Sie nicht darauf. Es sind immer neun und neunzig Chancen für das Schlimme und eine einzige für das Gute. Doch warten Sie; ich vermuthete, was uns begegnet, und nahm meine Noten mit:"

„Was für Noten?"

„Meine Noten über Herrn Rousseau. Glauben Sie, daß er einen Schritt thut, ohne daß man weiß, wohin er geht?"

„Ah! wahrhaftig! er ist also wirklich gefährlich?"

„Nein, doch er ist beunruhigend; ein solcher Narr kann jeden Augenblick einen Arm oder einen Schenkel brechen, und man würde sagen, wir haben ihm denselben gebrochen."

„Ei! wenn er sich nur den Hals umdrehen würde."

„Gott behüte uns!"

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich dies nicht begreife."

„Das Volk steinigt von Zeit zu Zeit den braven Genfer; doch es behält sich ihn für sich bevor, und wenn er den geringsten Kiesel von unserer Seite bekäme, so würde man uns ebenfalls steinigen."

„Oh! verzeihen Sie, ich kenne nicht alle diese Geschichten."

„Wir werden auch mit der ängstlichsten Behutsamkeit zu Werke gehen und wollen die einzige Chance, die uns bleibt, untersuchen, die, daß er nicht bei Herrn Rousseau ist. Verbergen Sie sich im Hintergrund meines Wagens."

Jean gehorchte und Herr von Sartines befahl dem Kutscher, noch einige Schritte in der Straße vorwärts zu fahren.

Dann öffnete er sein Portefeuille und zog einige Papiere daraus hervor.

„Wir wollen sehen," sagte er, „ob der junge Mann bei Herrn Rousseau ist. Seit welchem Tage soll es sein?"

„Seit dem 16."

„17. Man hat Herrn Rousseau um sechs Uhr Morgens im Walde von Meudon Pflanzen sammeln sehen; er war allein."

„Er war allein!"

„Fahren wir fort. Um zwei Uhr Nachmittags an demselben Tage sammelte er immer noch Pflanzen, jedoch mit einem jungen Menschen."

„Ah! ah!" machte Jean.

„Mit einem jungen Menschen," wiederholte Herr von Sartines.

„Hören Sie, das ist es bei Gott! das ist es."

„He! was sagen Sie dazu? Der junge Mensch ist schwächlich."

„So ist es."

„Sie reissen Beide Pflanzen aus und legen sie in eine Kapsel von Blech."

„Teufel! Teufel!" rief Dubarry.

„Das ist noch nicht Alles. Hören Sie: am Abend nimmt er den jungen Menschen mit nach Hause; um Mitternacht ist der junge Mensch noch nicht weggegangen."

„Gut."

„18. — Der junge Mensch hat das Haus nicht verlassen und scheint bei Herrn Rousseau einquartiert zu sein."

„Ich habe noch einen Rest von Hoffnung."

„Sie sind entschieden Optimist! Gleichviel, theilen Sie mir diese Hoffnung mit."

„Er hat vielleicht einen Verwandten im Hause."

„Gut! ich muß Sie befriedigen, oder vielmehr ganz in Verzweiflung bringen. Halt, Kutscher!"

Herr von Sartines stieg aus. Er hatte nicht zehn Schritte gemacht, als er einem grau gekleideten Menschen von ziemlich zweideutiger Miene begegnete.

Sobald dieser Mensch den hohen Beamten erblickte, nahm er seinen Hut ab und setzte ihn wieder auf, ohne daß er ein besonderes Gewicht auf diesen Gruß zu legen schien,

obgleich Ehrfurcht und Ergebenheit in seinem Blicke unverkennbar waren.

Herr von Sartines machte ein Zeichen, dieser Mensch näherte sich ihm, empfing leise einige Aufträge und verschwand unter dem Gange von Rousseau.

Der Polizeilieutenant stieg wieder in den Wagen.

Fünf Minuten nachher erschien der graue Mann abermals und näherte sich dem Kutschenschlage.

„Ich wende den Kopf rechts ab, damit man mich nicht sieht," sagte Dubarry.

Herr von Sartines lächelte, hörte die Meldung seines Agenten an und entließ ihn.

„Nun?" fragte Dubarry.

„Nun! die Chance war schlecht, wie ich vermuthete; Ihr Gilbert wohnt allerdings bei Herrn Rousseau. Glauben Sie mir, verzichten Sie . . ."

„Ich soll verzichten?"

„Ja. Sie werden nicht wegen einer Laune alle Philosophen von Paris gegen uns in Aufruhr bringen wollen, nicht wahr?"

„Oh, mein Gott! was wird meine Schwester Jeanne sagen."

„Es liegt ihr also sehr viel an diesem Gilbert?" fragte Herr von Sartines.

„Ja wohl."

„Nun, so bleiben Ihnen noch die sanften Mittel, bedienen Sie sich der Artigkeit und schmeicheln Sie Herrn Rousseau, und statt ihn sich mit Gewalt entführen zu lassen, wird er Ihnen denselben freiwillig geben."

„Meiner Treue, es wäre eben so gut, wenn man uns einen Bären zu zähmen geben würde."

„Es ist vielleicht minder schwierig, als Sie glauben. Wir wollen nicht verzweifeln; er liebt die hübschen Gesichter, das der Gräfin gehört zu den schönsten und das von Mademoiselle Chon ist nicht unangenehm; sprechen Sie, wird die Gräfin dieser Laune ein Opfer bringen?"

„Hundert.“

„Würde sie wohl einwilligen, sich in Herrn Rousseau zu verlieben?“

„Wenn es durchaus geschehen müßte.“

„Das wird vielleicht nützlich sein. Doch um unsere Personen einander zu nähern, müßte man einen Vermittler haben. Kennen Sie irgend einen Bekannten von Rousseau?“

„Herr von Conti.“

„Schlimm, er mißtraut den Prinzen. Man müßte einen Mann von armseligen Verhältnissen, einen Gelehrten, einen Dichter haben.“

„Wir sehen solche Leute nicht.“

„Habe ich nicht bei der Gräfin Herrn von Jussieu getroffen?“

„Den Botaniker?“

„Ja.“

„Meiner Treue, ich glaube wohl; er kommt nach Trianon, und die Gräfin läßt ihn ihre Rabatten plündern.“

„Das ist gut; Jussieu gehört zu seinen Freunden.“

„Dann wird die Sache allein gehen.“

„So ungefähr.“

„Ich bekomme also meinen Gilbert?“

Herr von Sartines dachte einen Augenblick nach und erwiederte sodann:

„Ich fange an zu glauben, ja, und zwar ohne Gewalt, ohne Geschrei; Rousseau wird Ihnen den Burschen an Händen und Füssen gebunden geben.“

„Sie glauben?“

„Ich bin dessen sicher.“

„Was muß ich zu diesem Behufe thun?“

„Sehr wenig. Sie haben in der Gegend von Meudon oder Marly ein leeres Terrain?“

„Oh! daran fehlt es nicht; ich kenne zehn zwischen Luciennes und Bougival.“

„Nun, so lassen Sie dort, wie soll ich das nennen? eine Mäusefalle für Philosophen bauen.“

„Wie beliebt? Wie haben Sie gesagt?"

„Ich habe gesagt, eine Mäusefalle für Philosophen."

„Ei! mein Gott! wie baut man denn das?"

„Seien Sie unbesorgt, ich werde Ihnen den Plan dazu geben. Und nun rasch fortgefahren, denn man beobachtet uns. Kutscher, nach dem Hotel!

LXIV.

Was Herr de la Vauguyon, dem Hofmeister der Kinder von Frankreich, am Abend der Hochzeit von Monseigneur dem Dauphin begegnete.

Die großen Ereignisse der Geschichte sind für den Romantiker, was die riesigen Berge für den Reisenden sind. Er betrachtet sie, er umwandert sie, er begrüßt sie im Vorübergehen, aber er übersteigt sie nicht.

So wollen wir die eindrucksvolle Ceremonie der Hochzeit der Dauphine in Versailles betrachten, umwandern, begrüßen. Das Ceremoniel von Frankreich ist in einem solchen Falle die einzige Chronik, die man befragen muß.

In der That, nicht in den Herrlichkeiten des Versailles unter Ludwig XV., in der Beschreibung der Hofkleider, der Livreen, der priesterlichen Gewänder würde unsere Geschichte, die bescheidene Zofe, welche auf einem kleinen Nebenwege längs der großen Landstraße der Geschichte von Frankreich hingeht, etwas zu gewinnen finden.

Laßen wir die Ceremonie in den Strahlen der glühenden Sonne eines schönen Maitages sich vollenden, lassen wir die erhabenen Gäste in der Stille sich zurückziehen und sich die Wunder des Schauspiels, dem sie beigewohnt, erzählen und commentiren, und kehren wir zu unseren Ereignissen und zu unseren Personen zurück, welche historisch sicherlich einen Werth haben.

Der König, ermüdet durch die Vorstellung und besonders durch das Mittagsmahl, das lange gedauert hatte und nach dem Ceremoniel bei dem Hochzeitmahle des Herrn Dauphin, des Sohnes von Ludwig XIV., geordnet gewesen war, zog sich um neun Uhr in seine Gemächer zurück und behielt nur Herrn de la Vauguyon, den Hofmeister der Kinder von Frankreich, bei sich.

Dieser Herzog, ein großer Freund der Jesuiten, die er mit Hülfe des Ansehens von Madame Dubarry zurückzubringen hoffte, sah einen Theil seiner Aufgabe durch die Heirath des Herrn Herzogs von Berry beendigt.

Dies war nicht der härteste Theil, denn es blieb dem Herrn Hofmeister der Kinder von Frankreich noch die Erziehung des Herrn Grafen von Provence und des Herrn Grafen von Artois durchzuführen, von denen der eine damals fünfzehn, der andere dreizehn Jahre alt war. Der Herr Graf von Provence war mürrisch und unbezähmt; der Herr Graf von Artois unbesonnen und unbezähmbar; und dann war der Dauphin, abgesehen von seinen guten Eigenschaften, die ihn zu einem kostbaren Zögling machten, Dauphin, das heißt, die erste Person von Frankreich nach dem König. Herr de la Vauguyon konnte also viel verlieren, wenn er auf einen solchen Geist den Einfluß verlor, den vielleicht eine Frau zu erlangen im Begriffe war.

Von dem König zu bleiben aufgefordert, konnte Herr de la Vauguyon glauben, Seine Majestät begreife diesen Verlust und wolle ihn durch eine Belohnung entschädigen. Ist eine Erziehung vollendet, so belohnt man gewöhnlich den Hofmeister.

Dieser Umstand veranlaßte den Herrn Herzog de la Vauguyon, einen sehr empfindsamen Menschen, seine Empfindsamkeit zu verdoppeln: während des ganzen Mahles sprach er mit seinem Sacktuch vor den Augen, um darzuthun, wie sehr er den Verlust seines Zöglings beklage. Sobald das Dessert vorüber war, schluchzte er; als er sich endlich aber allein fand, erhob er sich ruhiger.

Der Ruf des Königs zog abermals das Schnupftuch aus seiner Tasche und die Thräne aus seinen Augen.

„Kommen Sie, mein armer la Vauguyon," sagte der König, indem er sich bequem auf einer Chaise longue niederließ, „kommen Sie, wir wollen plaudern."

„Ich bin Eurer Majestät zu Befehl," antwortete der Herzog.

„Setzen Sie sich, mein Liebster; Sie müssen müde seyn."

„Mich setzen, Sire?"

„Ja, dorthin, ohne Umstände."

Und Ludwig **XV.** bezeichnete dem Herzog ein Tabouret, das so stand, daß die Lichter gerade auf das Gesicht des Hofmeisters fielen, während sie das des Königs im Schatten ließen.

„Nun, lieber Herzog," sagte Ludwig **XV.**, „nun ist eine Erziehung vollendet."

„Ja, Sire." Und la Vauguyon seufzte.

„Eine schöne Erziehung, bei meiner Treue," fuhr Ludwig **XV.** fort.

„Seine Majestät ist zu gut."

„Und die Ihnen Ehre macht, Herzog."

„Seine Majestät überhäuft mich."

„Der Herr Dauphin ist, glaube ich, einer von den gelehrten Prinzen Europas?"

„Ich glaube, Sire."

„Ein guter Historiker?"

„Sehr gut."

„Ein vortrefflicher Geograph?"

„Sire, der Herr Dauphin zeichnet ganz allein Karten, welche ein Ingenieur nicht machen würde."

„Er erreicht beinahe die Vollkommenheit?"

„Ah! Sire, das Compliment kommt nicht mir zu, denn ich habe ihn das nicht gelehrt."

„Gleichviel, er weiß es?"

„Ausgezeichnet."

„Und die Uhrmacherei, was für eine Geschicklichkeit!"

„Es ist wunderbar, Sire."

„Seit sechs Monaten laufen alle meine Uhren einander nach wie die vier Räder eines Wagens, ohne sich einholen zu können. Nun! er allein ordnet sie."

„Das gehört zur Mechanik, Sire, und ich muß abermals gestehen, daß ich keinen Antheil hieran habe."

„Ja, aber die Mathematik, die Schifffahrt?"

„Oh! Sire, das sind Wissenschaften, zu denen ich allerdings den Herrn Dauphin immer angetrieben habe."

„Und er ist stark darin. Eines Abends hörte ich ihn mit Herrn von Laxérouse von Grelingen*), von Wänden**), von Brigantinen sprechen."

„Lauter Marine-Ausdrücke, Sire."

„Er spricht darüber wie Jean Bart."

„Er ist allerdings sehr stark hierin."

„Ihnen hat er Alles dies zu verdanken . . ."

„Eure Majestät belohnt mich über meine Verdienste, indem sie mir einen, wenn auch noch so kleinen Antheil an dem kostbaren Nutzen zuschreibt, den der Herr Dauphin aus dem Studium gezogen hat."

„In Wahrheit, Herzog, ich glaube, der Herr Dauphin wird wirklich ein guter König, ein guter Regent, ein guter Familienvater werden. Ah! sagen Sie mir, Herr Herzog," fuhr der König mit einem besonderen Nachdruck auf diese Worte fort, „wird er ein guter Familienvater werden?"

„Ei, Sire," erwiederte naiver Weise Herr de la Vauguyon, „da alle Tugenden im Keime in dem Herzen des Herrn Dauphin vorhanden sind, so nehme ich an, daß auch diese wie die anderen darin enthalten sein wird."

„Sie verstehen mich nicht, Herzog," versetzte Ludwig XV. „Ich frage Sie, ob er ein guter Familienvater sein werde."

---

*) Greling, das kleinste und schwächste Kabeltau auf den Schiffen.

**) Wand, das Tauwerk, womit die Mastbäume festgehalten werden.

„Sire, ich muß bekennen, ich verstehe Eure Majestät nicht. In welchem Sinne legt sie mir diese Frage vor?"

„In dem Sinne, in dem Sinne . . . Sie haben die Bibel wohl gelesen, Herr Herzog?"

„Gewiß, Sire, ich habe sie gelesen."

„Nun, Sie kennen die Patriarchen, nicht wahr?"

„Allerdings."

„Wird er ein guter Patriarch sein?"

Herr de la Vauguyon schaute den König an, als ob er Hebräisch gesprochen hätte, und erwiederte, indem er seinen Hut zwischen den Händen drehte:

„Sire, ein großer König ist Alles, was er will."

„Verzeihen Sie, Herr Herzog," versetzte der König, „ich sehe, wir verstehen uns immer noch nicht ganz."

„Sire, ich thue mein Möglichstes."

„Ich will deutlicher sprechen: Sie kennen den Dauphin wie Ihr Kind, nicht wahr?"

„Oh, gewiß, Sire."

„Seinen Geschmack?"

„Ja."

„Seine Leidenschaften?"

„Oh! was seine Leidenschaften betrifft, Sire, das ist etwas Anderes, hätte Monseigneur gehabt, so wären sie von mir mit der Wurzel ausgerottet worden. Doch glücklicher Weise hatte ich nicht diese Mühe; Monseigneur ist ohne Leidenschaften."

„Sie haben gesagt, glücklicher Weise?"

„Sire, ist es nicht ein Glück?"

„Er hat also keine?"

„Leidenschaften, nein, Sire."

„Nicht eine?"

„Nicht eine, dafür stehe ich."

„Nun, das ist es gerade, was ich befürchtete. Der Dauphin wird ein guter König, ein guter Regent, aber kein guter Patriarch sein."

„Ach! Sire, Sie haben mir keines Wegs befohlen, den Herrn Dauphin zum Patriarchat anzutreiben.“

„Und ich hatte Unrecht. Ich hätte daran denken sollen, daß er sich einmal verheirathen würde. Aber obgleich er keine Leidenschaften hat, verdammen Sie ihn doch nicht ganz und gar?“

„Ich?“

„Ich will damit sagen, Sie halten ihn nicht für unfähig, eines Tags zu bekommen?“

„Sire, ich befürchte . . .“

„Wie, Sie befürchten?“

„In der That, Eure Majestät spannt mich auf die Folter,“ sagte mit kläglichem Tone der arme Herzog.

„Herr de la Vauguyon,“ rief der König, welcher ungeduldig zu werden anfing, „ich frage Sie ganz deutlich, ob der Herr Herzog von Berry ein guter Gatte sein werde. Ich lasse die Befähigung zum Familienvater bei Seite und gebe den Patriarchen auf.“

„Sire, ich wüßte das Eurer Majestät nicht genau zu sagen.“

„Wie, Sie wissen es mir nicht genau zu sagen?“

„Nein, denn ich weiß es selbst nicht.“

„Sie wissen es nicht!“ rief Ludwig **XV.** mit einem Erstaunen, das die Perrücke auf dem Haupte von Herrn de la Vauguyon wackeln machte.

„Sire, der Herr Herzog von Berry lebte unter dem Dache Eurer Majestät in der Unschuld des Kindes, das studirt.“

„Ei, mein Herr, dieses Kind studirt nicht mehr, es heirathet.“

„Sire, ich war der Hofmeister von Monseigneur.“

„Gerade deßhalb, mein Herr, Sie hätten ihn Alles lehren müssen, was er zu wissen braucht.“

Und Ludwig **XV.** warf sich, die Achseln zuckend, in seinen Stuhl zurück.

„Ich vermuthete es,“ fügte er mit einem Seufzer bei.

„Mein Gott, Sire . . .“

„Sie kennen die Geschichte von Frankreich, nicht wahr, Herr de la Vauguyon.“

„Sire, ich habe es stets geglaubt und werde fortfahren, es zu glauben, wenn mir nicht Eure Majestät das Gegentheil sagt.“

„Nun, so müssen Sie wissen, was mir am Tage vor meiner Hochzeit begegnet ist.“

„Nein, Sire, ich weiß es nicht.“

„Ah! mein Gott, Sie wissen also nichts?“

„Wenn Eure Majestät die Gnade haben wollte, mich über diesen Punkt, der mir unbekannt geblieben ist, zu belehren?“

„Hören Sie, und das mag Ihnen für meine zwei anderen Enkel zur Lection dienen, Herzog.“

„Ich höre, Sire.“

„Ich war auch, wie Sie den Dauphin erzogen haben, unter dem Dache meines Großvaters erzogen worden. Ich hatte Herrn von Villeroy, einen braven Mann, aber einen sehr braven Mann, gerade wie Sie, Herzog. Oh! wenn er mich öfter in die Gesellschaft meines Oheims, des Regenten, gelassen hätte; doch nein, die Unschuld des Studiums, wie Sie sagen, Herzog, machte, daß ich das Studium der Unschuld vernachläßigte. Ich heirathete indessen, und wenn ein König heirathet, Herr Herzog, so ist es wichtig für die Welt.“

„Oh! ja, Sire, ich fange an zu begreifen.“

„In der That, das ist ein Glück. Ich fahre also fort. Der Herr Cardinal ließ mich über meine Neigungen zum Patriarchat ausforschen. Meine Neigungen waren vollkommen null und ich war in dieser Hinsicht von einer Reinheit, daß man hätte befürchten sollen, die Krone von Frankreich werde auf das weibliche Geschlecht übergehen. Zum Glück zog der Herr Cardinal Herrn von Richelieu hierüber zu Rath; die Sache war delicater Natur, doch Herr von Richelieu war ein großer Meister in solchen Dingen. Herr von Richelieu hatte einen leuchtenden Gedanken. Es gab damals eine Demoiselle Lemaure oder

Lemoure, ich weiß nicht mehr genau, welche bewunderungswürdige Bilder malte; man beauftragte sie mit einer Reihenfolge von Scenen, Sie begreifen?"

„Nein, Sire."

„Wie soll ich das nennen? ländliche Scenen."

„Also im Genre der Gemälde von Teniers?"

„Besser als das; urdingliche."

„Urdingliche?"

„Natürliche. Endlich habe ich das Wort gefunden; Sie begreifen diesmal?

„Wie!" rief Herr de la Vauguyon erröthend, „man wagte es, Eurer Majestät darzubieten . . ."

„Und wer spricht denn davon, daß man mir etwas dargeboten habe, Herzog!"

„Doch damit Eure Majestät sehen konnte . . ."

„Mußte meine Majestät schauen; das ist das Ganze."

„Nun!"

„Nun! ich habe geschaut."

„Und . . ."

„Und da der Mensch in seinem Wesen Nachahmer ist, so habe ich nachgeahmt."

„Gewiß, Sire, das Mittel ist ganz vortrefflich, obgleich gefährlich für einen jungen Menschen."

Der König schaute den Herzog de la Vauguyon mit dem Lächeln an, das man cynisch genannt hätte, wenn es nicht über den geistreichsten Mund der Welt geschwebt wäre.

„Lassen wir die Gefahr für heute," sagte er, „und kommen wir auf das zurück, was Ihnen noch zu thun übrig bleibt."

„Ah!"

„Wissen Sie es?"

„Nein, Sire, und Eure Majestät würde mich glücklich machen, wenn sie es mir mittheilen wollte."

„Nun wohl, so hören Sie: Sie suchen den Herrn Dauphin auf, der die letzten Complimente der Männer

empfängt, während die Frau Dauphine die letzten der Frauen entgegennimmt."

„Ja, Sire."

„Sie versehen sich mit einem Handleuchter und nehmen den Herrn Dauphin bei Seite."

„Ja, Sire."

„Sie bedeuten Ihrem Zögling (der König sprach diese Worte mit einem besondern Nachdruck), Sie bedeuten Ihrem Zögling, sein Zimmer liege am Ende des neuen Corridors."

„Zu dem Niemand den Schlüssel hat, Sire."

„Weil ich ihn behalten habe, mein Herr; ich sah vorher, was heute geschieht, hier ist dieser Schlüssel."

Herr de la Vauguyon nahm ihn zitternd.

Der König fuhr fort:

„Ihnen will ich wohl sagen, Herr Herzog, daß diese Gallerie ungefähr zwanzig Gemälde enthält, welche ich dahin habe bringen lassen."

„Ah! Sire, ja, ja."

„Ja, Herr Herzog, Sie umarmen Ihren Zögling, Sie öffnen ihm die Thüre des Corridors, Sie geben ihm den Leuchter in die Hand, Sie wünschen ihm eine gute Nacht und sagen ihm, er möge zwanzig Minuten brauchen, um die Thüre seines Zimmers zu erreichen; eine Minute für jedes Gemälde."

„Ah! Sire, ich begreife."

„Das ist ein Glück, gute Nacht, Herr de la Vauguyon."

„Eure Majestät hat die Gnade, mich zu entschuldigen."

„Nicht ganz, denn ohne mich hätten Sie schöne Dinge in meiner Familie gemacht."

Die Thüre schloß sich hinter dem Herrn Hofmeister.

Der König bediente sich seiner besondern Glocke.

Lebel erschien.

„Meinen Kaffee," sagte der König. „Ah! Lebel . . ."

„Sire."

„Wenn Sie mir meinen Kaffee gegeben haben, gehen

Sie Herrn de la Vauguyon nach, welcher mich eben verläßt, um dem Herrn Dauphin seine Huldigung darzubringen."

„Ich gehe, Sire."

„Warten Sie doch, damit ich Ihnen sage, warum Sie gehen sollen."

„Es ist wahr, Sire; doch mein Eifer, Seiner Majestät zu gehorchen, ist so groß . . ."

„Sehr gut. Sie werden also Herrn de la Vauguyon folgen."

„Ja, Sire."

„Er ist so angegriffen, so betrübt, daß ich seine Rührung für den Herrn Dauphin befürchte."

„Und was soll ich thun, Sire, wenn er gerührt wird?"

„Nichts; Sie kommen nur und sagen es mir."

Lebel stellte den Kaffee neben den König, der ihn langsam zu schlürfen anfing.

Dann verließ der historische Kammerdiener das Zimmer. Eine Viertelstunde nachher erschien er wieder.

„Nun, Lebel?" fragte der König.

„Sire, Herr de la Vauguyon ging, Monseigneur am Arme haltend, bis in den neuen Corridor."

„Gut, hernach?"

„Er kam mir nicht sehr gerührt vor, sondern machte im Gegentheil ganz begehrliche kleine Augen."

„Gut, hernach?"

„Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und reichte ihn dem Herrn Dauphin, der die Thüre öffnete und den Fuß in den Corridor setzte."

„Hernach?"

„Hernach gab der Herr Herzog seinen Leuchter Monseigneur in die Hand und sagte ganz leise zu ihm, doch nicht so leise, daß ich es nicht hätte hören können:

„„Monseigneur, das Hochzeitgemach ist am Ende dieser Gallerie, zu der ich Ihnen den Schlüssel zu übergeben

habe. Der König wünscht, daß Sie zwanzig Minuten brauchen, um zu jenem Gemach zu gelangen.""

„„Wie?"" versetzte der Prinz, „„zwanzig Minuten; man braucht kaum zwanzig Secunden.""

„„Monseigneur,"" antwortete Herr de la Vauguyon, „„hier erlischt meine Vollmacht, ich habe Ihnen keine Lectionen, sondern nur noch einen letzten Rath zu geben: schauen Sie die Wände rechts und links in dieser Gallerie wohl an, und ich stehe Eurer Hoheit dafür, daß sie den Zeitraum dieser zwanzig Minuten anwenden wird.""

„Nicht schlecht."

„Hierauf machte Herr de la Vauguyon eine tiefe Verbeugung, stets begleitet von sehr glühenden Blicken, welche in den Corridor dringen zu wollen schienen; dann verließ er Monseigneur an der Thüre."

„Und Monseigneur trat wohl ein?"

„Sire, sehen Sie das Licht in der Gallerie; seit wenigstens einer Viertelstunde spaziert es auf und ab."

„Ah! ah! es verschwindet," sprach der König, nachdem er einige Augenblicke nach den Scheiben geschaut hatte. „Mir gab man auch zwanzig Minuten, doch ich erinnere mich, nach fünf war ich bei meiner Frau. Ah! sollte man nicht vom Herrn Dauphin glauben, was man vom zweiten Racine sagte: „„Es ist der kleine Sohn eines großen Vaters.""

LXV.

Die Hochzeitnacht des Herrn Dauphin.

Der Dauphin öffnete die Thüre des Hochzeitgemaches, oder vielmehr des Vorzimmers, das vor demselben kam.

Die Erzherzogin erwartete ihn in einem langen, weißen Nachtgewande in dem vergoldeten Bette, das kaum durch das so leichte Gewicht ihres zarten, schwächlichen Körpers gesenkt wurde: und, seltsamer Weise, wenn man

auf ihrer Stirne, durch die Wolke der Traurigkeit, die sie bedeckte, hätte lesen können, so würde man, statt der süßen Erwartung der Braut, die Angst des jungen Mädchens erkannt haben, das von einer von jenen Gefahren bedroht war, welche die nervigen Naturen in Vorgefühlen sehen und zuweilen mit mehr Muth ertragen, als sie dieselben vorhergefühlt haben.

Neben dem Bette saß Frau von Noailles.

Die Damen standen im Hintergrund, aufmerksam auf die Ehrendame, die ihnen den Rückzug befehlen würde.

Den Gesetzen der Etiquette getreu, erwartete diese unempfindlich die Ankunft des Herrn Dauphin.

Doch es geschah, als ob diesmal alle Gesetze der Etiquette und des Ceremoniels der Böswilligkeit der Umstände hätten weichen müssen, daß die Personen, welche den Herrn Dauphin in das Hochzeitgemach einzuführen hatten, weil sie nicht wußten, daß Seine Hoheit nach den Anordnungen von König Ludwig **XV.** durch den neuen Corridor kommen sollte, in einem andern Vorzimmer warteten.

Das Vorzimmer, wo der Herr Dauphin eingetreten, war leer, und da die Thüre, welche in das Schlafgemach ging, ein wenig offen stand, so konnte der Herr Dauphin sehen und hören, was sich in diesem Zimmer begab.

Er wartete, schaute heimlich und horchte verstohlen.

Die Stimme der Frau Dauphine erhob sich rein und harmonisch, obgleich ein wenig zitternd, und fragte:

„Wo wird der Herr Dauphin eintreten?“

„Durch diese Thüre, Madame,“ antwortete die Herzogin von Noailles. Und sie bezeichnete die Thüre der gegenüber, wo sich der Herr Dauphin befand.

„Und was hört man durch jenes Fenster?“ fügte die Dauphine bei; „man sollte glauben, es wäre das Rauschen des Meeres.“

„Es ist das Geräusch der zahllosen Zuschauer, welche beim Schimmer der Beleuchtung spazieren gehen und das Feuerwerk erwarten.“

„Beleuchtung?" versetzte die Dauphine mit einem traurigen Lächeln; „sie war diesen Abend nicht überflüßig, denn der Himmel ist sehr finster; haben Sie gesehen, Madame?"

In diesem Augenblick machte der Dauphin, des Wartens müde, sachte die Thüre auf, streckte seinen Kopf durch die Oeffnung und fragte, ob er eintreten könnte.

Frau von Noailles stieß einen Schrei aus, denn sie erkannte den Prinzen Anfangs nicht.

Durch die Gemüthsbewegungen, welche sie nach einander erfahren hatte, in jenen Nervenzustand versetzt, wo uns Alles erschreckt, faßte die Frau Dauphine Frau von Noailles beim Arm.

„Ich bin es, Madame," sagte der Dauphin, „fürchten Sie sich nicht."

„Aber warum durch diese Thüre?" fragte Frau von Noailles.

„Weil," antwortete König Ludwig **XV.**, der seinen cynischen Kopf ebenfalls durch die halbgeöffnete Thüre streckte, „weil Herr von Vauguyon, als wahrer Jesuit, sehr gut das Lateinische, die Mathematik und die Geographie versteht und nichts Anderes."

In Gegenwart des Königs, der so unerwartet erschien, glitt die Frau Dauphine von ihrem Bette herab und stand nun aufrecht und in ihr großes Nachtgewand gehüllt, das sie von den Fußspitzen bis zum Hals so hermetisch verbarg, als die Stola eine römische Dame.

„Man sieht wohl, daß sie mager ist," murmelte Ludwig **XV.** „Zum Teufel mit Herrn von Choiseul, der mir unter allen Erzherzoginnen gerade diese da wählt."

„Eure Majestät mag bemerken," sagte Frau von Noailles, „daß, was mich betrifft, die Etiquette streng beobachtet worden ist; nur von Seiten von Monseigneur dem Dauphin . . ."

„Ich nehme den Einbruch auf meine Rechnung," versetzte Ludwig **XV.**, „und das ist nur zu billig, insofern ich ihn habe begehen lassen. Doch da der Umstand, der dazu

Anlaß gegeben, sehr ernster Natur ist, so hoffe ich, daß Sie mir vergeben werden."

„Ich weiß nicht, was Eure Majestät damit sagen will."

„Wir werden mit einander gehen, Herzogin, und ich erzähle Ihnen das. Nun sehen wir, wie diese Kinder sich niederlegen."

Die Frau Dauphine entfernte sich einen Schritt vom Bett und faßte Frau von Noailles vielleicht noch mit mehr Schrecken als das erste Mal beim Arm.

„Oh! ich bitte, Madame," sagte sie, „ich würde vor Scham sterben."

„Sire," sprach Frau von Noailles, „die Frau Dauphine bittet Eure Majestät, sie wie eine einfache Bürgerin zu Bette gehen zu lassen."

„Teufel! Teufel! Sie fordern das, Frau Etiquette?"

„Sire, ich weiß wohl, daß es den Gesetzen des Ceremoniels von Frankreich entgegen ist; doch schauen Sie die Erzherzogin an."

Marie Antoinette stand bleich an einem Stuhle, stützte sich mit ihrem starren Arme auf die Lehne und hätte einer Bildsäule des Schreckens geglichen, würde man nicht das leichte Klappern ihrer Zähne gehört haben, das den von ihrem Antlitz fließenden kalten Schweiß begleitete.

„Oh! ich will der Dauphine in diesem Punkte nicht widerstreben," sagte Ludwig **XV.**, der das Ceremoniel ebenso sehr haßte, als Ludwig **XIV.** ein glühender Anhänger desselben gewesen war. „Ziehen wir uns zurück, Herzogin. Ueberdies gibt es Schlösser an den Thüren, und das wird noch drolliger sein."

Der Dauphin hörte diese letzten Worte seines Großvaters und erröthete.

Die Dauphine hörte ebenfalls, begriff aber nicht.

Ludwig **XV.** umarmte seine Söhnerin und ging hinaus, indem er die Herzogin von Noailles mit sich nahm und in jenes spöttische Gelächter ausbrach, das so traurig

für diejenigen ist, welche die Heiterkeit des Lachenden nicht theilen.

Die übrigen Anwesenden entfernten sich durch die andere Thüre.

Die jungen Leute fanden sich allein.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein.

Endlich näherte sich der junge Prinz Marie Antoinette: sein Herz schlug gewaltig; er fühlte, wie der Brust, den Schläfen, den Arterien der Hände das empörte Blut der Jugend und der Liebe zuströmte.

Doch er fühlte auch seinen Großvater hinter der Thüre, und dieser cynische Blick, der bis in den hochzeitlichen Alkoven drang, vereiste abermals den seiner Natur nach sehr schüchternen und linkischen Dauphin.

„Madame," sagte er, die Erzherzogin anschauend, „sollten Sie leiden? Sie sind sehr bleich, und es ist, als ob Sie zitterten."

„Mein Herr," antwortete sie, „ich verberge Ihnen nicht, daß ich eine seltsame Erschütterung empfinde; es muß ein schrecklicher Sturm am Himmel sein: der Sturm hat einen furchtbaren Einfluß auf mich."

„Ah! Sie glauben, wir seien von einem Orkan bedroht?" sagte der Dauphin.

„Oh! ich bin dessen gewiß; sehen Sie, mein ganzer Körper zittert."

Der Körper der armen Prinzessin schien wirklich unter elektrischen Schlägen zu beben.

In diesem Augenblick, als sollten ihre Vorhersehungen gerechtfertigt werden, erfüllte ein wüthender Windstoß, einer von jenen mächtigen Hauchen, welche die eine Hälfte der Meere auf die andere schleudern und verheerend über die Gebirge hinfahren, dem ersten Schrei des heranrückenden Sturmes ähnlich, das Schloß mit Lärmen, mit heftigem Gekrache und tiefer Bangigkeit.

Die den Zweigen entrissenen Blätter, die den Bäumen entrissenen Zweige, die von ihren Vasen geschleuderten Statuen, ein langes, unermeßliches Geschrei von hundert

tausend in den Gärten zerstreuten Zuschauern, ein finsteres, durch die Gänge und Gallerien des Schlosses hinlaufendes Tosen und Brüllen bildeten in diesem Augenblick die wildeste und traurigste Harmonie, welche je an menschliche Ohren vibrirt hatte.

Auf das Brüllen und Tosen folgte ein klägliches Geklirre; dies kam von den Scheiben, welche in tausend Stücke zerbrochen auf den Marmor der Treppen und der Karnieße fielen und dabei den gestoßenen, nervigen Ton von sich schleuderten, der ächzend durch den Raum hinfliegt.

Der Wind hatte mit demselben Stoße von dem Riegel einen von den schlecht verschlossenen Sommerläden gerissen, der an die Mauer geschlagen, wie der riesige Flügel eines Nachtvogels.

Ueberall, wo die Fenster im Schlosse offen standen, erloschen die Lichter, vernichtet durch diesen Windstoß. Der Dauphin näherte sich dem Fenster, ohne Zweifel, um den Laden wieder zu schließen, doch die Dauphine hielt ihn zurück.

„Oh! mein Herr, ich bitte," sagte sie, „öffnen Sie dieses Fenster nicht, unsere Kerzen würden erlöschen und ich würde vor Angst sterben."

Der Dauphin blieb stehen.

Man sah durch den Vorhang, den er zurückgezogen, die düsteren Gipfel der Bäume des Parkes, bewegt und gedreht, als ob der Arm eines unsichtbaren Riesen ihre Stämme inmitten der Finsterniß geschüttelt hätte.

Alle Beleuchtungen erloschen.

Da erblickte man am Himmel Legionen dicker, schwarzer Wolken, welche sich wirbelnd hinrollten, wie zum Angriff vorspringende Schwadronen.

Der Dauphin stand bleich am Fenster und stützte eine Hand auf den Riegel. Die Dauphine fiel einen Seufzer ausstoßend auf einen Stuhl zurück.

„Sie haben sehr bange, Madame?" fragte der Dauphin.

„Oh! ja, doch Ihre Gegenwart beruhigt mich. Oh!

was für ein Sturm! was für ein Sturm, mein Herr! Alle Beleuchtung ist ausgelöscht."

„Ja," sagte Ludwig, „der Wind weht von Süd-Süd-West und das ist derjenige, welcher die heftigsten Orkane verkündigt. Wenn er so fortfährt, weiß ich nicht, wie man es machen wird, um das Feuerwerk abzubrennen."

„Oh! mein Herr, für wen sollte man es abbrennen? Niemand wird bei einem solchen Wetter in den Gärten bleiben."

„Ah! Madame, Sie kennen die Franzosen nicht, sie müssen ihr Feuerwerk haben; dieses wird herrlich sein; der Plan ist mir vom Ingenieur mitgetheilt worden. Ei! sehen Sie, ich täuschte mich nicht: sehen Sie die ersten Raketen."

In der That, glänzend wie lange Feuerschlangen schossen die Verkündigungsraketen zum Himmel auf; doch zu gleicher Zeit, als hätte der Sturm diese brennenden Strahlen für einen Trotz gehalten, zuckte ein einziger Blitz, der jedoch den Himmel zu spalten schien, zwischen den Kunststücken durch und vermischte sein bläuliches Feuer mit dem rothen Feuer der Raketen.

„Wahrlich," sprach die Erzherzogin, „es ist eine Ruchlosigkeit von den Menschen, so mit Gott zu kämpfen."

Die Verkündigungsraketen waren dem allgemeinen Entzünden des Kunstfeuerwerks nur einige Sekunden vorhergegangen; der Ingenieur fühlte, daß er sich beeilen mußte, und legte das Feuer an die ersten Stücke, welche ein ungeheures Freudengeschrei begrüßte.

Doch der Sturm, als fände wirklich ein Kampf zwischen der Erde und dem Himmel statt, als beginge der Mensch, wie es die Erzherzogin gesagt hatte, eine Ruchlosigkeit gegen Gott, der erzürnte Sturm bedeckte mit seinem furchtbaren Brausen das Volksgeschrei, alle Katarakte des Himmels öffneten sich zu gleicher Zeit und ungeheure Regenströme stürzten von der Höhe der Wolken herab.

Der Wind hatte die Beleuchtung ausgelöscht, der Regen löschte das Feuerwerk aus.

„Ah! welch ein Unglück!" sagte der Dauphin, „das Feuerwerk ist gescheitert."

„Ei, mein Herr," versetzte traurig Marie Antoinette, „schlug nicht Alles fehl seit meiner Ankunft in Frankreich?"

„Wie so, Madame?"

„Haben Sie Versailles gesehen?"

„Allerdings, Madame. Gefällt Ihnen Versailles nicht?"

„Oh! doch, Versailles würde mir gefallen, wenn es heute wäre, wie es Ihr erhabener Ahnherr Ludwig **XIV.** hinterlassen hat. Doch in welchem Zustande haben wir Versailles gefunden? Ueberall Trauer, Ruine. Oh! ja, ja, der Sturm setzt sich wohl in Einklang mit dem Feste, das man mir bereitet. Ist es nicht passend, daß ein Orkan kommt, um unserem Volke das Elend unseres Palastes zu verbergen? Wird die Nacht nicht günstig und willkommen sein, welche diese Alleen voll Gras, diese Gruppen schlammiger Tritonen, diese Bassins ohne Wasser und diese zerstümmelten Statuen verbirgt? Oh! ja, ja, wehe Südwind; brülle Sturm; häuft euch auf, ihr dicken Wolken; verbergt vor aller Augen den seltsamen Empfang, den Frankreich einer Tochter der Cäsaren an dem Tage bereitet, wo sie ihre Hand in die Hand seines zukünftigen Königs legt!"

Sichtbar verlegen, denn er wußte nicht, wie er diese Vorwürfe und besonders diese seinem Charakter so ferne exaltirte Schwermuth erwidern sollte, stieß der Dauphin ebenfalls einen langen Seufzer aus.

„Ich mache Ihnen Kummer," sagte Marie Antoinette, „doch glauben Sie nicht, daß der Stolz aus mir spricht; oh! nein, nein, dem ist nicht so. Warum hat man mir nicht dieses so lachende, so schattige, so blühende Trianon allein gezeigt, dessen Gebüsche leider der Sturm mitleidlos entblättert, dessen Wasser er trübt? ich hätte mich mit dem reizenden Neste begnügt; doch diese Trüm-

mer erschrecken mich, sie widerstreben meiner Jugend, und dennoch wie viele Trümmer wird dieser gräßliche Orkan noch machen!"

Ein neuer Windstoß, noch furchtbarer als der erste, erschütterte den Palast. Die Prinzessin stand erschrocken auf.

„O mein Gott! sagen Sie mir, ob uns keine Gefahr droht, sagen Sie es mir, ich sterbe vor Angst!"

„Es ist keine Gefahr, vorhanden, Madame. Terrassenförmig gebaut, kann Versailles den Blitz nicht anziehen. Wenn er fiele, würde er wahrscheinlich auf die Kapelle fallen, die ein spitziges Dach hat, oder auf das kleine Schloß, das hervorragende Stellen bietet. Sie wissen, daß die Spitzen das elektrische Fluidum anziehen und daß die platten Körper im Gegentheil dasselbe zurückstossen."

„Nein!" rief Marie Antoinette, „ich weiß es nicht, ich weiß es nicht."

Ludwig nahm die Hand der Erzherzogin, eine eisige, zitternde Hand.

In diesem Augenblick überströmte ein bleicher Blitz das Gemach mit seinem grünlichen mit Violett durchmischten Scheine. Marie Antoinette stieß einen Schrei aus und drängte den Dauphin zurück.

„Aber, Madame, was gibt es denn?" fragte er.

„Oh!" sagte sie, „Sie kamen mir bei dem Schimmer dieses Blitzes bleich, entstellt, blutig vor. Ich glaubte ein Gespenst zu sehen."

„Das war der Widerschein des Schwefelfeuers, und ich kann Ihnen erklären . . ."

Ein furchtbarer Donnerschlag, dessen Echos sich stöhnend verlängerten, bis sie, auf dem Höhenpunkte angelangt, sich in der Ferne zu verlieren anfingen, ein furchtbarer Donnerschlag schnitt die wissenschaftliche Erläuterung, welche der junge Mann phlegmatisch seiner königlichen Gemahlin geben wollte, kurz ab.

„Auf, Madame," sagte er nach kurzem Stillschweigen,

„Muth gefaßt, ich bitte Sie; überlassen wir diese Angst dem großen Haufen: die physische Bewegung ist eine von den Bedingungen der Natur. Wir dürfen nicht mehr darüber erstaunen, als über die Ruhe, nur folgen sich die Ruhe und die Bewegung; die Ruhe wird durch die Bewegung gestört, die Bewegung wird durch die Ruhe wieder abgekühlt. Im Ganzen ist das nur ein Sturm, Madame, und ein Sturm ist eine von den allernatürlichsten und häufigsten Erscheinungen der Schöpfung. Ich weiß also nicht, warum man darüber erschrecken sollte."

„Oh! vereinzelt würde er mich vielleicht auch nicht erschrecken; doch dieser Sturm an unserem Hochzeittage, erscheint er Ihnen nicht auch als ein furchtbares Vorzeichen in Verbindung mit denen, welche mich seit meinem Eintritt in Frankreich verfolgen?"

„Was sagen Sie, Madame," rief der Dauphin unwillkührlich von einem abergläubischen Schrecken ergriffen, „Vorzeichen, sagen Sie?"

„Ja, ja, gräßliche, blutige!"

„Theilen Sie mir diese Vorzeichen mit, Madame; man gesteht mir im Allgemeinen einen vernünftigen, kalten Geist zu; vielleicht habe ich das Glück, die Vorzeichen, welche Sie erschrecken, zu bekämpfen und niederzuschlagen."

„Mein Herr, die erste Nacht in Frankreich brachte ich in Straßburg zu; man quartierte mich in einem großen Zimmer ein und zündete Kerzen an, weil es finster geworden war; als man diese Kerzen angezündet hatte, zeigte mir ihr Schimmer eine von Blut triefende Wand. Ich hatte jedoch den Muth, mich der Wand zu nähern und diese rothen Tinten aufmerksamer zu betrachten. Die Mauer war mit einer Tapete überzogen, welche die Niedermetzelung der unschuldigen Kinder darstellte. Die Verzweiflung mit den trostlosen Blicken, der Mord mit flammenden Augen, der Blitz des Beiles oder des Schwertes, Thränen, Geschrei der Mütter, Seufzer des Todeskampfes schienen überall und durch einander aus diesen prophetischen Wänden hervorzubrechen, welche, je mehr ich sie an-

schaute, mir immer lebendiger vorkamen. Oh! vom Schrecken in Eis verwandelt, konnte ich nicht schlafen... Und sagen Sie, sprechen Sie, war das nicht ein trauriges Vorzeichen?"

„Für eine Frau des Alterthums vielleicht, Madame, doch nicht für eine Prinzessin unseres Jahrhunderts."

„Mein Herr, dieses Jahrhundert ist schwer an Unglück, meine Mutter hat es mir gesagt, wie der Himmel, der sich über unsern Häuptern entflammt, schwer ist an Schwefel, Feuer und Verheerung. Oh! darum habe ich so bange, darum erscheint mir jedes Vorzeichen als eine Verkündigung."

„Madame, keine Gefahr kann den Thron bedrohen, den wir besteigen; wir Könige leben in einer Region oberhalb der Stürme. Der Blitz ist zu unseren Füßen, und wenn er auf die Erde fällt, so sind wir es, die ihn schleudern."

„Ach! ach! das ist es nicht, was man mir geweissagt hat, mein Herr."

„Und was hat man Ihnen geweissagt?"

„Etwas Furchtbares, Gräßliches."

„Man hat Ihnen prophezeit?"

„Oder vielmehr mich sehen lassen."

„Sehen!"

„Ja, ich habe gesehen, gesehen, sage ich Ihnen, und dieses Bild ist in meinem Geiste geblieben, so tief geblieben, daß es keinen Tag gibt, an welchem ich nicht schaure, wenn ich daran denke, keine Nacht, in der ich es nicht im Traume wiedersehe."

„Können Sie mir nicht sagen, was Sie gesehen? Hat man Stillschweigen von Ihnen gefordert?"

„Nichts hat man von mir gefordert?"

„So sprechen Sie, Madame."

„Hören Sie, es läßt sich unmöglich beschreiben: es war eine Maschine über der Erde errichtet wie ein Schaffot, doch an diesem Schaffot waren zwei Pfosten wie die einer Leiter angebracht, und zwischen diesen zwei

Pfosten glitt ein Messer, ein Hackmesser, ein Beil. Ich sah dies und sah seltsamer Weise auch meinen Kopf unter diesem Messer. Das Messer fiel zwischen den zwei Pfosten herab und trennte von meinem Leibe den Kopf, der auf die Erde rollte. Dies habe ich gesehen, mein Herr, dies habe ich gesehen."

„Ein reines Traumgebilde, Madame," sprach der Dauphin, „ich kenne beinahe alle Werkzeuge, mit denen man den Tod gibt, doch dieses ist nicht vorhanden, beruhigen Sie sich also."

„Ach!" erwiederte Marie Antoinette, „ich kann den abscheulichen Gedanken nicht vertreiben, und ich thue doch Alles, was ich vermag."

„Es wird Ihnen gelingen, Madame," versetzte der Dauphin, indem er sich seiner Gemahlin näherte; „von diesem Augenblick an steht an Ihrer Seite ein liebevoller Freund, ein beständiger Beschützer."

„Ach! ach!" wiederholte Marie Antoinette, schloß die Augen und sank auf ihren Stuhl zurück.

Der Dauphin näherte sich abermals der Prinzessin und sie konnte der Hauch ihres Gemahls ihre Wange bestreifen fühlen.

In diesem Augenblick öffnete sich sachte die Thüre, durch welche der Dauphin eingetreten war, und ein neugieriger Blick, der Blick von König Ludwig **XV.** durchdrang den Halbschatten des weiten Gemaches, das nur zwei Kerzen, in Wellen über dem Vermeilleuchter hinfließend, erhellten.

Der alte König öffnete den Mund, ohne Zweifel, um seinem Enkel eine Ermuthigung zuzuflüstern, als ein unbeschreibliches Krachen im Palaste erscholl, diesmal begleitet von dem Blitze, der sonst immer dem Donner vorhergegangen war; zu gleicher Zeit stürzte sich eine Säule von weißer, grün gesprenkelter Flamme vor das Fenster, machte alle Scheiben zerspringen, und zerschmetterte eine unter dem Balcon liegende Statue; dann stieg sie nach

einem furchtbaren Zucken zum Himmel auf und verschwand wie ein Meteor.

Die zwei Kerzen erloschen von dem Windstoße umhüllt, der in das Zimmer drang. Erschrocken, wankend, geblendet, wich der Dauphin bis an die Wand zurück, an der er angelehnt blieb.

Die Dauphine sank halb ohnmächtig auf die Stufen ihres Betpultes und blieb hier in der tödtlichsten Erstarrung begraben.

Zitternd glaubte Ludwig XV., die Erde wolle einen Abgrund unter ihm öffnen, und kehrte, gefolgt von Lebel, in seine öden Gemächer zurück.

Während dieser Zeit entfloh in der Ferne, wie eine Schaar erschrockener Vögel, das Volk von Versailles und Paris zerstreut durch die Gärten, auf den Landstraßen und durch das Gehölze, verfolgt in allen Richtungen von einem dichten Hagel, der die Blumen im Garten, das Blätterwerk im Walde, den Weizen auf den Feldern in Stücke zerschlug. Der Schiefer und die zarten Sculpturen an den Gebäuden wurden dem Werke der Verwüstung beigefügt.

Ihre Stirne in ihren Händen, betete die Dauphine schluchzend.

Der Dauphin schaute mit einem düsteren, unempfindlichen Gesichte das Wasser an, das durch die zerbrochenen Scheiben in das Zimmer rieselte und auf dem Boden in bläulichen Lachen die Blitze wiederstrahlte, welche mehrere Stunden lang ohne Unterlaß zuckten.

Dieses ganze Chaos entwirrte sich indessen am Morgen; auf kupferfarbigen Wolken hingleitend, enthüllten die ersten Strahlen des Tages die Verheerungen des nächtlichen Orkans vor den Augen.

Versailles war nicht mehr zu erkennen.

Die Erde hatte die Wasserfluth verschlungen; die Bäume hatten die Feuerfluth aufgezehrt; überall Koth und gekrümmte, zerbrochene, durch die Schlange mit dem

brennenden Drucke, die man den Blitz nennt, versengte Stämme.

Ludwig XV., der nicht geschlafen hatte, so groß war sein Schrecken gewesen, ließ sich beim Frühroth von Lebel, welcher ihn nicht verlassen, ankleiden und kehrte durch dieselbe Gallerie zurück, wo beschämt bei dem blassen Schimmer des jungen Tages die uns bekannten Gemälde Grimassen schnitten, Gemälde, welche gemacht worden waren, um von Blumen, Kristallen und entflammten Candelabern umrahmt zu werden.

Zum dritten Male seit dem vorhergehenden Tage öffnete Ludwig XV. die Thüre des Hochzeitgemaches und schauerte, als er auf dem Betpulte zurückgeworfen, bleich, mit Augen so geröthet wie die der erhabenen Madonna von Rubens die zukünftige Königin von Frankreich erblickte, deren Schmerzen der Schlaf endlich unterbrochen hatte, und deren weißem Gewand die Morgendämmerung mit religiöser Ehrfurcht eine Azurtinte verlieh.

Im Hintergrunde des Zimmers auf einem Stuhle, der an der Wand lehnte, ruhte, die Füße mit den seidenen Schuhen in eine Wasserlache ausgestreckt, der Dauphin von Frankreich, eben so bleich als seine Gemahlin und wie diese den Schweiß des Alps auf der Stirne.

Das Hochzeitbett war wie es der König am Abend zuvor gesehen hatte.

Ludwig XV. runzelte die Stirne, ein Schmerz, den er nie zuvor empfunden, durchzuckte diese von der Selbstsucht vereiste Stirne.

Er schüttelte den Kopf, stieß einen Seufzer aus und kehrte in seine Gemächer zurück, düsterer und erschrockener vielleicht zu dieser Stunde, als er es in der Nacht gewesen war.

LXVI.

Die Feste der Place Louis XV.

An dem darauf folgenden 30sten Mai, nämlich zwei Tage nach der furchtbaren Nacht, nach einer Nacht voll von Vorzeichen und Verkündigungen, wie Marie Antoinette gesagt hatte, feierte Paris ebenfalls das Hochzeitfest seines zukünftigen Königs; die ganze Bevölkerung wandte sich nach der Place Louis XV., wo das Feuerwerk abgebrannt werden sollte, diese Vervollständigung jedes großen öffentlichen Festes, die der Pariser schäkernd hinnimmt, während er derselben nicht entbehren kann.

Der Platz war gut gewählt, sechsmal hundert tausend Zuschauer konnten hier nach Belieben kreisen. Um die Reiterstatue von Ludwig XV. hatte man kreisförmig Gerüste errichtet, so daß der Anblick des Feuers allen Zuschauern des Platzes gestattet war, indem man dieses Feuer zehn bis zwölf Fuß über der Erde erhob.

Die Pariser kamen ihrer Gewohnheit gemäß gruppenweise und suchten lange die besten Stellungen, ein unangreifbares Vorrecht der Zuerstgekommenen. Die Kinder fanden Bäume, die ernsten Männer Weichsteine, die Frauen die Geländer der Gräben und die in freier Luft von zigeunerartigen Speculanten errichteten beweglichen Gerüste, wie man sie bei allen Pariser Festen findet, da eine reiche Einbildungskraft jeden Tag die Speculation zu verändern gestattet.

Gegen sieben Uhr sah man mit den ersten Neugierigen einige Abtheilungen von Bogenschützen anlangen.

Der Beaufsichtigungsdienst geschah nicht durch die französischen Garden, denen das Bureau der Stadt das von dem Marschall Obersten Herzog von Biron verlangte Geschenk von tausend Thalern nicht bewilligen wollte.

Dieses Regiment war zugleich gefürchtet und beliebt bei der Bevölkerung, bei der jedes Glied dieses Corps für einen Cäsar und für einen Mandrin galt. Furchtbar auf

dem Schlachtfelde, unerbittlich in Erfüllung ihrer Functionen, hatten die französischen Garden in Friedenszeiten und außer dem Dienst einen schrecklichen Banditenruf; in Uniform waren sie schön, muthig, unnahbar, und ihre Evolutionen gefielen den Frauen und machten Eindruck auf die Männer. Aber frei vom Dienst, als einfache Privatleute unter der Menge zerstreut, wurden sie der Schrecken von denjenigen, deren Bewunderung sie am Tage zuvor erregt, und verfolgten diejenigen, welche sie am andern Tage beschützen sollten.

Da aber nun die Stadt in ihrem alten Grolle gegen diese Nachtschwärmer, gegen diese Stammgäste der Spielhäuser einen Grund fand, den französischen Garden die tausend Thaler nicht zu geben, so schickte sie nur ihre eigenen bürgerlichen Bogenschützen unter dem scheinbaren Vorwande jedoch, daß bei einem Familienfeste, wie das, welches sich eben vorbereitete, der gewöhnliche Wächter genügen müßte.

Man sah nun die beurlaubten französischen Garden sich unter die von uns angeführten Gruppen mischen und in ihrer Eigenschaft als Schildbürger alle die kleinen Unordnungen veranlassen, die sie mit dem Kolben, mit den Füßen und dem Ellenbogen, ja sogar mit der Verhaftung unterdrückt haben würden, wenn ihr Anführer, ihr Cäsar Biron, das Recht gehabt hätte, sie an diesem Abend Soldaten zu nennen.

Das Geschrei der Frauen, das Murren der Bürger, die Klagen der Handelsleute, deren kleines Backwerk und Lebkuchen man gratis verspeiste, bereiteten einen falschen Tumult vor dem wahren Tumult, der natürlich statt haben mußte, wenn sechsmal hundert tausend Neugierige auf diesem Platze versammelt waren, und sie belebten die Scene so, daß gegen acht Uhr Abends auf der Place Louis XV. die Darstellung eines großen Gemäldes von Teniers mit französischen Grimassen zu erwarten war.

Nachdem die Pariser Straßenjungen, zugleich die eifrigsten und die trägsten der bekannten Welt, sich aufge-

stellt oder aufgehißt hatten, nachdem die Bürger und das Volk Posto gefaßt, kamen die Wagen des Adels und der Finanzen.

Es war kein Weg vorgeschrieben worden, sie mündeten also ohne Ordnung durch die Rues de la Madeleine und Saint-Honoré aus und brachten nach den neuen Gebäuden diejenigen, welche Einladungen für die Fenster und Balcons des Gouverneur erhalten hatten, von wo aus man das Feuerwerk vortrefflich sehen mußte.

Diejenigen Leute mit Wagen, welche keine Einladungen erhalten hatten, ließen ihre Carrossen an der Wendung des Platzes und mischten sich zu Fuß, ihre Bedienten voran, in die bereits geschlossene Menge, welche jedoch stets Jedem, der ihn zu erobern weiß, Platz läßt.

Es war seltsam anzuschauen, mit welcher Scharfsichtigkeit diese Neugierigen in der Nacht ihren Marsch durch jede Ungleichheit des Bodens zu unterstützen wußten. Die sehr breite, aber noch nicht vollendete Straße, welche Rue Royale genannt werden sollte, war da und dort von tiefen Gräben durchschnitten, an deren Rand man Schutt und Graberde aufgehäuft hatte. Jede von diesen kleinen Erhabenheiten hatte ihre Gruppe, ähnlich einer höheren Welle inmitten dieses menschlichen Meeres.

Von Zeit zu Zeit stürzte die Welle, durch die anderen Wogen gestoßen, unter dem Gelächter der Menge nieder, welche sich noch nicht so sehr zusammendrängte, daß Gefahr bei solchen Stürzen gewesen wäre, und daß nicht diejenigen, welche gefallen waren, sich hätten wieder erheben können.

Gegen neun Uhr fingen alle bis dahin divergirende Blicke an, dieselbe Richtung zu nehmen, und hefteten sich nach dem Gerüste des Feuerwerks. Nun begannen die beständig spielenden Ellenbogen alles Ernstes die Unantastbarkeit des Terrainbesitzes gegen die unabläßig sich wiederholenden Angriffe zu behaupten.

Dieses Kunstfeuerwerk, eine Erfindung von Ruggieri, war bestimmt, mit dem in Versailles von dem Ingenieur

Torré ausgeführten Feuerwerk zu rivalisiren, eine Rivalität, die der Sturm an jenem Abend leicht gemacht hatte. Man wußte in Paris, daß man in Versailles wenig Nutzen von der königlichen Freigebigkeit, welche fünfzig tausend Franken für dieses Feuerwerk bewilligt, gehabt hatte, da der Regen bei den ersten Raketen das Feuer ausgelöscht, und da das Wetter am Abend des 31sten Mai schön war, so genoßen die Pariser zum Voraus den ihnen gesicherten Triumph über ihre Nachbarn, die Versailler.

Ueberdies erwartete Paris viel mehr von der alten Popularität von Ruggieri als von dem neuen Rufe von Torré.

Weniger launenhaft und unbestimmt, als der seines Collegen, verhieß der Plan von Ruggieri pyrotechnische Bestrebungen der ausgezeichnetsten Art: die Allegorie, die Königin dieser Epoche, vermählte sich mit dem anmuthigsten architektonischen Style; das Gerüste stellte den alten Tempel Hymens vor, der bei den Franzosen an Jugend mit dem Tempel des Ruhmes wetteifert; er war getragen von einer riesigen Colonnade und umgeben von einer Brüstung, an deren Ecken Delphine mit weit aufgesperrtem Rachen nur das Signal erwarteten, um Flammenströme auszuspeien. Den Delphinen gegenüber erhoben sich majestätisch und auf ihren Urnen die Loire, die Rhone, die Seine und der Rhein, dieser Fluß, den wir hartnäckig französisch naturalisiren, trotz aller Welt und sogar, wenn wir den neueren Liedern unserer Freunde, der Deutschen, glauben dürfen, gegen seinen eigenen Willen, alle vier, wir sprechen von den Flüssen, alle vier, sagen wir, bereit, statt ihrer Wasser das blaue, das weiße, das graue und das rosenfarbige Feuer in dem Augenblick auszugießen, wo sich die Colonnade entflammen sollte.

Andere Kunststücke sollten sich in demselben Augenblick entzünden und riesige Blumentöpfe auf der Terrasse des Palastes von Hymen bilden.

Auf demselben Palaste endlich, der so verschiedene

Dinge zu tragen bestimmt war, erhob sich eine leuchtende Pyramide, welche in der Weltkugel endigte; diese Weltkugel, nachdem sie dumpf geblitzt, sollte wie ein Donnerschlag in einer Masse farbiger Girandolen losbrechen. Was den Strauß, das von der Pflicht gebotene und so wichtige Stück betrifft, daß der Pariser ein Feuerwerk nur nach dem Strauße beurtheilt, so hatte ihn Ruggieri von dem Körper der Maschine getrennt; er war auf der Seite des Flusses nach der Statue in einer ganz mit Reservestücken vollgepfropften Bastei angebracht, so daß der Blick durch diese Erhöhung von drei bis vier Klaftern gewinnen mußte, welche den Fuß der Garbe auf ein Piedestal stellte.

Dies sind die Einzelnheiten, von denen Paris in Anspruch genommen wurde; seit vierzehn Tagen sahen die Pariser mit großer Bewunderung Ruggieri und seine Gehülfen in der Finsterniß ihrer Gerüste umhergehen und mit seltsamen Geberden von Zeit zu Zeit stille stehen, um ihre Lunten zu befestigen und ihr Zündkraut zu sichern.

Der Augenblick, wo die Laternen auf die Terrassen des Gerüstes gebracht wurden, ein Augenblick, der das baldige Entzünden verkündigte, hatte auch eine lebhafte Sensation bei der Menge zur Folge und einige Reihen der Unerschrockensten wichen zurück, was eine lange Schwankung bis zu den äußersten Enden der Menge hervorbrachte.

Die Wagen kamen fortwährend an und begannen sich des Platzes selbst zu bemächtigen. Die Pferde stützten ihre Köpfe auf die Schultern der letzten Zuschauer, welche über diese gefährlichen Nachbarn unruhig zu werden anfingen. Bald häufte sich hinter den Wagen die stets wachsende Menge an, so daß die Wagen, hätten sie zurückweichen wollen, dies nicht mehr konnten, da sie sich in dieser compacten und stürmischen Ueberschwemmung eingezwängt fanden. Da sah man mit der Kühnheit des Parisers, der erobert, welche nur ein Seitenstück in der Langmuth des Parisers hat, der sich erobern läßt, da sah man auf die Verdecke der Kutschen, wie Schiffbrüchige

auf Felsen, französische Garden, Arbeiter und Lackeien steigen.

Die Beleuchtung der Boulevards warf von ferne ihren rothen Schimmer auf die Köpfe der Tausende von Neugierigen, unter denen das Bajonnet eines bürgerlichen Bogenschützen, funkelnd wie !ein Blitz, eben so selten erschien, als es die auf einem abgemähten Felde stehen gebliebenen Aehren sind.

An den Seiten der neuen Gebäude, heut zu Tage das Hotel Grillon und das Garde-Meuble der Krone, hatten die Wagen der Eingeladenen, zwischen denen man vorsichtiger Weise keinen Gang frei gelassen, drei Reihen gebildet, welche sich von einer Seite des Boulevard bis zu den Tuilerien, von der andern des Boulevard bis zur Rue des Champs-Elysées ausbreiteten, indem sie eine Windung machten, wie eine dreimal auf sich selbst zusammengerollte Schlange.

Längs diesen dreifachen Reihen von Carrossen sah man, wie Gespenster am Ufer des Styx, diejenigen Eingeladenen umherirren, welche die Wagen ihrer Vorgänger das große Thor zu erreichen verhinderten; ganz betäubt durch das Geräusch, ängstlich darauf bedacht, besonders was die völlig in Atlaß gekleideten Frauen betrifft, das staubige Pflaster zu vermeiden, stießen sie an die Wogen des Volkes, das sie wegen ihrer Zartheit verspottete, suchten einen Durchgang zwischen den Rädern der Wagen und den Füßen der Pferde, und schlüpften, wie sie eben konnten, bis zum Orte ihrer Bestimmung, ein Ziel, um das man sie eben so sehr beneidete, als um einen Hafen im Sturme.

Eine von diesen Carrossen kam gegen neun Uhr, das heißt kaum einige Minuten vor der zum Entzünden des Feuerwerks bestimmten Stunde, um sich ebenfalls Bahn bis zur Thüre des Gouverneur zu brechen. Doch diese schon seit einiger Zeit streitig gemachte Anmaßung war in diesem Augenblick mindestens verwegen, wenn nicht unmöglich geworden. Es hatte sich eine vierte Reihe, die

drei ersten verstärkend, zu bilden angefangen, und die Pferde, welche dazu gehörten, wurden, von der Menge bedrängt, von munter wüthend und schleuderten rechts und links Fußtritte aus, welche bereits Unfälle zur Folge gehabt, die sich in dem Geräusch und in der Menge verloren.

An den Federn dieses Wagens hängend, der sich seine Bahn durch die Menge gebrochen, marschirte ein junger Mensch, der alle Hinzukommenden zurückschob, die es versuchten, sich der Wohlthat einer Locomotive zu bemächtigen, die er zu seinen Gunsten confiscirt zu haben schien.

Als der Wagen anhielt, warf sich der junge Mann auf die Seite, jedoch ohne die beschützende Feder loszulassen, an der er sich immer noch mit einer Hand anklammerte. Er konnte also durch den offenen Kutschenschlag das belebte Gespräch der Gebieter des Wagens hören.

Der Kopf einer weiß gekleideten und nur mit einigen natürlichen Blumen frisirten Frau neigte sich aus dem Schlage. Sogleich rief eine Stimme:

„Andrée, Du bist doch ein wahres Landmädchen, neige Dich nicht so hinaus, oder alle Teufel! Du läufst Gefahr, von dem ersten vorübergehenden Bauernlümmel geküßt zu werden. Siehst Du nicht, daß unser Wagen mitten unter diesem Volke ist, als wäre er mitten im Fluße? Wir sind im Wasser, meine Liebe, und zwar im schmutzigen Wasser, und wollen uns nicht damit benetzen."

Der Kopf des jungen Mädchens zog sich in den Wagen zurück.

„Von hier aus sieht man nichts, mein Herr," sagte sie, „wenn nur unsere Pferde eine halbe Wendung machen könnten, wir würden durch den Schlag sehen und wären beinahe so gut, als am Fenster des Gouverneur."

„Drehe, Kutscher," rief der Baron.

„Es ist unmöglich, Herr Baron," antwortete der Kutscher, „ich müßte zehn Personen zermalmen."

„Ei, bei Gott! zermalme sie."

„Oh! mein Herr," sprach Andrée.

„Oh! mein Vater!" sagte Philipp.

„Wer ist der Baron da, der die armen Leute zermalmen will?" riefen einige drohende Stimmen.

„Parbleu! ich bin es," sprach der Baron, indem er sich aus dem Wagen hervorneigte und dabei ein schräge über die Brust laufendes großes, rothes Ordensband zeigte.

In jener Zeit respectirte man noch die großen Ordensbänder und sogar die großen rothen Ordensbänder; man brummte aber auf einer absteigenden Tonleiter.

„Warten Sie, mein Vater, ich will aussteigen und sehen, ob es möglich ist, durchzukommen," sagte Philipp.

„Nimm Dich in Acht, mein Bruder, Du setzest Dich der Gefahr aus, todtgeschlagen zu werden, hörst Du das Gewieher der Pferde?"

„Du kannst wohl sagen das Gebrülle," versetzte der Baron. „Wir wollen aussteigen, Philipp, sage den Leuten, sie sollen auf die Seite treten, damit wir durchkommen können."

„Ah! Sie kennen Paris nicht mehr, mein Vater," entgegnete Philipp. „Diese Gebietermanieren waren ehmals gut, doch heute dürften sie nicht durchdringen, und Sie möchten doch wohl nicht gern Ihre Würde gefährden, nicht wahr, mein Vater?"

„Wenn aber diese Bursche erfahren, wer ich bin?"

„Mein Vater," erwiederte Philipp lächelnd, „wenn Sie der Dauphin selbst wären, würde man sich Ihretwegen nicht stören lassen; das befürchte ich besonders in diesem Augenblicke, denn das Feuerwerk wird sogleich beginnen."

„Dann werden wir nichts sehen," sagte Andrée verdrießlich.

„Das ist bei Gott Dein Fehler," erwiederte der Baron, „Du hast zwei Stunden zu Deiner Toilette gebraucht."

„Mein Bruder, könnte ich nicht Deinen Arm nehmen und mich mitten unter diese Leute stellen?" sagte Andrée.

„Ja, ja, meine kleine Dame," sprachen mehrere

Stimmen, gerührt durch die Schönheit von Andrée; „ja, kommen Sie, Sie sind nicht dick und man macht Ihnen Platz.“

„Willst Du, Andrée?“ fragte Philipp.

„Gewiß,“ erwiederte Andrée und sprang leicht und ohne den Tritt zu berühren aus dem Wagen.

„Es sei,“ sagte der Baron; „doch ich, der ich mich den Teufel um das Feuerwerk bekümmere, ich bleibe hier.“

„Gut, bleiben Sie, sprach Philipp; „wir entfernen uns nicht, mein Vater.“

Die Menge, stets achtungsvoll, wenn keine Leidenschaft sie aufreizt, stets achtungsvoll vor der erhabenen Königin, welche man die Schönheit nennt, die Menge öffnete sich vor Andrée, und ein guter Bürger, mit seiner Familie Besitzer einer Steinbank, ließ seine Frau und seine Tochter etwas auf die Seite treten, daß Andrée einen Platz bei ihnen fand.

Philipp stellte sich zu den Füßen seiner Schwester und diese stützte eine ihrer Hände auf seine Schulter.

Gilbert war ihnen gefolgt und verschlang, vier Schritte von den jungen Leuten stehend, Andrée mit seinen Augen.

„Bist Du gut hier, Andrée?“ fragte Philipp.

„Vortrefflich,“ antwortete das Mädchen.

„So geht es, wenn man schön ist,“ versetzte lächelnd der Vicomte.

„Ja, ja, schön, sehr schön,“ murmelte Gilbert.

Andrée hörte diese Worte; doch da sie ohne Zweifel aus dem Munde eines Menschen aus dem Volke kamen, bekümmerte sie sich nicht mehr darum, als ein indischer Gott sich um die Huldigung bekümmert, die ihm ein armer Paria zu Füßen legt.

LXVII.

Das Feuerwerk.

Andrée und ihr Bruder waren kaum festgestellt, als die ersten Raketen in die Wolken aufschoßen und ein gewaltiges Geschrei sich aus der Menge erhob, die sich nun einzig und allein der Beschauung dessen hingab, was ihr der Mittelpunkt des Platzes bieten sollte.

Der Anfang des Feuerwerks war prachtvoll und in jeder Beziehung würdig des hohen Rufes von Ruggieri. Die Decoration des Tempels entzündete sich stufenweise und bot dann eine Façade von Feuern. Beifallsgeklatsche erscholl; doch dieses Geklatsche verwandelte sich bald in wüthende Bravos, als aus dem Rachen der Delphine und aus den Urnen der Flüsse Flammenströme hervorstürzten, welche ihre Cascaden von verschiedenfarbigen Feuern kreuzten.

Vom höchsten Erstaunen beim Anblick eines Schauspieles, das nicht seines Gleichen auf der Welt hat, bei dem Anblicke einer vor einem Flammenpalaste vor Freude brüllenden Bevölkerung von siebenmal hundert tausend Seelen suchte Andrée nicht einmal ihre Eindrücke zu verbergen.

Drei Schritte von ihr, durch die herkulischen Schultern eines Lastträgers, der sein Kind in die Luft hob, bedeckt, betrachtete Gilbert Andrée ihretwegen und das Feuerwerk, weil sie es betrachtete.

Gilbert sah Andrée vom Profil; jede Rakete beleuchtete das schöne Antlitz und verursachte ein Beben bei dem jungen Manne; es kam ihm vor, als entstünde die allgemeine Bewunderung aus diesem göttlichen Geschöpfe, das er anbetete.

Andrée hatte Paris nie gesehen und eben so wenig eine solche ungeheure Menge und die Herrlichkeiten eines solchen Festes; die vielfachen Offenbarungen, welche auf ihren Geist eindrangen, betäubten sie.

Plötzlich verbreitete sich ein lebhafter Schimmer, der in einer schrägen Linie vom Flusse herkam. Es war eine mit furchtbarem Krachen zerplatzende Bombe, deren verschiedenartiges Feuer Andrée bewunderte.

„Sieh, Philipp, wie schön das ist," sagte sie.

„Mein Gott," rief der junge Mann unruhig, ohne ihr zu antworten, „diese letzte Rakete war sehr schlecht gerichtet: sie ist offenbar von ihrer Bahn abgegangen, denn statt ihre Parabel zu beschreiben, ist sie beinahe horizontal fortgeschossen."

Philipp hatte kaum diese Unruhe geäußert, weche sich auch in der Menge durch ein Beben fühlbar zu machen anfing, als ein Flammenwirbel von der Bastei aufsprang, auf der sich der Strauß und die Reserve des Feuerwerks fanden. Ein Lärmen, dem von hundert Donnern ähnlich, durchkreuzte sich in allen Richtungen auf dem Platze und brachte, als hätte dieses Feuer verheerende Kartätschen enthalten, die am nächsten stehenden Zuschauer, welche einen Augenblick die unerwartete Flamme ihr Gesicht angreifen fühlten, in Verwirrung.

„Schon der Strauß? Schon der Strauß?" riefen die entferntesten Zuschauer. „Noch nicht! Das ist zu früh."

„Schon!" wiederholte Andrée. „Oh! ja, es ist zu früh."

„Nein," sagte Philipp, „es ist nicht der Strauß; es ist ein Unfall, der in einem Augenblick wie die Wellen des Meeres diese noch ruhige Menge niederwerfen wird. Komm, Andrée, kehren wir zu unserem Wagen zurück, komm."

„Oh! laß mich noch sehen, Philipp, es ist so schön."

„Im Gegentheil, Andrée, wir haben keinen Augenblick zu verlieren, folge mir. Das ist das Unglück, das ich ahnete. Eine verlorene Rakete hat die Bastei in Brand gesteckt. Man zermalmt sich schon dort. Hörst Du das Geschrei? Das ist nicht mehr Freudengeschrei, sondern Angstgeschrei. Geschwinde, geschwinde zum Wagen."

Und Philipp schlang seinen Arm um den Leib seiner Schwester und zog sie nach der Seite seines Vaters fort; an dem furchtbaren Lärmen, der sich hörbar machte, erkannte dieser eine Gefahr, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte, neigte sich aus dem Schlage und suchte mit den Augen seine Kinder.

Es war schon zu spät und die Weissagung von Philipp verwirklichte sich. Der aus fünfzehntausend Raketen bestehende Strauß brach los, entstürzte in allen Richtungen und verfolgte die Neugierigen wie feurige Pfeile, die man in die Arena nach den Stieren abschießt, um sie zum Kampfe aufzureizen.

Anfangs erstaunt, dann erschrocken, wichen die Zuschauer mit der Gewalt der Unüberlegtheit vor dem unüberwindlichen Rückschritte von hundert tausend Personen zurück; hundert tausend andere gaben keuchend ihrer Nachhut dieselbe Bewegung; das Gerüste fing Feuer, die Kinder schrieen, die Frauen hoben erstickend ihre Arme empor; die Bogenschützen schlugen rechts und links, in der Meinung sie könnten die Schreier zum Schweigen bringen und die Ordnung durch die Gewalt wiederherstellen. Alle diese Ursachen machten zusammengenommen, daß die Woge, von der Philipp sprach, wie eine Wasserhose auf die Ecke des Platzes fiel, wo er sich befand; statt den Wagen des Barons zu erreichen, wie er hoffte, wurde der junge Mann von der unüberwindlichen Strömung fortgerissen, von der keine Beschreibung einen Begriff zu geben vermöchte, denn, durch die Furcht und den Schmerz schon verzehnfacht, verhundertfachten sich die Kräfte der Einzelnen durch die Beifügung der allgemeinen Kräfte.

Im Augenblick, wo Philipp Andrée fortzog, ließ sich auch Gilbert von der Woge fassen, welche sie mitnahm, doch nach etwa zwanzig Schritten hob eine Bande von Flüchtigen, die sich links in die Rue de la Madeleine wandte, Gilbert in die Höhe und schleppte ihn mit sich, so gewaltig er auch brüllte, als er sich von Andrée getrennt fühlte.

An den Arm von Philipp angeklammert, wurde Andrée in eine Gruppe eingeschlossen, welche das Zusammentreffen mit einem Wagen zu vermeiden suchte, an den zwei wüthende Pferde gespannt waren. Philipp sah ihn rasch und drohend auf sich zukommen; die Pferde schienen Feuer durch die Augen, Schaum durch die Nüstern zu schleudern. Er machte übermenschliche Anstrengungen, um dem Zuge auszuweichen. Doch Alles war vergebens, er sah, wie die Menge hinter ihm sich öffnete, er erblickte die schäumenden Köpfe der zwei wahnsinnigen Thiere, die sich bäumten wie die marmornen Rosse, welche den Eingang der Tuilerien bewachen, während der Sklave sie zu bändigen versucht. Philipp ließ den Arm von Andrée los, stieß sie, so viel ihm möglich war, aus dem gefährlichen Pfade und sprang dem Pferd, das sich auf seiner Seite befand, ans Gebiß; das Pferd bäumte sich, Andrée sah ihren Bruder sinken, fallen, verschwinden; sie stieß einen Schrei aus, erhob die Arme, wurde zurückgeworfen, drehte sich im Kreise und befand sich nach einem Augenblick allein, schwankend, fortgetragen, wie die Feder im Winde, ohne der Kraft, die sie anzog, einen Widerstand entgegensetzen zu können.

Betäubendes Geschrei, furchtbarer als Kriegsgeschrei, Wiehern von Pferden, ein gräßlicher Lärmen der Räder, welche bald das Pflaster, bald die Leichname zermalmten, das bleiche Feuer der verbrennenden Gerüste, der düstere Blitz der Säbel, welche einige wüthende Soldaten gezogen hatten, und über Alles dies das blutige Chaos, die eherne Statue von falbem Widerschein beleuchtet und den Vorsitz bei dem Blutbade führend, dies war mehr, als es brauchte, um die Vernunft von Andrée in völlige Verwirrung zu bringen und ihr alle ihre Kräfte zu rauben. Es wären die Kräfte eines Titanen ohnmächtig bei einem solchen Kampfe gewesen, bei einem Kampfe eines Einzelnen gegen Alle mit der Zuthat des Todes.

Andrée stieß einen herzzerreißenden Schrei aus; ein

Soldat öffnete sich einen Weg durch die Menge, indem er diese mit seinem Säbel schlug.

Der Säbel glänzte über ihrem Haupte.

Sie faltete die Hände, wie es ein Schiffbrüchiger thut, wenn die letzte Woge über seine Stirne hingeht, rief: „Mein Gott!“ und fiel.

Wenn man fiel, war man todt.

Doch diesen furchtbaren, äußersten Schrei hatte Einer gehört, erkannt, aufgefaßt; von Andrée fortgerissen, hatte sich Gilbert ihr durch einen gewaltigen Kampf wieder genähert; von derselben Welle niedergebeugt, welche Andrée verschlungen, erhob er sich wieder, sprang nach dem Säbel, der Andrée maschinenmäßig bedroht hatte, packte den Soldaten, als er eben zu schlagen im Begriffe war, an der Gurgel und warf ihn nieder; bei dem Soldaten lag eine junge Frau in weißem Gewande ausgestreckt; er faßte sie und hob sie auf, wie es ein Riese gethan hätte.

Als er diese Gestalt, diese Schönheit, diesen Leichnam vielleicht, an seinem Herzen fühlte, erleuchtete ein Blitz des Stolzes sein Antlitz; das Erhabene in dieser Lage war er, er das Erhabene der Kraft und des Muthes! Er stürzte sich mit seiner Last in einen Menschenstrom, der in seiner Flucht sicherlich eine Mauer umgerissen hätte. Diese Gruppe unterstützte ihn, hob ihn auf, trug ihn, ihn und das junge Mädchen; so ging er oder rollte er vielmehr einige Minuten lang. Plötzlich hielt der Strom an, als bräche er sich an einem Hinderniß. Die Füße von Gilbert berührten die Erde; jetzt erst fühlte er das Gewicht von Andrée, schaute empor, um das Hinderniß zu erforschen und sah sich drei Schritte vom Garde-Meuble.

Die Steinmasse hatte die Fleischmasse zermalmt.

Während dieses Augenblicks eines ängstlichen Haltes hatte er Zeit, Andrée zu betrachten, welche in einen Schlaf, so tief wie der Tod, versunken war: das Herz schlug nicht mehr, die Augen waren geschlossen, das Gesicht bläulich wie eine verwelkende weiße Rose.

Gilbert hielt sie für todt. Er stieß ebenfalls einen

Schrei aus, drückte seine Lippen Anfangs auf das Kleid, auf die Hand, dann verschlang er, ermuthigt durch die Gefühllosigkeit, dieses kalte Gesicht, diese unter ihren geschlossenen Lidern aufgeschwollenen Augen. Er erröthete, weinte, brüllte, versuchte es, seine Seele in die Brust von Andrée übergehen zu lassen, und staunte, daß seine Küsse, welche einen Marmor erwärmt hätten, ohne Kraft bei diesem Leichnam blieben.

Plötzlich fühlte Gilbert das Herz unter seiner Hand schlagen.

„Sie ist gerettet!" rief er, indem er diese schwarze, blutige Menge entfliehen sah und die Verwünschungen, das Geschrei, die Seufzer und den Todeskampf der Opfer hörte. „Sie ist gerettet! und ich bin es, der sie gerettet!"

Mit dem Rücken an die Wand gelehnt, die Augen nach der Brücke gerichtet, hatte der Unglückliche nicht zu seiner Rechten geschaut; zu seiner Rechten, vor den Carrossen, welche lange durch die Massen aufgehalten worden waren, die nun, minder fest zusammengepreßt, zu weichen anfingen, zu seiner Rechten vor den Carrossen, welche bald im Galopp fortbrausten, als ob Kutscher und Pferde von einem allgemeinen Schwindel ergriffen worden wären, flohen zwanzigtausend Unglückliche, die sich gegenseitig verstümmelten, zermalmten,

Instinktartig flohen sie längs den Mauern hin, an denen die Nächsten zerschmettert wurden.

Diese Masse riß alle diejenigen, welche bei dem Garde-Meuble Fuß gefaßt und sich aus dem Schiffbruch gerettet glaubten, mit sich fort oder erstickte sie auf der Stelle. Eine neue Sündfluth von Schlägen, von Körpern, von Leichnamen überströmte Gilbert; er fand eine von den Vertiefungen, welche die Gitter bildeten, und hielt sich daran.

Das Gewicht der Flüchtlinge machte die Mauer erkrachen.

Gilbert fühlte sich keuchend nahe daran, loslassen zu

müssen, doch mit einer äußersten Anstrengung alle seine Kräfte zusammenraffend, umschlang er den Leib von Andrée mit seinen Armen und stützte seinen Kopf auf die Brust des Mädchens. Man hätte glauben sollen, er wolle diejenige ersticken, welche er beschützte.

„Fahre wohl, fahre wohl!" murmelte er, indem er mehr in ihr Kleid biß, als dieses küßte.

Dann schlug er die Augen zum Himmel empor, um ihn um einen letzten Blick anzuflehen.

Da bot sich ihm eine seltsame Erscheinung.

Es war auf einem Weichsteine stehend, mit der rechten Hand sich an einem in der Mauer befestigten Ringe haltend, während er mit der linken Hand eine Armee von Flüchtigen zu sammeln schien, ein Mann, der, indeß deß er dieses ganze wüthende Meer zu seinen Füßen hintoben sah, bald ein Wort ausschleuderte, bald eine Geberde machte. Bei diesem Worte, bei dieser Geberde sah man sodann, wie mitten unter der Menge ein vereinzelter Mensch stehen blieb, eine Anstrengung machte, kämpfte, sich anklammerte, um bis zu diesem Manne zu gelangen. Andere, welche schon bis zu ihm gedrungen waren, schienen in den Neuhinzukommenden Brüder zu erkennen, und diese Brüder unterstützten sie, indem sie dieselben aus der Menge zogen, aufhoben, an sich rissen. So war es diesem Kern von Menschen, die hier gemeinschaftlich kämpften, einem Brückenpfeiler ähnlich, der das Wasser theilt, bereits gelungen, die Menge zu theilen und die Massen der Flüchtlinge im Schach zu halten.

In jedem Augenblick traten neue Kämpfer, welche bei den seltsamen Worten, die er aussprach, bei den von ihm wiederholten sonderbaren Geberden aus der Erde hervorzukommen schienen, zu dem Gefolge dieses Mannes.

Gilbert erhob sich mit einer neuen Kraftanstrengung; er fühlte, daß dort das Heil war, denn dort war die Ruhe und die Macht. Ein letzter Strahl der Flamme des Gerüstes, die sich nur wiederbelebte, um zu sterben, er-

leuchtete das Antlitz dieses Mannes. Er stieß einen Schrei des Erstaunens aus.

„Oh! ich mag immerhin sterben," murmelte Gilbert, „doch sie soll leben. Dieser Mann hat die Macht, sie zu retten."

Und in einem Aufschwunge erhabener Selbstverleugnung hob er das Mädchen in Armen empor und rief:

„Herr Baron von Balsamo! retten Sie Fräulein Andrée von Taverney."

Balsamo hörte diese Stimme, welche wie die der Bibel aus den Tiefen der Menge hervorrief: er sah über dieser verschlingenden Woge eine weiße Gestalt sich erheben, sprang von seinem Weichsteine zu Boden und rief: „Herbei zu mir!" Sein Gefolge warf Alles nieder, was ihm ein Hinderniß entgegensetzte; er ergriff Andrée, welche noch die kraftlos werdenden Arme von Gilbert unterstützten, nahm sie und trug sie, fortgetrieben durch eine Bewegung der Menge, welche er zu bewältigen aufgehört, rasch weg, ohne daß er Zeit hatte, den Kopf umzuwenden.

Gilbert wollte ein letztes Wort sprechen, vielleicht wollte er sich den Schutz dieses seltsamen Mannes, nachdem er ihn für Andrée erfleht, für sich selbst erbitten, doch er hatte kaum noch die Kraft, seine Lippen auf den herabhängenden Arm des Mädchens zu drücken und aus ihrer krampfhaft zusammengepreßten Hand ein Stück aus dem Kleide dieser neuen Eurydice zu zerren, die ihm die Hölle entriß.

Nach diesem äussersten Kuß, nach diesem letzten Lebewohl, hatte der junge Mann nur noch zu sterben; er versuchte es auch nicht mehr, länger zu kämpfen, schloß die Augen und fiel sterbend auf einen Haufen von Sterbenden.

Ende des dritten Bandes.

schilderte das Aeußere dieses Mannes. Er stieß einen Schrei des Erstaunens aus.

„Oh! ich muß hinunter steigen,“ murmelte Gilbert, „doch sie soll leben. Dieser Mann hat die Macht, sie zu retten.“

Und in einem Anfluge unbeschreiblicher Selbstverleugnung hob er das Mädchen in die Arme empor und rief: „Herr Baron von Balsamo! retten Sie Fräulein Andrée von Taverney.“

Balsamo hörte diese Stimme, welche wie aus der Tiefe aus den Tiefen der Menge hervorrief; er sah über seiner verschlungenen Woge eine weiße Gestalt sich erheben, sprang gegen seinen Begleiter zu Boden und rief: „Gebt Raum!“ Sein Gefolge warf Alles nieder, was ihm ein Hinderniß entgegensetzte; er ergriff Andrée, welche noch [illegible] Arme von Gilbert unterstützten, und nahm sie [illegible], fortgerissen durch eine Bewegung der Menge, welche er zu benützen aufgehört, rasch [illegible], ohne daß er Zeit hatte, den Kopf umzuwenden.

Gilbert wollte ein letztes [illegible] Andrée; vielleicht wollte er sich dem Schutz dieses seltsamen Mannes empfehlen, [illegible] für sich selbst erflehen, doch er hatte kaum noch die Kraft, seine Lippen auf den herabhängenden Arm des Mädchens zu drücken und aus ihrer zusammengepreßten Hand ein Stück von dem Kleide wieder [illegible] zu [illegible], die ihm [illegible] entriß.

Nach diesem äußersten [illegible], nach diesem letzten [illegible], hatte der junge Mann nur noch zu sterben; er versuchte es auch nicht mehr, länger zu kämpfen, schloß die Augen und fiel sterbend auf einen Haufen von Leichnamen.

Ende des dritten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Denkwürdigkeiten eines Arztes

Bd.: [1,]9/13

Stuttgart 1846

L.eleg.g. 16 t-2,11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572980-2